Sagenkranz aus Hessen-Nass... und der Wartburg-Ge...

Carl Hessler



Sagenkranz

aus

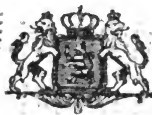
Hessen-Nassau

und der Wartburg-Gegend

von

Carl Heßler.

Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage.



Cassel
Verlag von Carl Vietor
1894.



Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Sagenkranz hat nicht nur in unserem Hessenlande, sondern auch bei den außerhalb desselben weilenden Hessen eine überaus freundliche Aufnahme gefunden. Es kann dies gewiß als ein Beweis dafür gelten, daß der Sinn für unsere hessische Sage und Geschichte noch ein recht reger ist, und daß somit die Veröffentlichung dieser Sammlung kein zweckloses Unternehmen war. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist die erste Auflage dieses Buches vergriffen worden, und es war dies für mich, wie für den Verleger, Herrn Hofbuchhändler Klaunig, eine Anregung, das Werk sowohl inhaltlich, als auch in seiner Ausstattung noch vollkommener zu gestalten. An die Stelle einiger ausgeschiedener minderwertiger Sagen ist eine größere Anzahl anderer getreten, welche interessanter und wertvoller sind. Verschiedene Sagen sind in Beziehung auf ihre Form etwas faßlicher gegeben worden. An alle Freunde unserer Sage sei auch an dieser Stelle noch einmal die Bitte gerichtet, mich oder

Herrn Klaunig auf wertvolle, noch nicht in die Sammlung aufgenommene Sagen aufmerksam zu machen, damit dieselben bei einer späteren Auflage Berücksichtigung finden können. Möge der Sagenkranz nun auch in dieser Ausgabe freundliche Aufnahme finden und überall in unserem Heimatlande den Sinn für die hessische Sage und Geschichte immer mehr stärken und fördern.

Cassel, im September 1893.

Carl Heßler.

Inhalts-Verzeichnis.



Sagen aus Hessen.

Sagen aus Nassau.

Sagen aus Thüringen.



Einleitung.

Die Sage.

Die Sage wandelt sinnend durchs Land von Ort zu Ort
Und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
In Hainen rauscht ihr Flüstern, wie ferner Harfenklang.

Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmendach,
Sie thront auf Felsenstirnen, sie spielt am Waldesbach,
Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
Daß sie fast aller Orten von alter Zeit erzählt.

L. Bechstein.



Eine herrliche, ewig-frische Blüte am Baume der Volkspoesie ist die Sage. Sie ist ein schönes, ernstes Wesen, dessen Worten wir gar gerne lauschen, ja vielleicht mit größerer und innigerer Teilnahme als selbst dem Märchen. Während dieses uns in ein Zauberland, in ein Reich des Wunderbaren und Übernatürlichen führt, lehnen sich dagegen die Sagen an geschichtliche

Personen und bestimmte Örtlichkeiten an, verschmähen aber auch nicht das Wunderbare und Übernatürliche. „Die Märchen sind teils durch ihre äußere Verbreitung, teils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken fordern." Sie führen uns in jene düstere, nebelgraue Ferne, in die Zeit, in welcher noch die heiligen Götter in menschlicher Hülle auf Erden zu wandeln pflegten und mit den sterblichen Menschen verkehrten; aber sie erzählen uns auch aus jüngeren Zeiten von manchem herrlichen und gewaltigen Helden, von lieblichen, holden Wesen, von Riesen und Zwergen, Drachen und Ungeheuern und dem verderbenbringenden Treiben des Bösen. Die Sage ist gleichsam die Mutter der Geschichte, „die purpurfarbige Morgenröte, welche dieser Sonne vorangeht." Sie wohnt in Burg- und Klosterruinen, an Seeen und Teichen, Quellen und Brunnen. Es gibt wohl wenig Orte, an welche sich nicht eine oder mehrere Sagen knüpften. Kobolde und Gnomen, die tief im Schoße der Berge ihr heimlich Wesen treiben und dort ihre unendlichen Schätze an Gold und Edelsteinen beschützen, findet man fast aller Orten. Nach je hundert Jahren blüht die Wunderblume*), welche dem glücklichen Finder

*) Die Wunderblume soll bald nur in der Johannisnacht, bald nur alle hundert Jahre blühen. Bricht sie der

die Thore der Berge öffnet und ihm Gelegenheit bietet, sich in den Besitz dieser großen Reichtümer zu setzen. In Klosterruinen erscheinen zu mitternächtlicher Stunde Nonnen und Mönche, auf Burgruinen weiße Frauen und Ritter, und in Flüssen und Seeen, Teichen und Quellen wohnen Wasserjungfrauen und Nixen,*) welche den vorübergehenden Wanderer auf mancherlei Weise zu necken suchen. „Die Sagen einer Gegend erscheinen wie die Flora derselben, sie gehören zu ihr, wie die Blumen, welche eine Burg umblühen." Gleich dem immergrünenden Epheu umschlingen sie die altersgrauen Trümmer der Burgen; sie geben solchen Orten eine gewisse Weihe, und mit stillem Schauer betritt man diese Stätten vergangener Herrlichkeiten und ruhmvoller Thaten.

Finder nicht, so verschwindet sie plötzlich unter Donner und Blitz.

*) Die Nixen sind schöne, herrliche, aber seelenlose Wesen in menschlicher Gestalt. Öfter sieht man sie mit dem Oberkörper aus den Fluten emportauchen, und man kann dann wahrnehmen, daß ihr Unterkörper fisch- oder schlangenartig gebildet ist. Zuweilen nehmen sie aber auch ganz menschliche Gestalt und Kleidung an; dann gesellen sie sich gern unter die Menschen und nehmen Teil an Spiel und Tanz. Erkennen kann man sie an dem nassen Saum ihres Gewandes. Zu einer bestimmten Stunde müssen sie jedoch wieder zurückkehren, überschreiten sie diese Zeit, so kostet dies ihr Leben. Blutstropfen auf dem Wasserspiegel oder ein aufsteigender Blutstrahl sind das sichere Zeichen, daß sie die Versäumnis mit ihrem Leben gebüßt haben.

Der Wassermann erscheint als feiner Mann und ist an seinem nassen, langen Barte zu erkennen. Er findet Gefallen an den schönen Töchtern der Menschen; zuweilen raubt er ein Mädchen und nimmt es mit in seine unterirdische Wohnung.

Am kräftigsten und frischesten blühte die Sage in der älteren Zeit; aber auch heute noch ist der Volksgeist thätig, bedeutende, lieb gewonnene, verehrte Persönlichkeiten und Vorgänge mit dem Schmuck der Sage zu umkleiden. „In der Sage offenbart sich das Herz des Volkes, sein Vertrauen und seine Liebe, sein Glaube und seine Hoffnung, sein Geschick und sein Walten; sie erfreut, erhebt, rührt nicht allein das Volk, sondern ist ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Trösterin durch die Macht des Beispiels und geht fortwährend mit seiner traditionellen Spruch- und Gleichnisweisheit Hand in Hand.“ Grimm sagt: „Die Kinder glauben noch an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin.“

Je nachdem die Sagen von geschichtlichen Persönlichkeiten, bedeutungsvollen Örtlichkeiten oder von Göttern berichten, unterscheidet man geschichtliche, örtliche und Göttersagen (Mythus). Kirchliche Sagen nennt man Legenden; sie nehmen ihren Stoff aus dem Leben Christi, der Apostel, christlicher Heiligen und Märtyrer. Als eine besondere Sagengattung sind schließlich noch die Tiersagen zu nennen. Sie schildern das Leben und Treiben der ungezähmten Tiere, welche man sich mit Verstand und Denkkraft ausgerüstet denkt.

Welchen Wert und welche Bedeutung die Sagen für Herz und Gemüt haben, sagt uns Grimm in den Worten: „Es wird dem Menschen von heimatswegen

ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben."

So knüpfen sie das Herz des Menschen an seine Heimat, machen ihm dieselbe lieb und teuer und pflanzen in die Herzen ein gar edles Pflänzchen: die Liebe zur Heimat, zum Vaterlande — die Liebe, die schon gar Manchen, der in der Fremde dem Glücke nachgeeilt, mit unwiderstehlicher Gewalt in das Land seiner Lieben, in sein trautes Heimatland, zurückgezogen hat.



Sagen aus Hessen.





Die Hessensage.



Der Hessenwald steht kahl und herbstgelichtet,
Im Sturme sank ihm seine grüne Pracht;
Den Gipfel starr ins Wolkengrau gerichtet,
So harrt er schweigend auf die Winternacht.

Still bin ich durchs verwelkte Laub geschritten,
Ein Blättermeer umrauschte meinen Fuß;
Dem Nebel trotzend ward der Pfad erstritten:
„Schlaf wohl, mein Wald!“ rief ich zum Scheidegruß.

Und horch! kaum ist das Abschiedswort erklungen,
Da knistert's im Gebüsche, dicht am Teich,
Und vor mir steht, vom Mantel grau umschlungen,
Ein ernstes Weib, das Antlitz faltenreich.

„Was klagst du, armes Wesen flücht'ger Tage?“
So sprach das Weib, „erscheint der Wald dir kahl?
Ich bleibe ihm; ich bin die Hessensage!
Doch unverstanden schweif' ich durch das Thal.

Du trauerst um des welken Laubes Rauschen,
Mich aber könnt ihr ruhig welken seh'n;
O dürft' ich reden, ha! Ihr solltet lauschen!
Wie manchen Helden ließ ich aufersteh'n.

Weh' mir! im eig'nen Lande bin ich vergessen,
Erblinden sah ich meiner Perlen Zier;
Kein Weckruf bricht mir Bahn in meinem Hessen,
Und niemand trägt begeistert mein Panier."

Da rief ich jauchzend: „Sei von Leid genesen!
Ob uns mit Recht dein herber Tadel trifft, —
Wir wollen fürder deine Worte lesen
Und suchen deiner Hände Runenschrift!"

Ein frohes Leuchten klärt des Weibes Züge,
Sie reckt den Arm hin übers Hessenland,
Daß es den Zauber ihres Segens trüge;
Sie sah mich freundlich an und sie entschwand.

M. F.



In der Fremde.



Ich weiß ein teuerwertes Land,
Mein Herz ist zu ihm hingebannt,
Ich kann es nimmermehr vergessen:
Das liebe Land der blinden Hessen.

Nicht ist es sonnenreich und warm,
An Gold und Silber ist es arm;
Reich ist es nur an tausend Schmerzen
Und an der Treue Gold im Herzen.

Wenn einstmals auf der weiten Welt
Die Treu' der Klugheit räumt das Feld,
Sonst nirgend eine Ruhstatt hätte —
Das Hessenland bleibt ihre Stätte.

Ich wand're fremd in weiter Fern',
Hätt's aus dem Sinn geschlagen gern,
Doch unablässig singt mir leise
Das Heimweh seine schlimme Weise.

Wo meiner Lieben Gräber steh'n,
Wo meiner Fulda Wellen geh'n
Und dunkle stille Wälder säumen,
Bin ich in Nacht- und Tagesträumen.

Herr Gott, wann einst mein Leben stirbt
Und seine erste Ruh' erwirbt,
Laß mich in meiner letzten Wiegen
Daheim im Hessenlande liegen.

Es rauschen dann in meine Ruh'
Der Fulda Wellen immer zu,
Als sänge mir die Mutter wieder
Die alten lieben Schlummerlieder.

C. Altmüller.



Hessenlied.



Hessenland, liebes Land,
Sei mir gegrüßt!
Du liegst mir stets im Sinn
Überall, wo ich bin.
Hessenland, liebes Land,
Sei mir gegrüßt!

Mag es auch anderswo
Schöner noch sein,
Herzen so gut, so froh,
Find' ich doch nirgendwo.
Hessenland, traulich Land,
Sei mir gegrüßt!

Fulda und Werra zeugt's
Heute wie einst:
Hier lebt ein frei Geschlecht,
Kämpfend für Ehr' und Recht.
Hessenland, biedres Land,
Sei mir gegrüßt.

Dorf und Stadt, Wald und Feld,
Thäler und Höh'n!
Seliger Tage Glück
Rufet ihr mir zurück.
Hessenland, wonnig Land,
Sei mir gegrüßt!

Hessenland, allezeit
Bist du mein Lieb!
Hier hast du Herz und Hand
Als meiner Treue Pfand!
Hessenland, Heimatland,
Ewig mein Lieb!

Hoffmann v. Fallersleben.



Die blinden Hessen.



Nennt immerhin die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind;
Sie wissen, was in vielen Jahren
Sie treulich in der Brust bewahren.

In welchem Sinn ihr auch das Wörtlein nennt,
Den Hessen ist's ein Kompliment.

Bedroht der Feind das Vaterland,
Die Hessen sind im Flug zur Hand;
Da greifen sie voll Mut zur Wehre
Und folgen nur dem Ruf der Ehre.
Wer immer auch der kecke Feind mag sein,
Sie dringen blindlings auf ihn ein.

Der Hesse gern in Freud und Leid
Sein Gut und Blut dem Throne weiht;
Zu seines Fürsten edlem Stamme
Nährt er getreu der Liebe Flamme.
Nenn', wer da will, auch diese Liebe blind,
Sie geht mit ihm von Kind zu Kind.

Drum nennt nur fort die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind;
Sie wissen, was seit vielen Jahren
Sie treulich in der Brust bewahren.
In welchem Sinn ihr auch das Wörtlein nennt,
Den Hessen ist's ein Kompliment.



Der heilige Kreuzberg.



Der himmelanragende Hochgipfel der Rhön, das stolze Riesenhaupt dieses Gebirges ist der heilige Kreuzberg. Einst, so erzählt die Sage, hat der heilige Kilian mit seinem Gefährten diesen Berg bestiegen und auf dem unwirtbaren Gipfel ein Kreuz, das Sinnbild des christlichen Glaubens, aufgepflanzt, um den heidnischen Gottesdienst zu verdrängen und zu vernichten. Doch vergingen Jahrhunderte, bevor der Berg seinen jetzigen Namen erhielt. Aschberg nannte ihn einst das Volk, und es ist möglich, daß er als Asenberg den heidnischen Umwohnern zu ihrem einfachen Naturdienst, gleich anderen Hochwarten deutscher Gebirge, heilig gewesen. Als das Jahr, in welchem St. Kilian mit seinen Genossen in diesen Gegenden erschien, wird 668 angegeben. Sie fanden am Fuße des Berges friedliche Einsiedler, welche die Fremden, die da kamen, um das zu bekehrende Land zu überschauen und kennen zu lernen, gastlich anfnahmen und mit offenen Gemütern den Verkündigungen lauschten, welche die heiligen

Männer ihnen brachten. Bald strömten Hörer ihrer Lehre aus den Nachbargauen herbei, und das Christentum begann Wurzel zu schlagen. Als aber die Gottesmänner in Würzburg den Märtyrertod erlitten hatten, als das Heidentum den jungen Baum der Christuslehre dort wieder mächtig überwucherte, soll in den Wäldern und Hainen um den Kreuzberg sich die neue Christengemeinde heimlich zusammengefunden und dem Heiland unter einem Kreuze an dem Orte gedient haben, wo jetzt die Wallfahrtskirche steht. Noch wird der Kilianshof am Fuße des Kreuzberges als die Stätte genannt, die dem Heiligen ein schirmendes Obdach verlieh; noch zeigt man den Kilianskopf, darauf er gepredigt, und den Heilbronn, daraus er die Heiden getauft haben soll.

Die Jahrhunderte zogen vorüber, auch das Kreuz auf dem Aschberge sank, und erst nach der Reformation ließ der glaubenseifrige Fürstbischof von Würzburg, Julius Echter von Mespelbrunn, ein neues steinernes Kreuz an der Stelle des ehemaligen errichten. Auch verordnete er, daß an kirchlichen Festtagen einige Priester Gottesdienst auf dem Berge halten sollten, dem dann fromme Waller in Scharen zuströmten. Eine ärmliche Kapelle erhob sich, und in dürftigen Hütten mußten sich die Geistlichen gegen die oft rauhe Witterung schirmen. Im Jahre 1644 erbaute Fürstbischof Joh. Philipp Graf von Schönborn ein kleines Kloster in Bischofsheim für sechs Franziskaner, die im Winter dort, im Sommer auf dem Berge wohnen sollten, und im Jahre 1679 wurde unter Fürstbischof Peter Philipp von Dernbach eine geräumige Kirche und ein Kloster

für 12 Mönche am nördlichen Bergesabhang nahe dem Gipfel erbaut. Die Wallfahrten mehrten sich, und das Kloster blieb erhalten als ein Denkmal der Einführung des Christentums durch den Apostel des Frankenlandes. Es wurde im Laufe der Zeit verbessert, erweitert, und ist noch heute, wenn auch mit verminderter Zahl der Väter, den Frommen eine hochverehrte Stätte, dem Naturfreund ein willkommener Zufluchtsort, wo jeder gebildete Fremde, ohne Unterschied der Konfession, mit der dankenswertesten Gastlichkeit und Freundlichkeit sich aufgenommen und bewirtet sieht. Ein riesengroßes Holzkreuz, das von Zeit zu Zeit der Erneuerung bedarf, ragt viele Meilen weit sichtbar vom höchsten Punkte des Berges empor und gibt der alten Sage, daß von dieser Höhe das Christentum den Bewohnern Frankens geleuchtet, eine würdige und schöne Bestätigung.

Nach Bechstein.



Bischofsheim.



Nahe am Kreuzberge liegt das von drei Seiten mit hohen Bergen umschlossene, uralte Städtchen Bischofsheim. Als der heilige Kilian mit seinen Gefährten das Christentum in diese rauhen Gefilde brachte, fand er, der Sage nach, zuerst hier sicheren Aufenthalt und friedliches Obdach. Darum wurde das Haus jener Ansiedler, die den hohen Fremdling beherbergten, das Bischofshaus genannt, und als die Zahl der Häuser zu einem Orte erwuchs, empfing dieser den Namen

Bischofsheim. Auch in späterer Zeit genoß Bischofsheim rühmlicher Auszeichnung dadurch, daß Lioba, die fromme Schwester des heiligen Bonifazius, sich von ihrem Aufenthaltsort Kissingen dorthin begab und eine Zeitlang dort wohnte. Vom Altertum des Städtchens, das schon im Jahre 1270 ummauert war, zeugt noch ein Turm im byzantinischen Baustil am Königlichen Rentamt, der wohl früher als Kirchturm und Warte zugleich diente.

Bechstein.



Die Milseburg.



Die Milseburg oder Milsburg ist ein mächtiger Berg des Rhöngebirges, den man aus weiter Ferne mit seiner eigentümlichen Form über seine Nachbarberge emporragen sieht. Seine Form gleicht einem Sarge oder einem der hochgetürmten Heuwagen, welche im Juni so zahlreich von den grasreichen Flächen des Hochgebirges in die näheren und ferneren Thalorte fahren, und man nennt deshalb den Berg auch das Heufuder oder die Totenlade. Gleich anderen Hochgipfeln dient der Berg den Anwohnern als Wetterprophet, und diese sagen stets richtig Regenwetter voraus, wenn die Milseburg raucht, oder nach dem Ausdruck des gemeinen Mannes: Klöse kocht. Viele Heilkräuter und sonstige seltene Pflanzen wachsen auf diesem Berge, und viele Sagen gehen von ihm im Munde des Volkes um. Da der

heilige Gangolfus diesen Berg zum Lieblingsaufenthalt erwählt haben soll, heißt er auch der Gangolfsberg, und es wurde die auf seiner Höhe stehende kleine Wallfahrtskapelle, welche im Jahre 1493 erbaut sein soll, diesem Heiligen geweiht. Vor langen Zeiten stand auf der Höhe des Berges eine Ritterburg, bewohnt von wilden Raubgesellen, die auf dem von der Natur durch fast unersteigliche Klippen geschirmten Felsenhorst lange ungestraft ihre Unthaten zum Schrecken der ganzen Gegend verübten. Wer diese Burg erbaute, und wann sie zuerst erbaut wurde, weiß niemand zu sagen; sie war aber eine der ältesten Burgen des Gaues, denn schon im Jahre 980 geschieht ihrer in einer Urkunde des Kaisers Otto II. Erwähnung. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts war sie ein Besitztum des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Dieser nahm im Jahre 1114, als die Wartburg von Kaiser Heinrich V. hart belagert wurde, den Abt Wolfhelm von Fulda, welcher sich im Gefolge des Kaisers befand, gefangen, und brachte ihn auf die Milseburg, woselbst er drei Jahre lang verbleiben mußte. Später gewann ein tapferer Abt, Namens Erlof, mit gewappneter Hand die Milseburg, besetzte sie mit treuen Männern und ließ sie von neuem befestigen. Als aber hernachmals die Milseburg wieder in Feindes Hände gekommen war, wurde sie nochmals belagert, die Besatzung, die sich nicht ergab, ausgehungert und hierauf die Burg so zerstört und der Erde gleich gemacht, daß davon keine Spur mehr zu sehen ist und nichts von ihr blieb, als der Schall des Namens, die Echo des Rufes der Vergangenheit.

Dicht unter Milseburg liegt die Lydenkuppel, auf welcher vor Zeiten auch eine Burg oder Warte gestanden haben soll.

Nach Bechstein.



Der Brunnen des heiligen Gangolfus.



Der heilige Gangolfus hatte die Milseburg zum Lieblingsort seiner Verehrung ausersehen, und es war sein Wunsch und Wille, daß viele Menschen auf den geheiligten Berggipfel wallfahrten sollten; daher schien es nötig, daß zur Labe der frommen Pilger und Bittgänger mindestens ein Brunnen am Berge fließe. Da kam nun eines Tages der Heilige nach Fulda und sah dort in dem Garten eines Bürgers einen überaus frischen und klaren Brunnenquell springen, den er für geeignet hielt, auf der Milseburg zu fließen. So trat er denn zu dem Eigentümer des Gartens und redete ihn mit der Frage an, was der Brunnen kosten solle. Der Bürger zu Fulda war ein Schalk; er lachte innerlich über diese Frage und dachte bei sich selbst: „Den Brunnen willst Du ihm wohl verkaufen, aber nicht den Platz," forderte daher einen leidlichen Preis für den Brunnen, und der gute Heilige zahlte, was jener forderte, und sprach: „Nun ist der Brunnen mein!" — „Ja, der Brunnen ist Dein," antwortete der Bürger höhnisch; aber der Platz, darauf er quillt, ist mein und bleibt mein, den habe ich Dir nicht mit verkauft." Doch der heilige Mann ging hin, kaufte sich einen

Kasten von Holz, ließ denselben voll von dem Wasser des Brunnens laufen, und sobald der Kasten voll Wasser war, hörte der Brunnen auf zu fließen, zu des Bürgers großem Schrecken. Ohne diesen weiter eines Wortes zu würdigen, trug der Heilige seinen Kasten auf die Milseburg und goß ihn eine gute Strecke unterhalb des Gipfels aus. Da entstand alsbald jener kühle erquikende Brunnen, der unversiegbar und weit und breit in der ganzen Gegend berühmt ist und bis auf den heutigen Tag der Gangolfsbrunnen heißt. Er wird als ein Heilbrunnen vom Volke verehrt, sein Wasser soll sich, wohl verstopft, jahrelang frisch und gut erhalten und besonders heilsam für die Augen sein.

Nach L. Bechstein.



Der Teufelsstein und die Teufelswand.



Die Gipfel des Rhöngebirges zeigen vielfach wunderbare Felsenbildungen, deren Entstehung die volkstümliche Überlieferung meist dem böswilligen Treiben des Teufels zuschreibt. So liegt ganz nahe der Milseburg der Teufelsstein, welcher den Ruinen einer alten Burg gleicht. Als nämlich der Teufel sah, daß man auf der Milseburg eine Kirche baute, verhieß er einem der Bewohner der Gegend, auf einem Nachbarberg ein Wirtshaus zu erbauen, und dieser gelobte ihm sich und seine Seele, wenn er das Wirtshaus nur einen Tag eher vollendete als die Kirche. Da aber beim Bau des Milse-

burgkirchleins der heilige Gangolfus selbst behilflich war, und auf dessen Gebet die Steine sich schneller fügten, wie auf des Teufels Flüche, so wurde das Kirchlein fertig, eben als der Teufel mit dem letzten Stein durch die Lüfte geflogen kam. Kaum sah er, daß er seine Wette und obendrein eine Seele verloren hatte, so schleuderte er den mächtigen Felsstein auf das Wirtshaus herab und zertrümmerte seinen ganzen Bau, der noch also zu sehen ist. Die Felsen liegen über einander her, wie gespaltene Eichstämme in einem Holzhaufen.

Ähnlicher Ursprung wird der Teufelswand, auch Steinwand genannt, zugeschrieben, welche einer großen, alten Mauer gleicht. An ihr stehen Säulen von Basalt 20 bis 25 m senkrecht empor. In der Nähe finden sich auch die Teufelskanzel und die Milchkammer, ebenfalls Felsenbildungen von eigentümlichen Formen.

Nach L. Bechstein.



Die Steinwand.



Als in des Buchwaldes Nacht
Man Christi Glauben angefacht,
Die Lehre immer weiter drang,
Der Heide nach Bekehrung rang,
Und Priester fromm, von Ort zu Ort
Der Liebe Botschaft trugen fort;

Da in der Berge tiefstem Grund
Ward diese Gottes-Sendung kund,
Und stromweis waren hier zu seh'n
Bewohner von der hohen Rhön,
Die sehnsuchtsvoll des Glaubens Licht
Begehrten und den Unterricht. —
Der Teufel, der in Bosheit schwoll,
Im Innersten voll Gift und Groll
Sich einstens auf dem hohen Grat
Des Berges hingelagert hat; —
Er höret, wie den Berg erklimmt
Ein Haufen Volk, das hell anstimmt
Zum Lobe Gottes seinen Sang. —
Zu hindern der Frommen Gang
Läßt alsbald, vor der hohen Rhön
Von Stein er eine Wand entsteh'n;
Und eine Kanzel zeigt sich da,
Auf welcher man den Satan sah,
Die lange Kutte angethan.
Mit Mienen wie ein Klostermann. —
Von dieser Kanzel predigt er
Der Sinne Lockung falsche Lehr'. —
Das Volk erstaunet, hört den Mann
Und seine Predigt lange an.
Sieh'! Zornerglüht der Redner bebt;
Denn dort am Berge sich erhebt,
Beleuchtet von dem Abendstrahl,
Ganz purpurrot des Heiles Pfahl.
Zu Gott, dem Einzigen gewandt,
Das fromme Volk die Bitten sandt',

Und floh mit Schaudern von dem Ort
Des Spukes und der Täuschung fort.
Die Kanzel steht, von Stein die Wand
Geschaffen von des Teufels Hand
Noch immer vor der hohen Rhön,
Wie alle Wand'rer können seh'n; —
Allein am Kreuzberg raget doch
Empor das Kreuz viel höher noch
Und prediget der ganzen Welt,
Als Höchstes ward's hier aufgestellt.

Schwarz.



Das Dammersfeld.



Durch Reußendorf kam einst der Fürst,
Ein Ort, den du schon kennen wirst;
Ein Bäuerlein drängt sich zum Wagen,
Um Not und Leid ihm hier zu klagen:
Der Früchte gäb' es täglich mehr,
Darunter litt' der Landmann sehr,
Denn wohlfeil bis zur Ungebühr,
Löst kaum man Stellerlohn dafür;
Die Wiesen, was sonst anders war,
Verschwänden mehr mit jedem Jahr,
Auch wolle jeder Land bebauen
Mit Korn und Weizen — Äcker schauen.

Da sprach der Herr just gut gestellt:
„Mein lieber Alter! damm er's Feld!“
Und jener Berg, wo das geschah,
Heißt Dammersfeld noch heute da.

Schwarz.



Burg und Dorf Poppenhausen.



Poppenhausen liegt dicht am Fuße des Ebersberges; dort bauten die Herrn von Ebersberg in Verbindung mit denen von Steinau, als ihre Burgen zerstört und verlassen waren, eine neue Burgfeste, die sie auf alle Weise stark und unangreifbar machten, obwohl sie nicht auf einer Berghöhe lag. Die Ritter, welche sich in diesem Burgbau hielten, vergaßen die blutigen Niederlagen und schimpflichen Demütigungen, welche ihren Ahnherren widerfahren waren, und trieben gleich jenen Straßenräuberei und hochgefährliche Schädigung im Buchonischen, wie im Franken- und Thüringerlande. Das Schloß zu Poppenhausen war so fest, daß es der zur Unterdrückung der Raubritter mit dem Landgrafen Balthasar von Thüringen vereinigte Bischof Gerhard von Würzburg und Abt Konrad von Fulda nicht zu überwältigen vermochten. Erst im Jahre 1459 gelang es dem Abt Reinhard, Sieger über die Raubritter zu werden und auch ihr Schloß in Poppenhausen zu erobern und zu brechen. Späterhin hat sich der genannte

Ort zu gutem Wohlstand erhoben und heißt heutzutage seiner vielen Wirtshäuser und sonstigen Eigentümlichkeiten wegen in der ganzen Umgegend nicht mehr Poppenhausen, sondern Poppenlustig. L. Bechstein.



Der Bonifaziusbrunnen bei Horas.



Bonifazius befand sich einst nahe bei Fulda in der Gegend, wo jetzt Horas steht. Über seinen andächtigen Betrachtungen kam die Mittagszeit heran; die Sonne warf sengende Strahlen zur Erde und den heiligen Mann dürstete sehr. Da nirgends in der Nähe ein Brunnen zu entdecken war, so mußte Bonifazius eine Strecke gehen, um zu einem Bache zu gelangen. Ermattet griff er nach seinem Stabe, den er neben sich in die Erde gestoßen hatte, um, auf ihn gestützt, den Weg zum nächsten Bächlein einzuschlagen. Doch wie er den Stab aus der Erde zog, sprang ein silberner Quell aus der Öffnung hervor. Bonifazius beugte sich nieder mit frommem Danke, netzte sein heißes Antlitz und trank aus dem herrlichen Brunnen, der seitdem Bonifaziusbrunnen genannt wird und noch jetzt den Bewohnern der Umgegend labenden Trank spendet.

Lyncker.



St. Bonifazens Grabstätte.



Sankt Winfried, den der Heiden Hand
Erschlug im rauhen Friesenland,
Sankt Winfried in dem Leichenschrein
Stromaufwärts schwamm auf grünem Rhein.
Befohlen hatte er im Leben
In Fulda ihm sein Grab zu geben.

Es kam zu Mainz die Leiche an.
Der Bischof dort sich kurz besann,
Senkt' in dem Dom ins reiche Grab
Den Sarg des Märtyrers hinab,
Bei tausend Kerzen Festgepränge
Und unterm Schall der Chorgesänge.

Doch kaum brach an der junge Tag,
Der Bischof sah zu seiner Schmach:
Am Grabesrande stand der Sarg,
Der Winfrieds heil'ge Reste barg;
Er hatte sich der Gruft entrungen,
In die man ihn gesenkt, — gezwungen.

Klar wurde nun der Klerisei:
Hier nicht die Grabesstätte sei,
In welcher Winfried wolle ruh'n.
Man setzte drum die Leichentruh'n
Auf einen Wagen, ließ ihn ziehen,
Ganz ohne Leitung, von zwei Kühen.

Die Kühe lenkten nach dem Rhein
Mit ihrem Totenwägelein
Und schwammen mit dem teuren Gut
Ganz unversehret durch die Flut.
Als sie ans Ufer jenseits kamen,
Stracks sie den Weg nach Fulda nahmen.

Und Tag und Nacht der stille Zug,
Der Winfrieds heil'ge Reste trug,
Geführt von himmlischer Gewalt,
Sich näherte dem Buchenwald.
Wie ankam er an heil'ger Schwelle,
Da klangen alle Glocken helle,

Von keinem Menschen angeregt,
Durch Geisterhände nur bewegt.
Die heil'ge Bürde sank hinab,
Ruht nun im selbstgewählten Grab.
Jahrhunderte hat diese Kunde
Erhalten sich bis jetzt zur Stunde.

Schwarz.



Burg Steinau.



Etwa anderthalb Stunden nördlich von Fulda liegt in einer Thalebene der Haune das Dörfchen Steinau, an dessen östlichem Ende sich die zum Teil erhaltene, zum Teil in Trümmern liegende Burg gleichen

Namens erhebt, welche einst der Stammsitz eines des ältesten buchonischen Adelsgeschlechtes war.

Wie fast überall in Deutschland, so stand auch in Buchonien während der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ bei dem völlig verwilderten Adel das Raubrittertum in höchster Blüte. Nichts galt mehr heilig, selbst das war vor den Räubern nicht mehr sicher, vor dem sonst der gläubige Geist jener Zeit mit frommer Ehrfurcht scheu zurückwich. Bertho von Leibholz, der damalige Abt von Fulda, bot alles auf, die Ruhe und Ordnung in seinem Gebiete wieder herzustellen, doch fast alle seine Bemühungen waren erfolglos. Die größte Strenge schien ihm schließlich das beste Mittel zu sein, den verwegenen Räubern das Handwerk zu legen, und so ließ er denn einen seiner räuberischen Vasallen, Hermann von Ebersberg, der in seine Hände gefallen, durch ein Gericht zum Tode verurteilen und auf dem Markte zu Fulda enthaupten. Aber anstatt durch diese blutige That seine Feinde zu schrecken, entflammte er deren Gemüter; es bildete sich unter Giso von Steinau gegen ihn eine mächtige Verschwörung, und man gelobte dem gefallenen Freunde ein blutiges Sühnopfer. Dies geschah, wie erzählt wird, an einem Brunnen zu Steinau, um den bald darauf alles Grün verdorrte und nie wieder ein Grashalm emporkeimte. Am 15. April 1271 kamen die Ritter nach Fulda und traten, unter dem Scheine beten zu wollen, in die Kapelle des heiligen Jakob, welche der Abt kurz zuvor erst hatte erbauen lassen, und in welcher er soeben das Hochamt hielt. Auf ein Zeichen Gisos von Steinau wurde der Abt überfallen,

ein Schwert nach dem anderen bohrte sich in seinen Leib, und von sechsundzwanzig Stichen getroffen, hauchte er am Altare seinen Geist aus. Eilend warfen sich die Mörder auf ihre Pferde, flohen gen Steinau und suchten hinter Gisos festen Mauern Schutz vor ihren Feinden. Doch nicht lange ließen die Verfolger auf sich warten. Rasch wählte in seiner Bedrängnis der Konvent zu Fulda ein neues Oberhaupt, Bertho III., aus der buchonischen Familie von Mackenzell. Bald erschien dieser mit bewaffneter Macht vor Steinau, um das Blut seines Vorfahren an den Mördern zu rächen. Diese vermochten sich jedoch in der Burg nicht zu halten; raubend und brennend durchstreiften sie das fuldaische Gebiet, bis sie endlich im Dorfe Hasel ihr Schicksal erreichte. Als sie hier — es waren ihrer 22 zu Pferde und 30 zu Fuß — die Kirche plünderten, wurden sie unvermutet von dem Abte überfallen. Nicht an Widerstand denkend, flohen alle, selbst ihre Pferde mitnehmend, in die Kirche, deren Pforten sie fest verrammelten; diese wurde jedoch bald gesprengt und nun unter der Rotte ein furchtbares Blutbad angerichtet, wobei zuerst Giso von Steinau seine Schuld mit dem Leben bezahlte. Alles wurde niedergemetzelt, und nur zwei von Ebersberg blieben übrig, denen jedoch noch ein schrecklicheres Ende bevorstand. Sie wurden in Ketten nach Frankfurt geführt und dort auf Befehl des Kaisers lebendig gerädert. Die von Steinau und Ebersberg wurden ihrer Güter entsetzt, außerdem wurde verfügt, daß zum ewigen Schandzeichen alle Nachkommen des Geschlechts von Ebersberg statt ihres bisherigen Wappens drei Räder führen und

sich nicht mehr von Ebersberg, sondern von Weyers nennen sollten, und die von Steinau mußten ihren Namen in Steinrück umwandeln. Der auf einem steilen, kegelförmigen Berge gelegene Haselstein und die Ebersburg bei Poppenhausen wurden geschleift; auch sollte das Schloß Steinau niedergerissen werden, und nur aus Rücksicht gegen die unschuldigen Verwandten wurde das Urteil nicht vollzogen. Noch steht ein Teil dieser ritterlichen Feste, bewohnt von armen Landleuten. Die südöstliche Wohnstube des einen Bauern soll die ehemalige Burgkapelle gewesen sein, doch zeigt sich hiervon keine Spur mehr. An einem Eckstein dieses Hauses findet sich, etwa vier Fuß über der Erde, die rätselhafte Inschrift 80 M (achtzigtausend). Hier soll ein reicher Schatz begraben sein, dazu bestimmt, das alte Schloß in seiner ehemaligen Herrlichkeit wieder herzustellen.



Burg Hauneck.



Auf dem rechten Ufer der Haune, zwischen den Dörfern Ober- und Unterstoppel, erhebt sich 527 m über dem Spiegel des Meeres der Stoppelsberg, dessen bewaldeter Gipfel die Trümmer des Schlosses Hauneck trägt. Auf diesen Trümmern regt sich einmal im Jahre, am Himmelfahrtstage, buntes, heiteres Leben; denn es sammeln sich hier an diesem Tage viele Hunderte von Landleuten aus der Umgegend, welche heilende Kräuter

am Bergesabhange suchen und droben, der stummen Zeugen irdischer Vergänglichkeit und der Verwüstung nicht achtend, fröhlich singen und tanzen. Die Burg Hauneck gehörte einem der ältesten Edelgeschlechter des Buchenlandes, denen von Haune, berüchtigt mehr als berühmt wegen ihrer unbändigen Fehde- und Raubsucht. Ein ärgeres Raubnest als Burg Hauneck, die so trotzig auf dem Gipfel des Berges in die Welt hinausschaute, war weit und breit nicht zu finden. Unterirdische Gänge liefen zu einigen anderen Burgen in der Nachbarschaft, mit deren Besitzern die Haunes zu gegenseitiger Hilfe und Wachsamkeit sich verbündet hatten. So kam denn kein Warenzug unangefochten vorbei, der nicht eine starke Bedeckung mit sich führte, und selbst einzelne Reisende wurden ausgeplündert und durften von Glück sagen, wenn sie für ein gutes Lösegeld mit dem Leben davon kamen.

Zu einer Zeit hauste auf Hauneck ein Ritter von Haune, welcher an Verwegenheit und Wildheit alle seine Vorfahren übertraf und allgemein als eine Geißel des Landes angesehen wurde. Der „wilde Haune" war ein gefürchteter Name, an den sich manch schreckhafte blutige Mär knüpfte. Eines Tages kam ein vornehmer Edelmann im Haunethal heraufgezogen. Er hatte zwar eine Schar von Reisigen zu seinem Schutze bei sich, aber der „wilde Haune", dem seine Späher von der Ankunft des Reisenden Nachricht gegeben hatten, lag mit seinen Spießgesellen im Hinterhalte, überfiel unerwartet den Trupp, überwältigte ihn, nahm den Edelmann gefangen und führte ihn auf sein Felsennest, wo er ihn

in Erwartung eines reichen Lösegeldes einstweilen in einen Turm einsperrte. In diesem Turme saß er viele Tage und Nächte lang, und jeden Morgen und Abend brachte eine junge Dirne ihm Speise und Trank. Der Edelmann war aber ein schöner junger Mann; das Mädchen nahm deshalb großen Anteil an seinem Schicksale, um so mehr, da er sich stets freundlich gegen sie erwies, und Freundlichkeit auf Burg Hauneck seit Menschengedenken nicht mehr heimisch war. Sie mußte jeden Abend, nachdem sie den Gefangenen versorgt hatte, in das Thal und in einer großen Bütte Wasser heraustragen, da sich im Schlosse kein Brunnen befand. Dies brachte sie auf den Gedanken, den Edelmann zu retten; auch fand sich bei dem wüsten Leben auf der Burg bald eine Gelegenheit, wo sie unbeachtet ihren Plan ausführen konnte. An einem Abend, da es schon dämmerig war, ging sie, die Bütte auf dem Rücken, in gewohnter Weise den Schloßberg hinab, und niemand argwöhnte, daß der Gefangene in der Bütte saß. Am Fuße des Stoppelsberges angekommen, versteckten sie die Bütte im Gebüsch und schlugen eilig die ihnen wohlbekannten Wege nach Fulda ein. Als die Haunecker am anderen Morgen die Flucht des Gefangenen wahrnahmen und auch die Bütte fanden, setzte sich der „wilde Haune" mit einigen seiner Knechte sogleich zu Roß, um die Flüchtlinge auf der Straße nach Fulda zu verfolgen; aber diese waren schon längst hinter den schützenden Mauern des alten Bischofssitzes in Sicherheit, und die Räuber hatten nur das leere Nachsehen.

Der Edelmann reichte bald darauf seiner Retterin

am Altare die Hand und führte sie als Gattin auf sein Schloß.

K. Lyncker.



Belagerung der Burg Hauneck.



Die Haunecker trieben ihre Räubereien endlich so arg, daß die ganze Umgegend gegen sie aufstand und der Landgraf von Hessen ein Heer ausrüstete, um die Burg ihnen zu entreißen. Der „wilde Haune“ baute trotzig auf die Festigkeit und Unzugänglichkeit seines Felsenschlosses und auf die Treue seiner Bundesgenossen, auch, für den schlimmsten Fall, auf die unterirdischen Gänge, durch die er seinen Rückzug zu nehmen gedachte, wenn die Burg in die Gewalt des Feindes fallen sollte. Der Landgraf schloß Hauneck ganz ein, beschädigte die Mauer vielfach nnd tötete dem Ritter viele seiner Knechte; auch machte er ihm seine Bundesgenossen abwendig und ward durch sie zu den unterirdischen Gängen geführt, die er mit seinen Knechten besetzte. Als das der Ritter von Haune erfuhr, verlor er all seinen Mut und ließ den Landgrafen um Gnade bitten. Anfangs wollte der Fürst davon nichts wissen, als aber die kränkliche, schwache Hausfrau des wilden Stegreifritters, die von diesem oft mißhandelt worden war, in des Landgrafen Zelt erschien und um freien Abzug für sich und für alles, was sie in einer Bütte mitnehmen könne, bat, gewährte er ihr Gesuch. Doch soll eine andere die Bütte tragen, setzte der Fürst hinzu, der den listigen

Sinn des Gesuchs erraten hatte. Im Lager befand sich ein schlechtes Weib, das schickte er mit auf das Schloß. Der Ritter mußte sich in die Bütte setzen, und das Weib trug ihn unter dem schallenden Hohngelächter seiner Feinde durch das ganze Lager. Diese Beschimpfung und der Verlust der Burg besserten aber den Bösewicht nicht; er setzte auch später sein Raubritterleben fort, ward gefänglich eingezogen und starb endlich in einem feuchten, dunklen Kerker eines schmählichen Todes.

K. Lyncker.



Erlöste Seele.



Es war einmal ein Herr, bei dem wollte keine Magd bleiben. Als er nun wieder einmal ein neues Mädchen in Dienst genommen hatte, fragte er sie nach der ersten Nacht, wie sie geschlafen habe. „Ganz gut,“ sagte sie. Nach der zweiten Nacht erhielt er auf dieselbe Frage dieselbe Antwort. Doch als er am dritten Morgen fragte, erzählte die Magd, wie während der ganzen Nacht ein Lichtlein um ihr Bett herumgetanzt sei, ihr keine Ruhe gelassen und in einem fort zu ihr gesprochen habe: „Geh' Ann'! Geh' Ann'!“ Da riet ihr der Herr, sich beim Pfarrer Rates zu erholen. Das that sie und erhielt von dem Geistlichen die Weisung, sich, bevor sie ins Bett gehe, ihre Kleider zur Hand zu legen, damit sie der Aufforderung des Geistes folgen und mit ihm gehen könne. Dabei müsse sie aber immer den

Geist vorangehen lassen und sich wohl hüten, irgend etwas anzugreifen. Die Magd that, wir ihr geheißen und legte sich zu Bette; gleich war auch das Flämmchen da, tanzte wieder um sie herum und sprach wie in der vorigen Nacht: „Geh' Ann'! Geh' Ann'!" Da stand sie auf und zog sich an, um dem Geiste zu folgen. Der wollte hinter ihr her schweben, sie aber bedeutete ihm, daß er voran müsse. Das Licht leuchtete mit lustigen Sprüngen vor ihr her und führte sie über den Gang die Treppe hinab bis vor die Kellerthür. Da hielt es an und hieß sie die Kellerthür aufmachen. Sie aber gedachte der Warnung des Geistlichen und sagte: „Mach' selber auf!" Sie stiegen die Treppe hinab in den tiefen Keller, und jetzt sah das Mädchen erst, daß das Lichtchen eigentlich ein kleines, weißes Frauchen war. Das führte sie in eine entfernte Ecke des Kellers, wo eine Hacke lag, und hieß sie ein Loch hacken. Sie aber hütete sich, es zu thun und sagte: „Hack' selber!" Da fing das Weibchen an wacker zu arbeiten und zu scharren, bis endlich aus der Tiefe des Loches ein Kessel voll Gold und Edelsteinen hervorschimmerte. Jetzt wollte der Geist wieder, sie solle den Kessel herausheben, da sie sich aber standhaft weigerte, that er es selber und führte sie die Kellertreppe hinauf und auf demselben Weg, auf dem sie gekommen, in ihr Bett zurück. Sie gedachte nun Ruhe vor dem Ding zu haben, das aber fing wieder an, um ihr Bett herum zu tanzen und winselte dabei so jämmerlich, daß sie ihm gar zu gern geholfen hätte, wenn sie nur gewußt hätte wie. Endlich sprach sie herzhaft zu ihm: „Hast Du mir ge-

holfen, so helfe Dir Gott ins Himmelreich!" Da war das Weibchen mit einem Schlage verschwunden und erlöst, sie aber hatte den Kessel voll Gold und war glücklich für ihr Lebtag.

J. W. Wolf.



Hünfeld.



Die Hünen, wie die Mär' erzählt,
Zum Kampf sich hier das Feld gewählt;
Sie stritten Tag' und Nächte drei,
Bis auch kein Feind mehr übrig sei;
Von Wunden, blutig dort gehau'n,
Ein Fluß entstand, so noch zu schau'n.
Zwar führet er in seiner Flut
Jetzund nicht mehr des Feindes Blut,
Doch zum Gedächtnis man den Fluß
Die Haun noch immer nennen muß.
Auf diese Art im Buchenland
Hünfeld und Haun, sagt man, entstand.
Auch jetzt, von dort hervorgegangen
Sind Hünen, welche streitend prangen
Im Kampfe für die heil'ge Kirche,
Daß sie der Wolf nicht tückisch würge.
Ein treuer Hirte mit dem Stab
Geht an der Herde auf und ab
Und jeden Feind, dem nicht zu trau'n,
Wird wachsam er zu Boden hau'n.
So unvergänglich aller Welt
Bleibt immer Haun und Hünefeld.

Schwarz.



Landecker Jungfrau.



Am Landecker Berge wanderte eine weiße Jungfrau. Einst kam ein Mann hinauf, den bat sie, am nächsten Tage zwischen 11 und 12 Uhr mittags wiederzukommen, eine Schlange solle ihn dreimal küssen, und wenn er dies ohne Zucken ruhig aushielt, so würde sie erlöst und sein Glück wie ihr eigenes sei gemacht. Er solle aber auch die Blume wieder mitbringen, die er vorhin gepflückt habe und noch am Hute trage.

Der Mann faßte sich Mut und kam am anderen Tage zu gesetzter Frist. Und sieh', eine Schlange kroch heran und an ihm hinauf, die hatte einen goldenen Ring am Schwanze. Zwei Küsse hielt der Mann herzhaft aus, aber beim dritten Kusse der Schlange zuckte er schaudernd auf. Da glitt diese an ihm hinab und stand wieder als weiße Jungfrau vor ihm.

„Nun bin ich nicht erlöst aus meinem Banne!“ rief sie jammernd, winkte dem Manne aber und schritt ihm voran durch eine Thür in den Berg. Da wies sie auf Haufen kostbarer Schätze, die ein grimmiger Hund bewachte. „Das wäre Dein geworden, wenn Du mich erlöst hättest!“ Doch den Mann überkam das Entsetzen, da der Hund ihn anfuhr; der Hut entfiel ihm, und eilig floh er zurück. „Vergiß das Beste nicht!“ hörte er noch die Jungfrau rufen; da schlug ihm die Thür die Ferse wund, und niemals fand er den Eingang wieder.

H. Pfister.



Sage von der Hornungskuppe.





Wenn man mit der Eisenbahn von Bebra nach Thüringen reist, dann führt das Bahngeleise, so bald man den Tunnel bei Höhnebach durchfahren hat, eine ansehnliche Strecke am Rande eines ergiebigen Wiesengrundes entlang. Hier, wo jetzt der fleißige Landmann nahrhaftes Viehfutter in Menge erntet, kräuselten sich früher über dem fruchtbaren Boden die Wellen und Wellchen einer ausgedehnten Wasserfläche. Das Thälchen ist nämlich das Becken des trockengelegten Seulings- oder Suhlsees. Gegenwärtig erinnern an denselben nur noch die Namen der Ortschaften Großensee, Kleinensee, Obersuhl und Untersuhl. Jenseits der grasreichen Ebene steigt allmählich der Boden zu einem bewaldeten, nach Osten und Südosten zur Werra abfallenden Bergrücken empor, in welchem lichte Höhen mit dunkeln Vertiefungen wechseln. In dem wellenförmigen Zuge liegt eine baumreiche Kuppe, von der das Landvolk eine gar traurige Mär erzählt. Diese Kuppe ist die Hornungskuppe.

Einst schaute von der Hornungskuppe auf die schöne Landschaft eine Burg herab, deren Mauern bereits grau und deren Dächer bemoost waren, und alles so altersschwach geworden war, daß der völlige Verfall der Burg nicht mehr allzu fern schien. In diesem verwitterten Steinbau hauste der wilde Herr von Hornung mit seinem einzigen Sohn und etlichem Gesinde. Wer es konnte, der mied die düstere Burg und ihre Umgebung, denn weit und breit wurde der finstere Mann wegen seiner Gewaltthätigkeit gefürchtet.

Gänzlich anders in seinem Wesen war Walther, der Sohn des Burgherrn. Ihn liebten die Armen als Wohlthäter, die Bedrängten und Bedrückten vertrauten seinem starken Schutz, und jedermann hoffte, Walther von Hornung werde dem Namen seinem Geschlechte neues Ansehen verleihen.

Der besonderen Gunst des Junkers erfreuten sich die Bewohner von D. die ihm auch ihrerseits bei jeder Gelegenheit große Anhänglichkeit erwiesen. Kam er ins Dorf herab, so wechselte alt und jung zutraulich Gruß und Rede mit ihm. Freundlich vor allen lachten ihm aber aus einer kleinen Hütte die blauen Augen einer schönen Jungfrau zu. Es war Kläre, die blonde Försterstochter. Sie hatte in ihrer Kindheit als sanfte Gespielin Freud und Leid mit dem früh mutterlosen und vereinsamten Knaben geteilt. Dafür hing aber auch sein Herz schon damals mit seltener Innigkeit an dem stillen Mägdelein, und später wurde aus den Spielkameraden, noch ehe die zwei es selbst wußten, ein Liebespaar, das in reiner, tiefer Neigung einander zu-

gethan war. Die Dorfbewohner waren es gewöhnt, Kläre und Walter vertraulich wie Geschwister verkehren zu sehen und merkten nichts, und das war den Liebenden recht. Denn sie wußten wohl, daß ihr Herzensbund ein jähes Ende nehmen würde, sobald Walters Vater davon erfuhr. Darum hielten sie sich klüglich vor den Menschen. Nur wenn an milden Sommerabenden die friedliche Dämmerung auf der Erde lag und unten auf der Straße die Dorfjugend vom unglücklichen „schwarz-braunen Mägdlein“ sang, dann saßen unter einer mächtigen Linde oben auf der Höhe auch der Junker und des Försters Töchterlein in zärtlichem Zwiegespräch beisammen. So vergingen Jahre, und nichts störte ihr geheimes Glück.

Wenn Walther so mit Kläre auf der alten Steinbank unter der einsamen Linde saß, schritt zuweilen der Burggeistliche, ein Mönch in dunkler Kutte, vorüber. Er schien stets mit sich beschäftigt, denn immer ging er mit niedergeschlagenem Blick einher. Aber seine Achtlosigkeit war geheuchelt. Wie der Marder den Vogel im Versteck wittert, so erspähte der arglistige Mönch die Ahnungslosen im tiefsten Schatten des dichten Gezweigs. Suchte er dann den alten Herrn von Hornung auf, so hätte ein Lauscher in dem erregten Gespräch, welches zwischen den beiden Männern geführt wurde, häufig die Namen Walters und Klärens vernehmen können, auch wohl eine vom Burgherrn hastig ausgestoßene Drohung: „Ist es die Dirne, um deretwegen er sich weigert, ein reiches Edelfräulein als Herrin in

die Burg einzuführen, dann soll sie's büßen, so wahr ich Hornung heiße!“

In der Frühe eines prächtigen Sommermorgens ritt Walter gen Eisenach, wo sich viele Ritter und Herren zu fröhlichen Festen, aber auch zu ernsten Beratungen versammelt hatten. Den Junker in glänzender Rüstung schien es nicht sonderlich nach den Vergnügungen der Stadt zu ziehen. Er ließ das Roß langsam gehen, und sein ernstes Gesicht zeugte davon, daß er trüben Gedanken nachhing. Kläre war jetzt immer so traurig, und auch auf seinem Herzen lastete seit langem ein unbestimmter Druck. Am liebsten wäre er daheim geblieben, wenn nur der Vater in seiner rauhen Art nicht so heftig auf die Reise bestanden hätte. Als er dann endlich in Eisenach anlangte, vermochte ihn kein Glanz der Feste und kein Geräusch der Vergnügungen zu fesseln, denn immer zog es ihn heimwärts. O, hätte er geahnt, was zu Hause vorging, so hätte ihn nichts in der Stadt zurückgehalten.

In D. standen nämlich zur selbigen Zeit die Nachbarn mit verstörten Mienen in Häusern und auf Straßen in großen und kleinen Gruppen beisammen. Im Dorfe hatte sich zuerst leise, dann aber deutlicher und lauter das Gerücht verbreitet, Kläre sei eine arge Hexe, die durch Liebestrank und Teufelskünste den Junker Walter so fest umstrickt halte, daß er sich nicht wieder von ihr loszumachen vermöge. Darauf waren eines Tages Knechte des Ritters von Hornung gekommen und hatten die Beschuldigte ins Burgverließ geschleppt. Der alte Vater der Jungfrau war zum Burgherrn ge-

eilt, für die Tochter Freiheit und Leben zu erbitten. Aber tief gebeugt kehrte der Greis zurück, und ohne die Neugierde der teilnehmenden Frager zu befriedigen, hatte er sich aufgemacht, Walter Kunde von dem Geschehenen zu bringen. Von Kläre erfuhr man indessen, daß sie hartnäckig leugne, mit dem Bösen im Bunde zu stehen. Darum sollte ein Gottesurteil entscheiden, ob sie die Wahrheit sage oder nicht.

Nahe bei der Stadt G. gab es ein ringsum von dunklem Erlengebüsch eingefaßtes Wasserloch, das war so tief, daß in ihm nach der Leute Meinung der höchste Kirchturm untergehen würde. Die gewöhnliche Ruhe dieses Ortes wurde heute durch das dumpfe Gemurmel einer großen Volksmenge unterbrochen. Aus der Ferne nahte von D. her ein zweirädriger, mit Ochsen bespannter Karren, auf welchem eine Frauengestalt im Armesündergewand saß. Es war Kläre. Sie sollte heute vor versammelten Volke die Wasserprobe ablegen. Zuerst waren alle Dorfbewohner darin einig gewesen, daß Kläre unschuldig sei. Später wollte wohl dieser und jener etwas Verdächtiges bemerkt haben. Gegenwärtig aber waren Viele, die dem Ungeheuerlichen Glauben schenkten. Freilich fürchtete von letzteren mancher, der Teufel werde seinem Kinde im Augenblicke der Not beistehen. Wußte man doch Fälle, in denen er einer Hexe unsichtbar eine Eisenstange zugereicht hatte, schwer genug, die Bedrängte in die Tiefe zu ziehen. Dem wurde jedoch von anderer Seite entgegengehalten, auf die Treue des Satans sei nicht zu bauen. Da und dort habe er auch statt der versprochenen Eisenstange

unter höhnischem Lachen eine Nadel dargeboten. Dies und Ähnliches beschäftigte die abergläubige Masse. Als aber das plumpe Gefährt mit der bleichen Jammergestalt anlangte, da verstummte das Geflüster, und alle Blicke ruhten mitleidig auf der zitternden, halbtoten Jungfrau.

Und nun folgte jeder, vor Aufregung bebend, den Vorgängen, die jetzt folgten. Niemand gewahrte den Reitersmann, der, aus der Ferne schon auf den Menschenhaufen aufmerksam geworden, vom Weg ablenkte und auf schäumendem Pferde dahersauste. Eben war Kläre von ihren Peinigern dem Wasser übergeben worden. Langsam sank sie tiefer und tiefer, nur noch die gefesselten Hände erhoben sich wie bittend über die Fläche. Da durchbrach Junker Walter in gewaltigen Sätzen und sinnlos vor Schmerz das gaffende Volk, das entsetzt zur Seite wich. Jetzt spritzte die Flut hoch auf. und der Junker hielt Kläre in den Armen. Aber die vom langen Ritt erschöpften Kräfte waren nun gänzlich geschwunden, noch ehe es Jemand hindern konnte, zog die schwere Rüstung den edlen Jüngling samt seiner Liebsten in die grausige Tiefe. Noch eine Zeit lang kreisten die Wellen, dann aber lag der Wasserspiegel glatt und friedlich da, als ob nichts geschehen sei.

Still und ergriffen zerstreuten sich die Zeugen des traurigen Vorgangs in ihre Dörfer, und die Nähe des Ritters von Hornung ward nun noch mehr gemieden. Daheim fand er keine Ruhe mehr, deshalb verbrachte er Tage und Nächte im tiefen Dickicht des Süllingswaldes, bis er endlich ganz verschollen blieb. Die öde Burg ist im Lauf der Jahrhunderte in Trümmer

gesunken, und über ihren verschütteten Kellern und Mauertrümmern wächst jetzt das Gras.

Die unglückliche Kläre aber hat in ihrem feuchten Grab die ewige Ruhe noch nicht gefunden. Sie erscheint Sonntagskindern als „weiße Jungfer", und wer einmal das Glück hat, sie zu erlösen, den wird sie sehr reich machen.

Schon manchem, der's nicht verstand, hat sie zur Erlangung unermeßlicher Schätze Gelegenheit geboten. So ging einst ein Förster aus D. an die Hornungskuppe und stellte sich lauernd an einem schönen Plätzchen auf, um ein Stück Wild zu schießen. Es kam aber nichts. Der Mond schien prächtig und die Hornungskuppe war weit und breit fast taghell erleuchtet. Der Förster wurde zwar verdrießlich, daß ihm nichts anlief, aber er tröstete sich damit, daß es wohl am andern Tag besser gehen werde, nahm seine Flinte auf die Schulter und ging seitwärts dem Wege zu. Kaum war er einige Schritte gegangen, so lag da ein großes Klengetuch, darauf waren Flachsknotten ausgebreitet, die kniesterten und klengten prächtig beim Mondenschein. Das Ding war dem Förster seltsam. Da ihm einfiel, die Leute würden ihm nicht glauben, wenn er ihnen die seltsame Begebenheit erzählte, so faßte er sich eine hübsche Hand voll Knotten, steckte sie als Wahrzeichen in den Jagdranzen und ging heimwärts. Er war wohl hundert und etliche Schritte gegangen, so drehte er sich noch einmal herum. Es kam ihm so bedenklich vor. Gerade kam eine weiße Jungfrau aus dem Wald, die hatte einen Rechen, ging ans Klengtuch und wendete. Da machte

der Förster, daß er fortkam. Seine Leute waren aber schon in's Bett, als er heimkam. Deshalb besann er sich auch nicht mehr lange und legte sich nieder. Am andern Morgen erzählte er seiner Frau die ganze Geschichte und hieß sie über den Ranzen gehen, da sollte sie die Knotten noch sehen, die er mitgebracht habe. Als sie den Ranzen vom Nagel nahm, da war er so schwer, und es rappelte darin, und als sie ihn aufthat, da war er voll blanker Goldstücke.

Ein andermal las eine arme Frau in dem Walde bei der Hornungskuppe Holz. Plötzlich hörte sie ihren Namen laut und eindringlich rufen. Als sie sich emporgerichtet, stand die weiße Jungfrau mit einem Schlüsselbund winkend in geringer Entfernung. Entsetzt lief die furchtsame Frau eiligst davon. Noch lange aber hörte sie hinter sich den weinerlichen Ruf: „Dine, Dine! Hätte die arme Holzsammlerin ein Herz gefaßt und die Schlüssel genommen, so wäre sie dadurch in den Besitz des ganzen Goldreichtums im Berge gekommen, der Geist der unglücklichen Kläre aber wäre erlöst gewesen.

H. Lindemann.



Das Lullusfest in Hersfeld.



Der 16. Oktober ist der Gedächtnistag des Stifters und Gründers von Hersfeld, des Erzbischofs Lullus von Mainz († 787). Dieser Tag nicht allein, sondern die ganze Woche, in welche er fiel, ward in Hersfeld ge-

feiert, und man kannte dort kein größeres Fest, als das der Kirchweihe, das Lullusfest. Im Vorgefühl der kommenden Freuden ertönte, schon ehe das Fest begann, abends in den Straßen häufig der Ruf: „Broder Lolls!" oder auch „Lolls!" Am Lullusmontage ward eine Bretterbude auf dem Markte erbaut, ein großer Holzstoß vor demselben aufgerichtet und ein angemessener Vorrat von Getränken herbeigeschafft. Das alles mußte im Laufe des Vormittags geschehen. Sowie die Uhr die Mittagsstunde verkündete, begann das Fest; der Holzstoß ward angezündet, die Glocken der Stiftskirche läuteten die Freiheit des Kirchweihmarktes ein und das Geschrei: „Lolls! Lolls! Broder Lolls!" das schon den ganzen Vormittag die Luft erfüllte, ward immer toller und toller. Jetzt erschienen in der Bude, von rauschender Musik empfangen, die beiden Bürgermeister von Hersfeld, der städtische Wagemeister, welcher in einen blauen Kittel gehüllt war, und der Stadtdiener, dieser einen Sack voll Nüsse auf der Schulter tragend. Während sich die drei ersteren zu dem für sie bereit gehaltenen Mahle niedersetzten, warf der letztere seine Nüsse in den wild jubelnden dichten Schwarm der Stadtjugend, welche, ungeduldig dieses Augenblicks harrend und begierig nach den Nüssen haschend, alsbald sich zu einem Knäuel zusammendrängte und in eine großartige Balgerei verfiel. Das dauerte bis gegen 1 Uhr, dann begann in der Bude der Tanz. Das Feuer ward inzwischen Tag und Nacht erhalten; erst in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ward dasselbe gelöscht, die Bude abgebrochen, die Lustbarkeit aber noch bis zum Sonntag fortgesetzt.

Die am Lullusmontage in die Bude gebrachten Getränke wurden für städtische Rechnung verkauft; Bäcker und Metzger waren ihrer Taxen entbunden, sobald die Freiheit eingeläutet worden, und alle Getränke durften frei in die Stadt eingeführt werden. Auch hatten in der Lulluswoche alle Dörfer des Amtes Hersfeld ihre Kirchmessen und mußten die Musikanten dazu aus der Stadt abholen.

So ward das Lullusfest noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts gefeiert; seitdem haben aber die Behörden soviel daran zu ändern und zu beschneiden gefunden, daß jetzt nur noch ein matter Schatten davon geblieben ist.

Landau.



Oberstleutnant Lingg.



Am 21. Januar 1842 starb in Mannheim der Generalleutnant Lingg von Linggenfeld. An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung einer schönen That. In Hersfeld, einer wohlhabenden Stadt von über 6000 Einwohnern im ehemaligen Kurfürstentum Hessen, waren zu Anfang des Jahres 1807, während Napoleon mit seiner Armee in Polen stand, Unruhen gegen die Franzosen ausgebrochen und ein französischer Soldat ermordet worden. Napoleon, beunruhigt durch mehrere solcher Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein schreckendes Beispiel geben und befahl, daß die Stadt rein ausge-

plündert, an vier Ecken angezündet und abgebrannt würde. Mit Mühe ward auf Vorbitten das Schicksal der Stadt so weit gemildert, daß an vier Enden vier einzeln stehende Häuser angezündet wurden, jedoch das Löschen durch die Franzosen nicht gehindert wurde, so daß nur wenige Häuser abbrannten. Die Ausplünderung aber war nicht erlassen worden, sondern dem mit einem badischen Jägerkorps gerade in Hersfeld in Besatzung liegenden Oberstleutnant Lingg aufgetragen. Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln seine Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt vom Klagegeschrei der flüchtenden Einwohner ertönte. Lingg trat vor die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner, unter denen so viele an dem Morde Unschuldige, vor, wie eine solche Handlung der Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf habe, nicht ohne Gräuelthaten aller Art vorübergehe. Sodann sprach er: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen, sie ist jedem von euch erlaubt: wer Lust zu plündern hat, trete vor aus seinem Gliede und melde sich.“ Tiefe Stille; nicht ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf von Lingg erfolgte, und die Soldaten standen wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe seines deutschen Mitbruders vergreifen, und — die geängstigte Stadt war gerettet.



Die Mückenstürmer.

Die Hersfelder führen den Spitznamen „Mückenstürmer". An einem schwülen Sommertage zeigte sich einstmals über dem ehemals sehr hohen Turme der Stadtkirche eine schwarze Wolke, welche viel Aufsehen und Besorgnis erregte. Die Bürger liefen zusammen in der Meinung, daß es irgendwo in der Stadt brenne, eilten auf den Kirchturm und schlugen die Sturmglocke an. Allein nirgends ward ein Hilferuf vernommen, nirgends Feuer entdeckt. Als die Bürger nun die sonderbare Wolke, die sie für Rauch gehalten hatten, näher betrachteten, ergab sich, daß es ein ungeheurer Schwarm von Mücken war, welcher, nachdem er einige Zeit an der Turmspitze gehangen, sich wieder zerstreute. Seit der Zeit führen die Hersfelder den Spitznamen Mückenstürmer".

Hessisches Jahrbuch 1854.

Der ausgehende Rauch.

Zu Hersfeld dienten zwei Mädchen in einem Haus, die pflegten jeden Abend, ehe sie zu Bette schlafen gingen, eine Zeitlang in der Stube stillzusitzen. Den Hausherrn nahm das endlich Wunder, er blieb daher einmal auf, verbarg sich im Zimmer und wollte die Sache ablauern. Wie die Mägde nun sich beim Tisch allein sitzen sahen, hob die eine an und sagte:

„Geist thue dich entzücken
und thue jenen Knecht drücken!"

Darauf stieg ihr und der andern Magd gleichsam ein schwarzer Rauch aus dem Halse und kroch zum Fenster hinaus; die Mägde fielen zugleich in tiefen Schlaf. Da ging der Hausvater zu der einen, rief sie mit Namen und schüttelte sie, aber vergebens, sie blieb unbeweglich. Endlich ging er davon und ließ sie; des Morgens darauf war diejenige Magd tot, die er gerüttelt hatte, die andere aber, die er nicht angerührt, blieb lebendig.

Grimm.



Die Jungfrauen aus dem Denser See.



Bei dem Dorfe Dens*) in Hessen liegt ein See, der an einem gewissen Tage im Jahr ganz blutrot wird. Davon gibt es folgende Sage. Einmal war im Dorfe Dens Kirmes, und dazu kamen auch zwei fremde, unbekannte, aber schöne Jungfrauen, die mit den Bauernburschen tanzten, und sich lustig machten, aber nachts zwölf Uhr verschwunden waren, während doch Kirmes Tag und Nacht fortdauert. Indes waren sie am anderen Tag wieder da, und ein Bursche, dem es lieb gewesen, wenn sie immer geblieben wären, nahm einer von ihnen während des Tanzes die Handschuhe weg. Sie tanzten nun wieder mit, bis Mitternacht herannahte, da wollten sie fort, und die eine ging und

*) Im Kreise Rotenburg.

suchte nach ihren Handschuhen in allen Ecken. Da sie dieselben nirgends finden konnte, ward sie ängstlich, als es aber während des Suchens zwölf schlug, so liefen sie beide in größter Angst fort, gerade nach dem See und stürzten sich hinein. Am anderen Tag war der See blutrot und wird es an selbigem Tag noch jedesmal im Jahr. An den zurückgebliebenen Handschuhen waren oben kleine Kronen zu sehen. Grimm.



Der See bei Oberellenbach*).



Fern droben in kühler Waldesnacht,
Auf einsam-schweigender Höh',
Vom Schatten der Eichen überdacht,
Liegt ein tief-dunkeler See.

D'raus stiegen vor Zeiten zum sonnigen Tag
Drei holde Nixen zumal,
Sie wandelten durch den grünen Hag
Und lauschten hinunter ins Thal.

Und wenn im Dorfe drunten erklang
Das Lied zum Reigentanz,
Dann wanden sie sich ins feuchte Haar
Aus grünem Schilfe den Kranz.

---

*) Im Kreise Rotenburg.

Sie stellten sich mit zum fröhlichen Reih'n,
Geschürzt das weiße Gewand,
Sie tanzten bis der Sonne Schein
Fern hinter den Bergen entschwand.

Und so tanzten sie einst, und der Lieder Klang,
Wie hob er der Jüngsten die Brust!
Denn um den schönsten der Burschen schlang
Sie den Arm in Liebe und Lust.

Doch die Sonne sank, es kam die Nacht, —
Da faßte sie tödliche Angst:
„O weh, zu schnell verrann dir die Zeit,
Da um den blühenden Burschen heut'
Die weißen Arme du schlangst."

Laut rief und klagte das arme Kind:
„Wo sind die Schwestern mein?
Warum denn gingen sie fort geschwind
Und ließen mich hier allein?"

Sie klagte in bitterem Herzeleid,
Es jammerte jung und alt;
Und alle gaben ihr das Geleit
Zum See hoch droben im Wald.

Es schwieg die Flut geheimnisvoll, —
Da sprang sie schaudernd hinab.
Ein dumpfer Klagelaut erscholl
Aus dem schaurig-dunkelen Grab.

Und sieh'! aus der gähnenden Tiefe quoll
Ein Blutstrom schwarz empor, —
Dann wieder lag geheimnisvoll
Der See, und stumm wie zuvor.

Wohl erklangen im Dorfe das nächste Jahr
Die Reigenlieder so laut. —
Die Nixen aber mit feuchtem Haar
Hat keiner wieder geschaut!

Brunner.



Was sich auf dem Heldrasteine zutrug.



Im Werrathale steht ein Bergriese, der Stadt Treffurt gegenüber, der heißt Heldrastein. Seine Felsenglieder sind mit schönen Wäldern bedeckt, und in seinem Felsenhaupte gibt es tiefe Höhlen. Eine davon heißt Henningsloch. Sie geht tief in den Berg hinein, aber Bäume und Büsche versperren den Eingang, so daß nur Ortskundige sie finden können.

Von der Höhle erzählt die Sage folgendes:

In alten Zeiten machte ein Räuber, namens Henning, die ganze Gegend um Treffurt unsicher. Bei Nacht brach er bald hier, bald da in die Häuser und Kirchen und schleppte fort, was ihm zusagte. Bei Tage überfiel er einsame Reisende und nahm ihnen, was sie hatten. Widersetzten sie sich, so schlug er sie nieder. Bald hier, bald da tauchte er auf. Vier Meilen in der

Runde trieb er sein schädliches Handwerk, und sein Name ward zum Schrecken weit und breit.

Man suchte ihn in den Wäldern und Felshöhlen, aber fand sein Versteck nicht. Man lauerte ihm hier und da auf, aber nirgends erschien er dann. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf, aber niemand konnte und wollte ihn verdienen. Man erzählte sich, daß der Räuber fest sei und sich unsichtbar machen könne. Es sei unmöglich, ihn zu greifen und ihn zu töten.

Eines Tages ging ein armes Mädchen aus dem Dorfe Heldra in den Wald, um Heidelbeeren zu suchen. Sie bückte sich so fleißig, daß sie nicht sah, was um sie vorging. Endlich war der Korb voll blauer Beeren, und sie richtete sich mit tiefem Atemzuge auf. Da sah sie einen fremden Mann an einen Baum gelehnt. Starr und stechend hatte er seine schwarzen Augen auf sie gerichtet. Seine Gestalt war groß und stark, sein Gesicht braun, sein schwarzer Bart lang und wild und sein Gewaffen das eines Jägers.

Das Mädchen erschrak bis ins Herz hinein, raffte ihren Korb auf und wollte eilig davon. Der fremde Mann aber rief laut: „Halt! Keinen Schritt weiter! Folge mir!"

Sie sank in die Knie und flehte: „Erbarmen, lieber Herr! Laßt mich gehen, meine Mutter wartet!"

Er aber schüttelte den Kopf und sagte: „Laß sie warten! Erst gehst du mit mir! Bist du willig, so geschieht dir kein Leid; weigerst du dich, so hat dein letztes Stündlein geschlagen."

Bei diesen Worten erhob er drohend seinen Speer.

Zitternd und weinend folgte das Mädchen dem fremden Manne auf einem verborgenen Pfade durch Büsche, Bäume und Felsblöcke zur Höhle des Heldrasteines.

Die Mutter aber wartete und wartete bis zum Abend, doch die Tochter kam nicht. Da lief sie zu den Nachbarn und klagte ihre Not. Diese gingen mit ihr in den Wald, suchten und riefen nach dem Mädchen, aber nur der Widerhall antwortete. Das Mädchen war und blieb verschwunden.

„Was gilt's," sagte einer der Männer, „der Räuber Henning hat sie fortgeschleppt!" und die andern nickten ihm Beifall. Die Mutter aber weinte und klagte lange Zeit und wollte sich nicht trösten lassen, denn die Tochter war ihre einzige Stütze und Freude gewesen. Tags ging sie in die Wälder am Heldrastein und suchte die Verlorene, aber keine Spur von ihr fand sie.

So verstrich ein Jahr. Da erschien plötzlich eines Abends das Mädchen bei ihrer Mutter. Mit Jubel schlug diese ihre Arme um die totgeglaubte Tochter. Diese aber preßte lange die Mutter stumm an sich, weinte heiße Zähren in ihr faltiges, vergrämtes Antlitz und machte sich dann los.

Die Mutter sah der Tochter in die Augen und erschrak über den tieftraurigen Ausdruck in denselben. „Was ist dir, meine Tochter, bist du krank?" rief sie mit Schrecken.

Diese schüttelte nur das Haupt. Die Mutter forschte weiter: „Wo bist du denn so lange gewesen, und wie ist dir's in der Zeit ergangen?"

Die Tochter schüttelte abermals das Haupt. „Dringe

nicht in mich, liebe Mutter, ich darf dir nichts, gar nichts sagen. Ich bin in einem schweren Dienste. Wo und bei wem, das muß ein Geheimnis bleiben. Mit einem heiligen, schweren Eide habe ich gelobt, es keinem Menschen zu verraten und stumm wie ein Grab zu bleiben. Und ich will meinen Eid treulich halten, damit nicht meine Seele zur Hölle fahre. Mit vielen Worten und Thränen habe ich von meinem harten Herrn die Erlaubnis erbettelt, dich auf zwei Tage zu besuchen und zu trösten. Nächsten Montag, lange bevor die Sonne über den Wald steigt, muß ich dich verlassen und wieder in meinen strengen Dienst zurückkehren. Folge mir nicht, es würde dein und mein Verderben sein. Nächstes Jahr hoffe ich dich wieder auf ein paar Tage zu sehen! Jetzt aber laß mich gehen, daß ich dem Priester beichte und Lossprechung erlange. Meine Sünden liegen so schwer auf meinem Herzen, wie die Felsmassen des Heldrasteines."

Die Mutter weinte und ließ die Tochter gehen. Nach langer Zeit kehrte diese wieder aus der Kirche, und ein friedlicher Schein lag auf ihrem Gesichte.

Die Mutter aber machte sich in der Küche zu schaffen, um der Tochter eine Labung zu bereiten. Da sie sich zu dem Ofenloch niederbückte, hörte sie die Tochter in der Stube reden und lauschte, ob sie was erführe. Da hörte sie die Worte:

„Keinem Menschen darf ich's sagen,
Doch dem Ofen will ich's klagen:
Droben in dem Heldraloch
Trage ich des Räubers Joch."

Nun wußte die Mutter alles. Hin und her sann sie, wie der Tochter zu helfen sei. Endlich glaubte sie, ein Mittel gefunden zu haben. Sie füllte die Taschen ihrer Tochter mit Erbsen. In grauer Morgenfrühe stand diese auf, riß sich mit vielen Thränen von der Mutter los und machte sich auf den Weg.

Als sie vor das Dorf kam, fühlte sie die schweren Taschen in ihrem Kleide, griff hinein und fand die Erbsen. Sogleich erkannte sie die Absicht der Mutter und merkte, daß diese in der Küche gelauscht und ihre heimliche Klage gehört habe.

Eine Erbse nach der andern ließ sie fallen. Als es aber lichter Morgen ward, schlich die Mutter der Erbsenspur nach und fand den Weg nach dem obersten Gipfel des Heldrasteins. Hier verschwand der Weg und die Erbsenspur im Felsgewirr. Wohl aber merkte die Mutter von fern hinter einem Ahornbaume und dichtem Gebüsch einen Spalt, der in den Berg zu führen schien. „Das ist die Thür zum Räuberloch!“ murmelte die Mutter, „und dort verseufzt mein armes Kind ihr junges Leben im Dienste des Unholds Henning! Lieber Heiland, hilf mir, daß ich sie rette von Elend und Schmach!“

Vorsichtig stieg sie zwischen Gebüsch und Felsen niederwärts, ging hin in die Stadt Treffurt und vertraute dem Rate, was sie endeckt hatte. Der war dessen froh und gelobte der armen Mutter Hülfe, dem Räuber aber gedachte er auf seinen Kopf zu bezahlen, was er seit Jahren der ganzen Landschaft schuldig geworden war.

Als der Abend kam und die bleiche Mondsichel

auf die Felswände der Heldrastirn schien, da machten sich sechs gewappnete Knechte auf und folgten der Witwe nach dem Heldrastein. Langsam und heimlich zogen sie durch die stille Nacht dahin. Mit leisen, vorsichtigen Schritten stiegen sie auf schmalen Pfaden empor und langten gegen elf Uhr am Fuße der turmhohen Felsschroffen an, wo die Witwe den Spalt der Höhle gesehen hatte.

Alles war totenstill. Ein kühner Jüngling kroch auf dem Bauche bis an den Eingangsspalt der Höhle, legte sein Ohr an die Erde und hörte ein lautes Schnarchen.

„Da wäre ja die Räuberhöhle gefunden! Der Räuber ist darin und liegt in tiefem Schlafe! Besser konnten wir's nicht treffen!“ dachte der Lauscher.

Aber erschrocken fuhr er zurück, als in dem Spalte eine lichte, leichte Gestalt erschien. Es war das unglückliche Mädchen, das der Räuber in seinen Dienst gezwungen hatte. Jetzt spähte es in stiller Mitternacht nach den Rettern aus, denn es hatte sich gedacht, daß ihre Mutter den Pfad erkunden und die Retter führen würde.

Als ein Stein unter den Füßen des Lauschers rollte, da erkannte sie ihn und seine Absicht. Sie legte die Hand auf den Mund und trat heraus. Er erhob sich und ging behutsam mit ihr zurück zu den übrigen Helfern. „Er ist trunken!“ sagte sie leise zu den Männern.

Wortlos sanken sich Mutter und Tochter in die Arme und weinten stille, heilige Thränen. Die Retter

aber zündeten eine Fackel an und drangen nun ein in das Innere der weiten Höhle. Auf seinem Lager in einer Felsennische lag der Räuber in schwerer Betäubung, denn er hatte beim Abendimbiß dem Weinkruge so lange zugesprochen, bis ihm Verstand und Sinne schwanden.

Ohne Mühe wurde der Bösewicht mit Stricken gebunden, aber nur mit Mühe von seinem Schlafe erweckt. Als er jedoch die fremden Gesichter in der Fackelglut erkannte und die Stricke an Händen und Füßen spürte, da stieß er einen wilden Fluch aus und knirschte mit den Zähnen.

Die Männer trugen und schleppten ihn durch Wald und Felsgeröll hinab an eine freie Stelle. Einer aber eilte in die Stadt und holte einen Karren an diesen Platz; darauf wurde der Räuber gelegt, in die Stadt gefahren und in festen Gewahrsam genommen. Es war früh drei Uhr, als sich die eiserne Thür hinter dem eingebrachten Räuber schloß.

Er wurde von den Richtern verhört, seiner vielen Missethaten überführt und dann von dem Henker am Galgen aufgehängt. Seine zusammengeraubten Schätze erhielten entweder ihre Eigentümer zurück oder sie wurden dem armen Mädchen zugesprochen. Ihre Mutter aber erhielt den hohen Preis, der auf des Räubers Kopf gesetzt war. So hatte nun alle Not für sie ein Ende. Aber froh und heiter wurde die Maid nicht wieder, wie man sie auch ehrte und liebte. Ernst und still ging sie durch die Menge, und am liebsten weilte sie in der Kirche. Aus dem Räuberschatz baute sie ein

Krankenhaus, zog mit ihrer Mutter hinein, pflegte die Kranken mit Liebe und Geduld und starb endlich sanft und selig wenige Wochen nach ihrer Mutter.

Die Räuberhöhle im Heldrastein aber heißt bis auf den heutigen Tag Henningsloch. —

Eine andere Geschichte soll sich auf dem Heldrastein zugetragen haben. In der Normannsburg über der Stadt Treffurt hausten einst die Brüder Friedrich und Hermann von Treffurt. Sie waren adelige Herren, hatten aber keinen adeligen Sinn. Mit sonderlichem Nachdruck und vielem Geschick betrieben sie das Raubhandwerk. Als Ritter vom Stegreif waren sie überall da zu treffen, wo es was zu holen gab, auf den Landstraßen, in den Flecken und Dörfern und auf den Feldern. Niemand war vor ihnen seines Lebens und Gutes sicher.

Das Sprüchlein: „Die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen" haben sie nicht gekannt oder falsch ausgelegt, denn im Erntemonat 1327 fielen sie in das Gebiet der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die zu Gotha für ihr unmündig Söhnlein das Regiment führte, und schädigten das platte Land über die Maßen.

Aber der Herr von Wangenheim hat das Bibelwort besser verstanden, denn er sammelte einige Fähnlein braver Mannschaften, kam über die Landschädiger, zersprengte ihr Volk und nahm sie gefangen.

Nach harter Haft und nachdem sie ein schweres Lösegeld erlegt, sangen sie das alte, liebe Liedlein von vorn, lauter und fröhlicher denn je zuvor.

Dieweil sie aber ihr schädliches und loses Gewerbe immer ungescheuter trieben und den Nachbarn immer ärger mitspielten, rüsteten drei Nachbarfürsten Kriegsvolk, belagerten zweimal die Burg der Schnapphähne, wurden endlich ihrer Meister, brachen sie samt den Mauern der Stadt, nahmen den beiden Helden vom Stegreif Land und Leute und teilten die Beute unter sich.

Da ging Herr Friedrich in sich, trat in ein Kloster, ergab sich einem beschaulichen Leben und bedachte auch einige Klöster mit „artlichen Giften".

Sein Bruder Hermann aber war der Welt noch nicht müde. War irgend ein Gelag auf einer Burg, er fehlte nicht. Ward irgend ein Landschaden verübt, er war dabei, also, daß sein Name ein Schrecknis im Gau, sonderlich für Frauen und Mägdlein war.

Einmal ist er von einem lustigen Gelag in Kreuzburg an der Werra bei Nacht über den Heldrastein heimgeritten. Sein Kopf war schwer vom Weine, also ließ er das Rößlein traben, wo es wollte.

Es fehlte aber in der Dunkelheit des Weges und geriet immer tiefer zwischen die Bäume und Felsen. Plötzlich stand es schnarchend und zitternd still. Er spornte es, daß das Blut darnach ging. Das Roß schnaubte, bäumte sich und hieb mit den Vorderhufen in die Finsternis.

„Hölle und Teufel, du Schindmähre!" schrie der Ritter in sinnloser Wut und hackte seine Sporen tief in des Pferdes Weichen.

Da holte das Tier zu einem gewaltigen Sprunge aus, aber seine Hufe fanden keinen Grund mehr. Von

der steilsten, schroffsten Kante des Heldrasteines, wo sich die grauen, zerrissenen Felswände viel hundert Fuß tief jäh zur Werra hinabsenken, hatte der Ritter sein Roß gespornt.

Da erhellte ein Blitz die Nacht und sein — Herz. „Verloren, verloren! zur Hölle, zur Hölle!“ rief es in ihm.

„Heilige Mutter Gottes, rette mich; ich will dir fortan dienen!“ schrie er in Todesangst, dann vergingen ihm die Sinne.

Als die Morgenröte die Kuppen der Felsen golden säumte und der Morgenwind in den Föhren seufzte, da erwachte der Ritter von tiefer Betäubung. Unten rauschte die Werra, und tief unter ihm lag sein Roß zerschmettert. Ihn aber hatte ein Felsvorsprung mit dichtem Birkengebüsch im Sturze aufgefangen und gerettet.

Da neigte er sein Antlitz zur Erde und betete an. Sein Gewaffen hing er in der Kirche auf, legte ein rauhes Bußkleid an, trat in ein Kloster und peinigte sich mit den härtesten Bußübungen.

Als es mit ihm zum Sterben kam, ließ er sich von den Mönchen geloben, seinen Leib in ungeweihter Erde, aber unter die Dachtraufe der Kirche zu bestatten. Er habe im Leben wie ein Wolf gehaust, so sei es billig, daß er wie ein Raubtier verscharrt werde. Doch hoffe er, daß ihm ein Tröpflein der Gnade von dem Allerbarmer zufließen werde. So ist seine Seele in Buße und Glauben, in Frieden und seliger Hoffnung heimgefahren.

Fr. Polack.



Der Burggeist auf der Boyneburg.



Hoch auf der Westseite des Ringgaugebirges stand vormals eine Veste, groß an Umfang, die Boyneburg, wo Kaiser Friedrich Rotbart gerne weilte. Seit zwei Jahrhunderten liegt die Burg in Trümmern, und fast nur einsame Wanderer besuchen den Ort. Einst weidete hier ein Schäfer seine Herde, da weicht unter seinen Füßen der Boden, und er sinkt tief hinab in unterirdische Gewölbe. Er kehrt mit seiner Herde nicht heim, und beim Nachforschen findet man die Schafe zerstreut auf den Bergen und den treuen Hund winselnd an der Öffnung, durch welche sein Herr verschwand. Man ruft hinunter, hört die Antwort des Hirten, wirft ein Seil hinab, und mittelst desselben gelingt es endlich, ihn wieder auf die Oberwelt zu bringen. Da erzählte er denn, was ihm da unten begegnet. „Ich befand mich," so sprach er, „in weiten unterirdischen Räumen; was ich bei dem durch die Öffnung hereinfallenden spärlichen Tageslichte erkennen konnte, war ein großes Faß, bei welchem zusammengekauert ein Männlein stand. Als ich es ansprach: Wer bist du, was machst du? und dabei etwas näher zu ihm trat, staunte es mich mit starren Blicken an, trippelte furchtsam einige Schritte zurück und lachte nur hi, hi!" Einige beherzte Männer ließen sich darauf gleichfalls in das Gewölbe, erreichten das Faß und fanden es voll köstlichen Rebensaftes. Auch das Männlein fanden sie dabei, das ihnen aber keine Rede stand und mit seinem hi, hi! sich ängstlicher

zusammenkauerte. Sie packten und banden es und ließen es am Stricke hinauf ziehen, dann verließen sie selbst den schauerlichen Ort. Der kleine Gefangene wird ungeachtet seines Widerstandes nach Reichensachsen, dem Hauptorte des Boyneburgischen Gerichtes, gebracht, dort in strengen Gewahrsam gesetzt und gerichtlich untersucht. Allein auch hier ist weiter nichts aus ihm zu bringen, und selbst die Folter vermag es nicht. Darum gibt man ihm zuletzt die Freiheit wieder, folgt ihm aber vorsichtig, um zu sehen, was es beginnen werde. Da trippelte das Männlein in großer Hast nach den Ruinen der Boyneburg und verschwindet auf einmal durch die Öffnung, durch die es heraufgezogen. Seitdem ist auch jene Öffnung wieder geschlossen, und niemand hat eine Spur davon gesehen.

Ph. Hoffmeister.



Fräulein von Boyneburg.



Auf eine Zeit lebten auf der Boyneburg drei Fräulein zusammen. Der jüngsten träumte in einer Nacht, es sei in Gottes Rat beschlossen, daß eine von ihnen im Wetter sollte erschlagen werden. Morgens sagte sie ihren Schwestern den Traum, und als es Mittag war, stiegen schon die Wolken auf, die immer größer und schwärzer wurden, also daß abends ein schweres Gewitter am Himmel hinzog und ihn bald ganz zudeckte und der Donner immer näher herbeikam.

Als nun das Feuer von allen Seiten herabfiel, sagte die älteste: „Ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir ist der Tod bestimmt,“ ließ sich einen Stuhl hinaustragen, saß draußen einen Tag und eine Nacht und erwartete, daß der Blitz sie träfe. Aber es traf sie keiner. Da stieg am zweiten Tage die zweite herab und sprach: „Ich will Gottes Willen gehorchen, denn mir ist der Tod bestimmt;“ und saß den zweiten Tag und die zweite Nacht, die Blitze verfehrten sie auch nicht, aber das Wetter wollte nicht fortziehen. Da sprach die dritte am dritten Tage: „Nun seh' ich Gottes Willen, daß ich sterben soll;“ sie ließ den Pfarrer holen, der ihr das Abendmahl reichen mußte, dann machte sie auch ihr Testament und stiftete, daß an ihrem Todestage die ganze Gemeinde gespeist und beschenkt*) werden sollte. Nachdem das geschehen war, ging sie getrost hinunter und setzte sich nieder, und nach wenigen Augenblicken fuhr auch ein Blitz auf sie herab und tötete sie.

Hernach als das Schloß nicht mehr bewohnt war, ist sie oft als ein guter Geist gesehen worden. Ein armer Schäfer, der all sein Hab und Gut verloren hatte und dem am anderen Tage sein letztes sollte gepfändet werden, weidete an der Boyneburg, da sah er im Sonnenschein an der Schloßthür eine schneeweiße Jungfrau sitzen. Sie hatte ein weißes Tuch ausge-

*) Noch heute werden alljährlich am Grünen Donnerstag die Armen der ehemals Boyneburgschen Gemeinden mit Speck und Brot bewirtet, nachdem zuvor auf den Burgruinen Gottesdienst stattgefunden hat.

breitet, darauf lagen Knotten, die sollten in der Sonne aufklinken. Der Schäfer verwunderte sich, an dem einsamen Ort eine Jungfrau zu finden, trat zu ihr hin und sprach: „Ei, was schöne Knotten!“ nahm ein paar in die Hand, besah sie und legte sie wieder hin. Sie sah ihn freundlich und doch traurig an, antwortete aber nichts, da ward dem Schäfer angst, daß er fortging, ohne sich umzusehen und die Herde nach Haus trieb. Es waren ihm aber ein paar Knotten, als er darin gestanden, neben in die Schuhe gefallen, die drückten ihn auf dem Heimweg. Da setzte er sich, zog den Schuh ab und wollte sie herauswerfen; wie er hineingriff, so fielen ihm fünf oder sechs Goldkörner in die Hand. Der Schäfer eilte zur Boyneburg zurück, aber die weiße Jungfrau war samt den Knotten verschwunden. Doch konnte er sich mit dem Golde schuldenfrei machen und seinen Haushalt wieder einrichten.

Viele Schätze sollen in der Burg noch verborgen liegen. Ein Mann war glücklich und sah in der Mauer ein Schubfach; als er es aufzog, war es ganz voll Gold. Eine Witwe hatte nur eine Kuh und eine Ziege, und weil an der Boyneburg schöne Heiternesseln wachsen, wollte sie davon zum Futter abschneiden, wie sie aber eben nach einem Strauch packte, glitt sie aus und fiel tief hinab. Sie schrie und rief nach Hilfe, es war aber niemand mehr in der einsamen Gegend, bis abends ihre Kinder, denen Angst geworden war, herbei kamen und ihre Stimme hörten. Sie zogen sie an Stricken herauf, und nun erzählte sie ihnen, tief da unten sei sie vor ein Gitter gefallen, dahinter habe sie einen Tisch

gesehen, der mit Reichtümern und Silberzeug ganz beladen gewesen.
Grimm.



Der Gehülfenberg.



Eine Stunde nördlich von Wannfried liegt der Gehülfenberg; auf diesen Berg befahl der heilige Bonifazius eine Kapelle zu bauen. Unter dem Baue kam nun oft ein Mann gegangen, der fragte, was es denn geben solle. Die Zimmerleute antworteten immer: „Ei, eine Scheuer soll's geben.“ Da ging er wieder seiner Wege. Zuletzt aber wurde die Kirche immer mehr fertig, der Altar aufgebaut und das Kreuz glücklich aufgesteckt. Wie nun der böse Feind wiederkam und das alles sehen mußte, ergrimmte er und fuhr aus oben durch den Giebel, und das Loch, das er da gemacht, ist noch bis den heutigen Tag zu sehen und kann nimmer zugebaut werden. Auch ist er inwendig in den Berg gefahren und suchte die Kirche zu zertrümmern, es war aber eitel und vergebens. Das Loch, worin er verschwand, nennt man das Stuffensloch (wie den ganzen Berg auch Stuffensberg), und es soll zu Zeiten daraus dampfen und Nebel aufsteigen. Von dieser Kapelle wird weiter erzählt, sie sei einer Heiligen geweiht; rühre ein Kranker deren Gewand an, so genese er zur Stunde. Diese Heilige aber wäre vordem eine wunderschöne Prinzessin gewesen, in die sich ihr eigener Vater verliebt. In ihrer Not hätte

sie zu Gott im Himmel um Beistand gebetet, da wäre ihr plötzlich ein Bart gewachsen und ihre irdische Schönheit zu Ende gegangen.

Grimm.



Das stille Volk zu Plesse.



Auf dem hessischen Bergschloß Plesse sind im Felsen mancherlei Quellen, Brunnen, Schluchten und Höhlen, wo der Sage nach Zwerge wohnen und hausen sollen, die man das stille Volk nennt. Sie sind schweigsam und gutthätig, dienen den Menschen gern, die ihnen gefallen. Geschieht ihnen ein Leid an, so lassen sie ihren Zorn doch nicht an Menschen aus, sondern rächen sich am Vieh, das sie plagen. Eigentlich hat dies unterirdische Geschlecht keine Gemeinschaft mit den Menschen und treibt inwendig sein Wesen, da hat es Stuben und Gemächer voll Gold und Edelgestein. Steht ihm ja etwas oben auf dem Erdboden zu verrichten, so wird das Geschäft nicht am Tage, sondern bei der Nacht vorgenommen. Dieses Bergvolk ist von Fleisch und Bein, wie andere Menschen, zeugt Kinder und stirbt; allein es hat die Gabe, sich unsichtbar zu machen und durch Fels und Mauer ebenso leicht zu gehen, als wir durch die Luft. Zuweilen erscheinen sie den Menschen, führen sie mit in die Kluft und beschenken sie, wenn sie ihnen gefallen, mit kostbaren Sachen. Der Haupteingang ist

beim tiefen Brunnen; das nahgelegene Wirtshaus heißt: Zum Rauschenwasser.

Grimm.



Die Ullenfänger.



Es traf sich einst, daß auf dem Kirchturme zu Waldkappel eine Eule ihr Nest baute, und da der große Vogel, der sich nur abends in der Dämmerung sehen ließ, den Einwohnern unbekannt war, so wandten sie alle List und Schlauheit an, das merkwürdige Tier in ihre Gewalt zu bekommen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es indessen wirklich einem Bürger, die Eule zu fangen. Die ganze Stadt lief ob dieses Ereignisses zusammen, jedermann staunte über die großen Augen und Ohren des wunderbaren Geschöpfes, und sie beschlossen endlich, dasselbe nach Cassel in das Museum zu schicken, weil man gewiß dort noch kein solch seltenes Tier besäße. Es wurde daher eine Deputation nach der Residenz abgeordnet, und auf dem ganzen Wege dahin erregte diese wegen der Eule das größte Aufsehen. Als sie aber nach Cassel kamen, wurden sie tüchtig ausgelacht und mit der Eule nebst Schimpf und Spott wieder heimgeschickt. — Seitdem heißen sie die „Ullenfänger“.

Ph. Hoffmeister.



Der Rotenstein bei Allendorf.*)





Östlich von Allendorf erhebt sich ein ansehnliches Waldgebirge; mächtige Kalkwände steigen oft einige hundert Fuß fast senkrecht auf und umschließen in weiten Bogen zwei ansehnliche, fast runde Thäler, von denen das eine die Burg Altenstein und das Dorf Asbach enthält, das andere den Namen „Zum Hain" führt; dieses letztere soll uns hier beschäftigen. Von drei Seiten umschließen fast gleichmäßig hohe Berge von über 500 m Meereshöhe ein Waldthal, welches wohl über 2000 hessische Acker umfaßt; an der vierten Seite nach Westen trennt ein niederer Höhenzug das Hainthal vom Werrathal. Nur ein schmaler Ausgang öffnet sich hier und ein kleiner munterer Forellenbach führt die im Thal gesammelten Wasser dem Flusse zu. Steil fallen von drei Seiten die hohen Berge ab zum Thal, an manchen Stellen fast senkrecht und nur wenige beschwerliche Wege führen zur Höhe, aber sie schützen auch das Thal vor den rauhen Ost- und Nordwinden und machen es ausnahmsweise mild. Viele

---

*) Bearbeitet nach einem Artikel in den ehemaligen „Kasseler Nachrichten", betitelt: „Sagen aus dem Werrathale!"

kleine Quellen entfließen den Bergen und verleihen dem Wald und Rasenteppich unter ihm ein frisches Grün, zeitigen viele Blumen, auch seltene, so daß der Botaniker hier reiche Auswahl findet, und in früheren Zeiten, als die Apotheker noch die einheimischen Kräuter sammelten, konnte man häufig diesen begegnen. Der Wald ist meist in Besitz der Allendörfer Bürger; die Grenzen dieser Waldgrundstücke sind mit einzelnen Malbäumen bezeichnet, und so erscheint die Waldlandschaft, von geeigneter Stelle gesehen, wie eine Parkanlage. Reste von Menschenbauten zeigen, daß dies Thal ehemals bewohnt war; es finden sich die Ruinen zweier Kapellen, „die oberste und unterste Kirche" genannt, die sog. Mühlstelle u. dergl. m. Vor fünfzig Jahren unterschied man an der Mühlstelle noch deutlich die Wasseranlage zum Radbetrieb, und die oberste Kirche zeigte Reste einer Umfassungsmauer, die den Friedhof eines eingegangenen Dorfes bezeichnete. Die Steine wurden später zur Wegebesserung verbraucht, und so ist denn nun die Stelle unkenntlich geworden. Noch schlimmer war die Zerstörungswut auf dem Burgberge, vom Volk die „Burgstätte" genannt. Jener Höhenzug, der das Thal gegen Westen abschließt, endet mit einem Hügel, von dem man den schönsten Überblick über das Thal „Zum Hain" hat; dieser Hügel heißt der „Rotenstein" und trug in vergangenen Jahrhunderten eine feste Burg.*) Ein halbverschütteter Graben und spärliche Reste der

*) An derselben Stelle, wo ehemals die Burg stand, hat jetzt Freiherr von und zu Gilsa, königl. Hoftheater-Intendant zu Cassel ein prächtiges Schloß errichten lassen.

Umfassungsmauer zeigen uns noch die Stelle, wo dieselbe gestanden.

„Einst, so erzählt der Volksmund, stand hier eine feste Burg, deren Herren das edle Räuberhandwerk sehr stark trieben. Längs des Werraflusses zog sich unter ihrer Burg die große Heerstraße von Nord nach Süd hin, und wenn die Kaufleute, welche die Waren führten, auch von Stadt zu Stadt mit starkem bewaffneten Geleit zogen, so konnten sie doch nicht umhin, beim Berühren des Rotensteiner Gebiets sich mit den Burgherrn abzufinden. Allein dieser Zoll genügte den begehrlichen Junkern nicht; mit einer starken Zahl wilder Knechte zogen sie aus von ihrer Burg, legten sich an geeigneter Stelle in Hinterhalt, überfielen und plünderten die Reisenden, und war hierzu keine Gelegenheit, so brandschatzten sie in weiter Ferne. Ihre Raubsucht trug ihnen den Namen „Die böse Rotte“ ein, und sie selbst sollen sich, um die Furcht vor ihnen zu vermehren, „von der bösen Rotte“ genannt haben. Das Thal „Zum Hain“ war ihr Eigentum und umschloß damals zwei Dörfer: Ober- und Unter-Bethlemsdorf genannt. Auch gegen ihre Unterthanen waren die Herren grausam, drückten sie unmenschlich mit Fronden und straften kleine Vergehen mit furchtbarer Härte. Die Bauern aber sannen auf Rache und wurden von den Bürgern der Stadt Allendorf bestärkt, denn sie haßten die gewaltthätigen Nachbarn. Einst als ein Teil der Burgbewohner zu einem entfernten Raubzug ausgezogen war, erstiegen Bauern und Bürger in der Nacht die sichere Burg, erschlugen die Besatzung, verbrannten und zer-

störten die Feste und bereiteten den Rückkehrenden einen so bösen Empfang, daß diese für immer aus der Gegend wichen. Weil aber die Bewohner von Ober- und Unter-Bethlemsdorf die Rache der Vertriebenen und ihrer Gesippen fürchteten, erbaten sie und erhielten Aufnahme in die Stadt, nur wurde ihnen auferlegt, bei dem Bau einer neuen Stadtmauer, welche ihr Zuzug nötig machte, Hand mit anzulegen. Daher soll, weil ein Teil der Arbeiter mit roten, der andere mit weißen Sandsteinen mauerte, die Stadtmauer von der Kreuzkirche nach der Flußseite zu das bunte Aussehen erhalten haben. Ihre Grundstücke „Zum Hain" behielten sie und ließen sie zu Wald werden.

An die Burgstätte knüpfte sich nun die Sage von verborgenen Schätzen. Viele Jahre lang hatte „Die böse Rotte" weit und breit geraubt; was man aber nach Eroberung des Raubnestes fand, war nicht so bedeutend, um die Erwartung zu erfüllen, darum mußten im sicheren Versteck, wohl unter Obhut des Bösen, die geraubten Schätze liegen, und so wird dann ferner erzählt:

Ein junger Fischer von Allendorf ging einst Nachts dem Fischfang nach. Er trieb seinen Kahn stromaufwärts bis zu der Stelle, wo unter dem Burgberg die Werra so nahe dem Berge tritt, daß zwischen Fluß und Berg nur Raum zur Straße bleibt. Da stand ein kleines Männchen und winkte ihm. Beherzt ging er auf den Kleinen zu und fragte nach seinem Begehr. „Komm, folge mir, sprach dieser, ich will dich glücklich machen!" Der Fischer folgte bergauf bis sie an eine

Grube kamen; dort zeigte das Männchen ihm unter dem Laub eine eiserne Thür und sprach: „Fahre über das Wasser und geh geradaus in's Land. Du wirst da einen Schäfer finden, der seine Herde bewacht; dieser trägt eine Blume am Hut. Bitte ihn darum, er wird sie Dir geben. Nimm sie, berühre mit ihr die Thür, so öffnet sie sich. Tritt unverzagt in den Keller und nimm Dir, soviel Du willst.“ — Der Kleine verschwand. Der Fischer aber that wie ihm geheißen, erhielt die Blume, öffnete die Thür und sah sich großen Schätzen gegenüber. Er füllte die Taschen und wandte sich zum Gehen. Da rief eine Stimme: „Vergiß das Beste nicht. Er sah sich um, befühlte sich und da er glaubte, nichts vergessen zu haben, schritt er der Thüre zu. Kaum hatte er den Fuß herausgesetzt, so schlug diese so heftig zu, daß sie ihm die Ferse verletzte, und da fiel ihm ein, daß er die Blume beim Geldeinsacken neben sich gelegt und vergessen hatte. Doch glaubte er genug zu haben, hinkte nach seinem Schiffe und fuhr nach Hause. Seine junge Frau war aber gerade krank, und er dachte ihr eine große Freude zu machen und schüttelte das viele Geld vor ihr aus. Sie aber, da sie glaubte, ihr Mann habe einen Raubmord begangen, erschrack so heftig, daß sie kränker wurde und mit ihrem jungen Kinde starb. Der Fischer aber erkrankte ebenfalls an seiner Fußwunde und starb schon nach wenigen Tagen. Seinem letzten Willen gemäß fiel das Geld, über dessen Herkommen er berichtete, an die Armen.

Seit dieser Zeit hat Mancher versucht, dem kleinen Mann zu begegnen, aber stets vergebens. Einigen, die

es durchsetzen wollten und die Nacht dort zubrachten, bekam es schlecht. Ein Untier setzte sich auf sie, und sie mußten es Huckepack tragen bis zum Morgen und wären unter der Last bald erlegen. Überhaupt ist jene Gegend unsicher. Weiter herauf führt die Zauberbrücke über einen Wildbach, der im Sommer trocken, im Winter und bei Gewittern oft mächtig anschwillt, und in der Schlucht des Baches und unten auf der Brücke treibt allerhand gespenstiges Pack sein Wesen. Sogar am hellen Tage foppen sie den einsamen Wanderer.

Die Kirchen der verlassenen Dörfer standen noch wohlerhalten Jahrhunderte lang und scheinen als Wallfahrtsorte gedient zu haben, bis in der Zeit der Religionskriege ruchlose Hände Feuer an sie legten. Ehe dies geschah, soll sich nach einer Sage, die sich in Bockerode erhalten hatte, in der obersten Kirche folgende Begebenheit ereignet haben. An einem Winterabend saßen im genannten Dorfe alte und junge Leute zusammen in der Spinnstube und das Gespräch war, wie gewöhnlich, in das Gebiet der Geistererscheinungen und Spukgeschichten geraten, so daß allen gruselte. Nur ein junges Mädchen lachte über die ängstlichen Geberden der Gefährten und erklärte, sich nicht zu fürchten, „denn,“ sprach sie, „ein guter Geist thut niemandem ein Leid, und ein böser hat keine Gewalt über einen Christen.“ — „Du wärest wohl imstand, begann ein Mann, das Bild des Mönches, der zum Hain spukt und das in der obersten Kirche hängt, jetzt in der Nacht zu holen?“ — „Warum nicht, entgegnete das junge Mädchen, wenn damit zum Guten geholfen wird. Versprecht den Orts-

armen zum heiligen Christ (Weihnachtsfest) eine Freude zu machen und ich hole das Bild." — „Topp, es gilt! sagten die Männer zusammentretend, aber gleich muß es geschehen." — „Wohl, sagte das Mädchen und schürzte sich zum Gang, allein ihr wißt, daß es „Zum Hain" außer Gespenster auch wilde Tiere gibt. Ihr Männer geht also mit bis zum Eulenkopf (es ist dies ein vorspringender Kalkfelsen), und sollte ich unten rufen, so antwortet und kommt mir entgegen." — In der obersten Kirche stand in einer Nische auf eine Holztafel gemalt das lebensgroße Bild eines Abtes mit den Zeichen seiner Würde.

Das Mädchen erreichte ohne Unfall die Kirche, trat ein und war beschäftigt, das Bild sich aufzuladen, als sie plötzlich draußen näher kommendes Pferdegetrappel hörte. Was sollte dies sein, führte doch nur ein Waldweg vorüber, selten von einem Holzfuhrmann benutzt und nur im Sommer von einem Spaziergänger besucht? Das Mädchen trat hinter das Bild. Die Pferde hielten in der Nähe, und es dauerte nicht lange, so trat ein bewaffneter Mann ein, der eine junge Frau führte. „Ich hatte dir versprochen, begann der Mann, dich an einen geweihten Ort zu führen, damit du vor deinem Ende beten könntest. Hier bist du an einem solchen, bete und dann stirb." Die Dame fiel vor dem Altar nieder und rief den Schutz und die Hülfe aller Heiligen an. „Sie werden schon kommen und dir helfen!" höhnte der Mörder. — Da faßte das Mädchen hinter dem Bilde ein Herz; sie faßte das Bild mit beiden Händen und es vor sich herschiebend, trat sie

vor mit dem dumpfen Ruf: „Hier bin ich, dir zu helfen!“ — Der Räuber erschreckt, stürzt aus der Kirche, doch schnell ihm nach die Bauerndirne und ließ ihren Ruf erschallen, so laut sie konnte. Kräftig wurde dieser von oben, wie aus der Luft kommend, erwidert und vom Echo der Felswände vervielfältigt. Entsetzen mochte den Raubmörder erfassen, er warf sich auf sein Pferd und sprengte wild von dannen. Auf wiederholten Ruf kamen schnell die Vockeröder herbei und führten ihre mutige Genossin mit der Dame, die ohnmächtig vor dem Altar lag, aber bald wieder erwachte, und einem Pferde, welches mit Schätzen beladen war, von dannen. Die Dame, aus edlem Geschlecht, die ihr Entführer berauben und morden wollte, weilte eine Zeit lang bei den Bauern, bis sie zu ihrer Familie zurückkehren konnte, sie verließ dann ihre Retter, die sie noch reich beschenkte.



Der letzte Bilsteiner.



Dem alten, über dem rechten Werra-Ufer liegenden Schlosse Fürstenstein gegenüber mündet das tiefe, wilde, von starren Felswänden gebildete, dabei mit Wald und Wiesengrün anmuthig prangende Höllenthal, in dessen Mitte eine gewaltige Felsmasse der Grauwacke nackt und klippig weit vorspringt. Auf ihrem Rücken stand in schwindliger Höhe die nur noch in wenigen Trümmern sichtbare Stammburg der Grafen von Bilstein, welche

den ältesten Edelgeschlechtern der Werragegend beigezählt wird, aber schon im vierzehnten Jahrhundert erlosch. Eine schauerliche Sage hat das Andenken an den Untergang des letzten Grafen von Bilstein bewahrt. Zahlreiche Feinde hatten sich gegen ihn verbündet. Sie belagerten ihn lange vergeblich, bis mehrere erfolglose Stürme und die von der Natur erhöhte Festigkeit des Schlosses sie überzeugte, daß dieses mit Gewalt nicht zu gewinnen sei. Dann nahmen sie zu einem anderen, langsameren, aber sicheren Mittel ihre Zuflucht. Sie schlossen den Bilstein eng ein und warteten müßig des Zeitpunktes, wo, von Hunger und Not gedrängt, ihr stolzer Gegner sich ihnen auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Allein es verstrichen Wochen und Monden, und die Belagerten zeigten sich fortwährend munter und guter Dinge; sie scherzten und lachten lustwandelnd auf den breiten Mauern der Burg, als spotteten sie der Gefahr, die sie umgab. Die Feinde erschöpften sich in Argwohn und Vermutungen; aber ihrer verdoppelten Wachsamkeit gelang es doch eines Tages, die Ursache dieses zu ersichtlichen Gebahrens der Bilsteiner zu entdecken. Am Fuße des Burgberges lag und liegt heute noch eine Mühle, deren Räder durch die im Höllenthal herabkommende Berka getrieben werden. Von der Mühle führt ein verborgener unterirdischer Gang hinauf zum Schlosse, und der Müller versah auf diesem Wege die Belagerten mit Lebensmitteln. Nach dieser wichtigen Entdeckung hörte plötzlich alle Zufuhr auf; die Vorräte gingen zur Neige, mit ihnen der Mut und die Zuversicht der Bedrängten. Es blieb am Ende nur die Wahl

zwischen Ergebung und Tod. Schon freuten sich die ungeduldig lauernden Feinde ihres Triumphes, den Grafen in ihrer Gewalt zu sehen, als an einem Morgen ein lange nicht bemerktes Leben und Bewegen auf den Mauern ein Ereignis von Bedeutung, wohl gar die Übergabe, erwarten ließ. Ein Wagen ward auf die Mauer gebracht und ein Paar wildschnaubende Rosse angeschirrt. Dann stieg ein Ritter in den Wagen — es war der letzte Graf von Bilstein. Weib und Tochter folgten ihm, und als beide an seiner Seite Platz genommen, trieb er mit lautem Zuruf die Pferde an zur schrecklichen Todesreise. Wenige Augenblicke darnach bedeckten da, wo der klippenreiche Schloßberg fast senkrecht hinabfällt, drei menschliche Leichen, die toten Rosse und die Trümmer des Wagens den Boden des Thales.

K. Lyncker.



Frau Holle



Zu der Zeit, als unsere Vorfahren, die Chatten, noch Heiden waren, beteten dieselben zu verschiedenen Göttern und Göttinnen. Sie verehrten ihre Götter aber nicht in Tempeln, sondern in der freien Natur, unter riesigen Bäumen, auf hohen Bergen oder im stillen Haine. Ihr höchster Gott war Wodan, welcher in der Schlacht den Sieg verlieh und die Gefallenen durch jungfräuliche Göttinnen, die Wallküren, nach Walhalla führen ließ. Wodans Sohn war Donar (Thor), der Gewittergott, welchem man namentlich unter einer rie-

sigen Eiche bei dem Dorfe Geismar in der Nähe von Fritzlar Opfer darbrachte. Unter den Göttinnen wurde vor allen die Holda, gewöhnlich Frau Holle genannt, verehrt. Sie wohnte in Seeen, Teichen und Brunnen und war die Beschützerin des Feldbaues und der häuslichen Ordnung. Noch jetzt erinnert uns an sie der Frauhollenteich am Meißner, welcher an der Ecke einer Moorwiese gelegen ist. Auch noch andere Orte am Meißner weisen auf das Altertum hin, wie die Kitzkammer, die Teufelslöcher und der Schlachtrasen. Berg und Moore sind voll von Geistern, welche Reisende und Jäger oft verführen und schädigen. Wie alte Leute erzählen, wird Frau Holle zuweilen badend in dem Teiche gesehen. Bald zeigt sie sich als eine schöne weiße Frau, in oder auf der Mitte des Teiches, bald ist sie unsichtbar, und man hört nur aus der Tiefe Glockengeläut und finsteres Rauschen.

Von der Frau Holle erzählt das Volk vielerlei, Gutes und Böses. Frauen, die zu ihr in den Brunnen, steigen, macht sie gesund; die neugeboren Kinder stammen aus ihrem Brunnen, und sie trägt sie daraus hervor. Blumen, Obst, Kuchen, das sie unten im Teiche hat und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächst, teilt sie denen aus, die ihr begegnen und zu gefallen wissen. Sie ist sehr ordentlich und hält auf guten Haushalt. Wenn es bei den Menschen schneit, klopft sie ihre Betten aus, davon die Flocken in der Luft fliegen. Faule Spinnerinnen straft sie, indem sie ihnen den Rocken besudelt, das Garn wirrt, oder den Flachs anzündet; Jungfrauen hingegen, die fleißig abspinnen, schenkt sie Spindeln und spinnt

selber für sie über Nacht, daß die Spulen des Morgens voll sind. Faullenzerinnen zieht sie die Bettdecken ab, Fleißige, die schon früh morgens Wasser zur Küche tragen in reingescheuerten Eimern, finden Geld darin. Gern zieht sie Kinder in ihren Teich, die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. Oft erscheint sie tückisch und neckend, indem sie den Menschen, namentlich den Frauen, das Haar verwirrt und zerzaust. Daher heißen die mit verworrenen Haaren „Hollerkopf", und die Leute sagen: dein Haar ist hollerig oder verhollert.

Jährlich zieht Frau Holle im Lande umher und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit, aber sie erschreckt auch die Leute, wenn sie an der Spitze des wütenden Heeres*) durch den Wald fährt. Um Weihnachten fängt Frau Holle an herumzuziehen, da legen die Mägde ihren Spinnrocken aufs neue an, winden viel Werg oder Flachs darum und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht das nun Frau Holle, so freut sie sich und sagt:

so manches Haar,
so manches gute Jahr.

Diesen Umgang hält sie bis zum großen Neujahr, d. h. dem Heiligen Dreikönigstag, wo sie wieder umkehren muß nach ihrem Hörselberg; trifft sie dann unterwegs Flachs auf dem Rocken, so zürnt sie und spricht:

So manches Haar,
so manches böse Jahr.

Darum reißen Feierabends vorher alle Mägde sorgfältig von ihrem Rocken ab, was sie nicht abgesponnen haben,

*) Siehe Sage: Frau Holle und der treue Eckart.

damit nichs daran bleibe und ihnen übel ausschlage. Noch besser ist es aber, wenn es ihnen gelingt, alles angelegte Werg vorher im Abspinnen herunter zu bringen.

Einmal, so wird erzählt, zog Frau Holle aus, und es begegnete ihr ein Bauer mit einer Axt. Sie redete ihn freundlich an und bat ihn, er möge ihr den Wagen etwas ausbessern. Der Mann that, wie sie ihm hieß, und als die Arbeit verrichtet war, sprach sie: „Raff die Späne auf und nimm sie zum Trinkgeld mit;“ darauf fuhr sie ihres Wegs. Dem Manne kamen die Späne sehr unnütz vor, und er ließ sie daher meistenteils liegen, nur ein Stück oder drei nahm er für die Langeweile mit. Wie er aber nach Hause kam und in den Sack griff, waren die Späne eitel Gold. Alsbald kehrte er um, auch noch die anderen zu holen, die er liegen gelassen; aber so sehr er auch suchte, es war zu spät und nichts mehr vorhanden.



Vom Meißnerberg.



In der Sonne schweigt die Bergesfläche
Unabsehbar. Es ist Mittagszeit.
Alles still, — kein Rauschen muntrer Bäche,
Stumm der Wind, kein Schatten weit und breit.

Tief im Grase ruhen müde Rinder,
Die sich in die Sonnenglut gestreckt,
Nebenan zerlumpte Hirtenkinder,
Die der Schritt des Wand'rers aufgeweckt.

Träge seh'n sie auf, wie der Bestaubte
Durch das hohe, weiche Berggras irrt,
Ganz vereinsamt; über seinem Haupte
Müde auch die Heidelerche schwirrt.

Aber auf den mittagsschwülen Matten,
Andern Augen fremd und unsichtbar,
Schweift zur Seite ihm ein schöner Schatten,
Blau das Auge, goldgelockt das Haar.

Weiße Schleier, klare Lichtgewande,
Flattern um den wunderschönen Leib;
Und so schreitet still im Sonnenbrande
Neben mir das zauberhafte Weib.

Aber stille Wehmut flammt im Blicke,
Auf der Stirne schweigt ein tiefer Gram,
Und das Lächeln trauriger Geschicke
Zuckt um ihre Lippen wundersam.

„Schöne Frau, der Kummer nur geht einsam,
Weil sich Schmerz der Stille nur vertraut;
Doch die Freude wandelt gern gemeinsam,
Weil es vor der Einsamkeit ihr graut.

Schöne Frau —“ Da unterbrach die Stille
Lautes Schluchzen, und ich war allein.
In dem hohen Grase nur die Grille
Zirpte schrill im Mittagssonnenschein.

Und von einem heißen Windeshauche
Neigte sich das traumesschwere Gras,

Und ich stand vor einem Erlenstrauche,
Dessen Blätter wie vom Taue naß.

Und ein Kind erhob sich von der Erde
Aus des Mittags sonnenheißer Ruh';
Nackten Haupts, mit bittender Geberde
Trat der Hirtenknabe auf mich zu.

Leis nachzitterte das wehevolle
Schluchzen in der Stille tief und weich —
Sprach das braune Kind: „Hier wohnt Frau Holle,
Und die Berge ringsum sind ihr Reich.

Dorten, wo die Wälder grün sich breiten —
Weit von hier am kühlen Bergesrand —
Stand ihr schönes Schloß vor langen Zeiten,
Schaute weit hinaus ins Werraland.

Schlanke Säulen ragten, weiße Zinnen
Glänzten in der Sonne goldnem Meer,
Und ein Glanz und Schimmer war es drinnen —
Solche Schlösser giebt es gar nicht mehr.

Hohe Linden rauschten vor den Pforten,
Vor der Treppe kühl die Quelle floß;
Wohnte mit dem liebsten Manne dorten
Die Frau Holle in dem schönen Schloß.

Doch das schöne Schloß ist nun geborsten,
Und der hohen Säulen Pracht verdarb;
Ries'ge Steine liegen in den Forsten,
Seit Frau Hollens Allerliebster starb

Hohes Farrenkraut grünt auf der Matte,
Wild verwachsen ist der dunkle Hag,
Steht nur eine kahle Felsenplatte,
Wo das Lustschloß der Frau Holle lag.

Aus der Wälder grünem Paradiese,
Aus dem schattigen, harzduft'gen Tann
Zog sie auf die kahle Bergeswiese
Und beklagt den lieben, toten Mann.

Und des Kummers Flut seit grauen Zeiten
Schon ihr schönes, blaues Auge wusch;
Mancher sah sie hier um Mittag schreiten,
Denn dies ist Frau Hollens Weinebusch."

Da erhob sich leiser Winde rauschen,
Weiter ging ich, und zurück das Kind —
Horch ein Laut! — ich wollte ängstlich lauschen,
Doch von ferne blöckte nur ein Rind.

J. v. Rodenberg.



Bilsteiner Wichtel.



Am Bilsteine jenem prächtigen Felsen über der Werra, ist hoch in Mitten die Öffnung einer Höhle, worin ein Stämmchen Wichtel hauste, die von der Oberfläche der Länder verbannt waren. Sie nahmen den Landleuten die Kinder aus der Wiege und legten ihre eigenen garstigen Geburten an deren Statt, die doch schon viel älter sind, denn sie erscheinen. Wem sie

etwa ihre Gunst zuwandten, dem trugen sie bisweilen Korn ins Haus, das sie jedoch anderen genommen hatten. Zuweilen sind sie aber auch gastlich.

H. Pfister.



Der Hesselbühl.



Der Weg von Großalmerode nach Witzenhausen führt über eine waldige Höhe, der Hesselbühl genannt, auf der zur Seite des Weges eine Wiese liegt, die die große Wiese heißt. Noch ist es nicht lange her, als ein Mann diesen Weg wandelte, um ein Geschäft in Witzenhausen abzuthun. Als er auf die Höhe gelangte, fand er auf einer Wiese eine Blume von seltener Schönheit, und er brach dieselbe, um bei der Heimkehr seinen Kindern eine Freude damit zu machen. Doch kaum war er wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo er die Blume gefunden, als seinen Blicken sich daselbst ein herrlicher Palast zeigte. Verwundert blieb er stehen und traute seinen Augen nicht mehr; denn er hatte hier noch niemals ein Gebäude gesehen, überhaupt noch nie ein so prachtvolles Schloß. Erst nach einigem Zögern, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Augen ihn nicht täuschten, faßte er Mut und näherte sich dem Palast. Allein er fand alles zu, Thüren und Fensterläden, alles war verschlossen. Als er jedoch mit der Blume in seiner Hand die Pforte berührte, öffnete sich diese plötzlich vor ihm, wie von Geistern aufgethan,

und mit bangem Zagen betrat er das Innere. Hatte er aber schon über das Äußere gestaunt, wie steigerte sich noch seine Bewunderung, als er die Gemächer selbst betrat, und diese mit einem nie geahnten Glanze und Reichtum geschmückt fand. Alles blinkte von den edelsten Metallen und den köstlichsten Edelsteinen, und sein Herz hüpfte vor Freude bei dem Gedanken, jetzt ein reicher Mann zu werden, reicher als jeder Bewohner seines Ortes. Und dennoch kamen wieder Zweifel bei ihm auf, ob das alles denn auch Wirklichkeit sei, und er trat wieder aus dem Gebäude, um sich umzuschauen und sich zu überzeugen. In dem Augenblick aber stürzte der Palast unter schrecklichem Krachen zusammen und alles war wieder spurlos verschwunden. Denn er hatte die Blume von der Wiese in Gedanken und beim Anschauen der Herrlichkeiten aus der Hand gelegt und sie leider verloren. — Auch andere haben schon diesen Palast erblickt, aber sie sahen die Blume nicht, wodurch er sich ihnen erschlossen hätte, und fliehend eilten sie an der unheimlichen Erscheinung vorüber.

Hessisches Volksblatt.



Der Ludwigstein.



Zu der Zeit, da Landgraf Ludwig mit denen von Hanstein und anderen Raubrittern der Umgegend in Fehde lag, erstand plötzlich über Nacht eine Burg auf einem Berge an der Werra, dem Hanstein gerade

gegenüber. Die Hansteiner waren nicht wenig erstaunt, am Morgen sich in so gefährlicher Nachbarschaft zu sehen, denn der Landgraf ließ das Schloß von seinen Leuten besetzen und die Schnapphähne scharf beobachten. Niemand aber wußte sich zu erklären, wie die Burg, die sie den Ludwigstein nannten, so geschwind hatte aufgebaut werden können. Da verbreitete sich das Gerücht, der Landgraf hätte einen Pakt mit dem Teufel gemacht und dieser die Burg in einer Nacht gebaut; und zum Wahrzeichen wies man ein seltsames, scheußliches Fratzenbild, das an der Mauer des Ludwigsteins in Stein gehauen zu sehen war und für des geschwinden Baumeisters Ebenbild galt.

Andere meinten dagegen, der Landgraf hätte den Räubereien der Hansteiner ein Ziel setzen wollen und deshalb den Ludwigstein erbauen lassen. Um die Ritter nun nicht aufmerksam zu machen, hätte er das Schloß im Walde zimmern und in einer Nacht eilig aufschlagen lassen.

Lyncker.



Die Gelsterburg.



Über der bei Witzenhausen mündenden Gelster lag ehemals unfern des Dorfes Trubenhausen auf einem steilen Hügel die Gelsterburg, von der jetzt weiter nichts übrig ist als der Wall und der Graben. Diese Burg wurde einstmals belagert, aber weder die Waffen, noch die engste Umschließung waren imstande, sie zu bezwingen.

Ein geheimer Gang führte von der Burg ins Freie hinaus, und durch diesen ritt der Burgherr aus, wenn er wollte, und gebrauchte nur die Vorsicht, die Hufeisen seines Pferdes verkehrt aufzuschlagen, um den Feind von dieser Spur abzulenken. Endlich jedoch wurde der Gang und auch diese List entdeckt, und bald blieb nur die Wahl noch übrig zwischen dem Hungertode oder dem Tode durch die Belagerer. Da schritt die schöne Hausfrau des Ritters eines Morgens zu dem Feinde herab und bat um Gnade, um Gnade nur für sich. Und die Thränen des lieblichen Weibes bewältigten das Herz des zürnenden Kriegers. Und als er ihr Gnade bewilligt hatte, da flehte sie auch noch um die Erlaubnis, nur so viel aus der Burg mit hinfort nehmen zu dürfen, als sie in der Schürze zu tragen vermöge. Und auch das wurde ihr gestattet. Sofort nähete sie sich eine große Schürze, trug dann darin ihren Gatten herab und rettete so demselben Freiheit und Leben. Noch jetzt zeigt man einen Malstein, auf dem sie mit ihrer schweren Bürde ausgeruht hat.

Ph. Hoffmeister.



Auszug der Wichtel aus dem Burgberge bei Ermschwerdt.



Am linken Ufer der Werra, eine Stunde unterhalb Witzenhausen, liegt das Dorf Ermschwerdt. Dort in dem Burgberge wohnte vor alten Zeiten ein Wichtelvölklein, das lange daselbst sein Wesen trieb. Endlich

wurden sie es daselbst müde und beschlossen, in das Gebirge der Werra überzusiedeln. Eines Abends spät trat ein Abgesandter der Wichtelmänner zu dem Fährmanne von Ermschwerdt mit den Worten: „Halte deinen Kahn bereit, du sollst in dieser Nacht unserer viele über den Fluß setzen und auch guten Lohn dafür erhalten.“ Der Fährmann ging zu seinem Nachen, nahm die Ruderstange zur Hand, und um Mitternacht da regt und bewegt es sich vom Burgberge her der Fähre zu; voran das Männlein, das den Schiffer bestellt hatte. „Halte das Schiff recht fest am Lande,“ rief es ihm zu, „wir steigen jetzt ein.“ Da geschah ein Rauschen und Flüstern vom Lande zum Schiffe heran und ein Trappeln und Drängen im Nachen und ein unruhiges Bewegen, so daß der Kahn tief in den Fluß hineinging. Aber der Fährmann sah niemanden als das bewußte Männchen. „Ei,“ rief er aus, „was führe ich wunderbare Passagiere!“ Da sprang das Männchen zu ihm hin, machte mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis und ließ den Schiffer hindurch sehen. Doch wie erstaunte dieser, als er jetzt sein Schiff ganz gedrängt voll kleiner Leute sah, schwer beladen mit Gepäck und zum Teil reitend auf kleinen Ziegen. Glücklich langte er am rechten Ufer an, und die Masse trappelte unruhig und einer den andern vorwärts schiebend zum Schiffe hinaus. Dem Fährmanne aber, der seinen Hut hinhielt, warf jeder etwas hinein. Er fuhr zurück und freute sich, daß sein Hut recht schwer geworden war. Als er aber hineinblickte, um zu sehen, was er bekommen, da waren es lauter Kieselsteinchen. Unwillig schüttete er sie ins Wasser und

erzählte, zu Hause angekommen, seiner Frau, was ihm begegnet sei. Zugleich griff er in den Hut und findet noch zwei Steinchen darin. Wie er diese bei Lichte besieht, siehe, da sind's Goldstücke. Er eilte zwar schnell an die Stelle, wo er die andern ins Wasser geworfen, doch fand sich von ihnen keine Spur mehr.

Ph. Hoffmeister.



Burgruine Hanstein.



Von hohem Bergesrücken,
Verödet und allein,
So schaut mit ihren Türmen
Die Burg in's Land hinein.

Nicht sieht man stolze Ritter
In ihrem Eisenkleid,
Auch nicht auf weißem Zelter
Des Burgherrn holde Maid.

Nicht tönen die Fanfaren,
Einladend zum Turnier,
Nicht weht von hoher Zinne
Des Ritters stolz' Panier.

Nicht ächzt die Wetterfahne
In stille Nacht hinein,
Nur schaurig in den Trümmern
Hört man der Eule Schrei'n.

So ist's mit all' dem Glanze
Und all' der Herrlichkeit;
Was Menschenhand geschaffen
Vernichten wird's die Zeit.

Karl Weber.



Entstehung der Weserberge.



Als die Riesen den Brocken bauen wollten, holten sie die Bausteine dazu vom Strande der Nordsee; das kleine Gerümpel packten sie zuunterst und darüber rollten sie die Felsblöcke. Aber der Boden ihrer Schubkarren hielt nicht dicht, und wie sie vom Meere bis nach der Baustätte fuhren, rieselte der Meerkies und das dünne Steingerölle durch die Ritzen; und als sie den Brocken fertig hatten, da waren durch den unterwegs verlorenen Grand auch die Weserberge entstanden.

Hessisches Jahrbuch 1854.



Der Papenbrink bei Todenmann.



Es war einmal ein Pape (Pfaffe), der sagte immer, es wäre kein Teufel und es gäbe keinen Teufel. Da geht er 'mal auf den hohen Brink (Berg) bei Todenmann, und wie er oben ist, da wird es ganz dunkel,

und es kommt was Sausendes heran und sieht aus, als wär's ein Ziegenbock mit einem Horne. Und ehe der Pape sich besinnen konnte, kriegt ihn das „Spukeding“ an den Kopf, zieht ihn den Brink hinauf und herunter und prügelt ihn dabei. Er hat ihm noch mehr gethan, das weiß man so genau nicht. Und da sagte er: ein andermal sollte er besser vom Teufel sprechen, und er wollte ihm was zum Andenken geben. Dabei giebt er ihm einen Sack. Als der Pape nun halbtot nach Hause kommt und den Sack aufmacht, da ist lauter Ziegenkot darin. Der Brink hieß von der Zeit an der Papenbrink.

Hessisches Jahrbuch 1854.



Fischbeck.



Tief im Lande der Sachsen wohnte auf seiner Burg am Weserstrome Graf Nicpert mit Helmburg, seiner Gemahlin. Aber so keusch und tugendhaft diese auch war, quälte doch Eifersucht Nicperts Herz. Mit Kaiser Otto hatte er einst rühmlich gegen die Ungarn gefochten und kehrte nun heim zu seinem Stammsitze; da warf eine schwere Krankheit ihn aufs Lager. In ihrem Schmerze gedachte Helmburg eines Tränkleins, welches ihr ein aus dem heiligen Lande heimkehrender Pilger gegeben und das, wie der fromme Mann gesagt hatte, jede Krankheit sofort heilen, aber die furchtbarste Raserei erzeugen werde, wenn der, der es genieße,

Argwohn im Herzen hege. Nichts Schlimmes ahnend, reicht Helmburg dem geliebten Gatten das Fläschchen; aber kaum sind die letzten Tropfen über seine Lippen, so beginnt er schrecklich zu wüten und zu rasen und um sich zu werfen und zu schlagen; alle droht er mit dem Schwerte zu durchbohren, die sich ihm nahten, selbst Helmburg konnte nur mit genauer Not seiner Blutgier entrissen werden. Nach langen, furchtbaren Stunden fiel er endlich in einen tiefen Schlummer, aus dem er zwar äußerlich ruhig, aber mit dem gräßlichen Verdachte erwachte, daß das Tränklein Gift gewesen sei, und er beschloß Helmburgs Tod. Schon hat er den Henker bestellt, da tritt Helmburg zu ihm, tief gekränkt durch das Gefühl getäuschter Liebe und betrogener Zärtlichkeit und verletzt durch die Überzeugung, daß ihres Gatten Liebe mit Argwohn gemischt gewesen. Aber ihr Trübsinn macht dem Gatten ihren Treubruch nur unzweifelhafter. Mit ruhiger Würde, obgleich mit zerrissenem Herzen, hört sie seine Vorwürfe an und erbietet sich endlich, ihre Unschuld durch die Feuerprobe zu beweisen. Alsbald wird ein Holzstoß auf einer Ebene aufgerichtet, und die Gräfin, eng bewacht, bloß mit einem härenen Gewande bekleidet, herausgeführt. Sie empfiehlt sich der Himmelskönigin und tritt mutig ins Feuer. Zweimal geht sie unversehrt durch die Flammen, aber beim dritten Male fällt ihr ein Funke auf die nackte Schulter, und das galt dem Grafen als ein Zeichen ihrer Schuld.

In seiner Verblendung hatte Nicpert indessen auf die grausamste Strafe gesonnen. Die Gräfin wurde

mit ihrer treuesten Zofe in einen mit wilden Rossen bespannten Wagen gesetzt und ihrem Schicksale überlassen. Bis zum Mittag dauerte die furchtbare Fahrt durch Berg und Thal und Feld und Wald und Sumpf; da hielten die durstig keuchenden Rosse endlich an einem Bächlein, um zu trinken, und den Augenblick benutzend, den der Himmel zu ihrer Rettung bot, sprang Helmburg mit ihrer Zofe aus dem Wagen in die Flut. Ein zappelnd Fischlein geriet ihr dabei in die hohle Hand, und mit diesem Zeichen stieg sie ans Ufer, dankte auf ihren Knieen lange und inbrünstig Gott für ihre Rettung und gelobte, an dieser Stelle ein Kloster zu bauen zur Ehre St. Johannis.

Kurz nachher wurde denn auch der Bau begonnen, und bald erklangen die frommen Gesänge der Nonnen daraus zum Himmel empor, in deren Gemeinschaft Helmburg den Rest ihrer Tage verlebte.

Zur Erinnerung an den Augenblick ihrer Rettung, da das Fischlein im Bache ihr in die Hand geriet, nannte Helmburg das Kloster „Fischbeck."

Noch zeigt man im Betchor der Klosterkirche eine alte gewirkte Decke, auf welcher in mehreren Feldern die ganze Begebenheit bildlich dargestellt ist. Lyncker.



Die rote Erde.



Herrn Kaiser Karl zu Aachen
Kam's über die Augen schwer:
„Ich fühl's, nicht wird mich erwärmen
Die Frühlingssonne mehr.
Noch einmal muß ich umschau'n,
Wie's steht in meinem Reich:
O wär' ich bei Avaren
Und Arabern zugleich.
Zugleich am gelben Tiber,
Zugleich am grünen Rhein:
Zu groß ist ach! das Erbe,
Der Erbe ist zu klein. — —
Die Nächsten sind die Sachsen:
Bis dorthin reicht's wohl noch;
Sie kämpften dreißig Jahre
Und ich bezwang sie doch!" —
Er zieht mit Graf und Bischof
Nochmal durch Sachsenland:
Der Männer sieht man wenig:
Tot sind sie, landverbannt.
Auf öder, brauner Heide,
Vom Eichbaum überragt,
Liegt ein Gehöft, den Dachfirst
Vom Roßkopf überragt.
Welk über'n tiefen Ziehbrunn
Nickt der Holunder schwer:

Und frische Hügelgräber, —
  Sehr viele! — rings umher. —
Ein Weib tritt auf die Schwelle:
  Es zerren an ihrem Rock
Die Knaben mit dem Trutzblick,
  Die Mädchen im Flachsgelock.
Sie gaffen auf die Fremden,
  Auf die bunte Reiterschar;
Es beugt sich aus der Sänfte
  Ein Mann in weißem Haar.
Er streicht den Kopf dem Jüngsten:
  Der greift nach der Spange licht:
„Wer ist's?“ forscht scheu die Mutter.
  „Herr Karl! — Kennst du ihn nicht?“
Laut auf kreischt die Entsetzte
  Und reißt die Kinder fort:
„Herr Karl! Der Tod!“ — Sie verschwinden
  Im nahen Buschwald dort —
Der Kaiser nächtet im Kloster.
  Leer ist's um den Altar:
Kein Laie, — nur die Mönche. —
  „Was scheint dort fern so klar?
Was leuchtet durch das Fenster?“
  „O Herr — — 's ist nicht geheuer:
Die Sachsen sind's im Walde
  Bei Wodan's Opferfeuer!“ — —
Am anderen Morgen rheinwärts
  Der Kaiser kehrt die Fahrt;
Er schweigt. — Er betet manchmal,
  Er streicht den weißen Bart.

Das Roß führt ihm ein Sachse,
  Der alle Steige kennt.
Das Erdreich steht zu Tage,
  Wo der Pfad die Hügel trennt.
Warm dampft es aus den Schollen, —
  Karl beugt vom Sattel sich:
„Rot ist hier rings die Erde,
  Seit wann? Woher das? Sprich!"
Da hob der graue Führer
  Zu ihm den Blick empor:
„Grün war der Wiesenanger,
  Die Heide braun zuvor;
Zweihunderttausend Sachsen,
  Die starben blut'gen Tod: —
Davon ist in Westfalen
  Die Erde worden rot."
Da schüttelt Frost den Kaiser:
  „So tief — die Erde rot?
Herr Christus, lösche die Farbe:
  Ich that's auf dein Gebot."
Starr hat er in die Wolken, —
  Auf den Boden starr geseh'n:
Der Boden blieb derselbe: —
  Kein Wunder ist gescheh'n. —
Schwer krank kam er nach Aachen
  In seinen goldnen Saal:
Er raunte mit sich selber,
  Hauptschüttelnd, manchesmal.
Er fragte: „Ist's noch rot dort?"
  Als er im Sterben lag.

Rot blieb Westfalens Erde
Bis auf den heut'gen Tag. —

Felix Dahn.



Die Hessen bei Einbeck.
1478.

Der Hessen Landgraf, Heinrich, kam aus dem Feld zurück,
Er focht bei Braunschweigs Herzog, Wilhelm, mit Waffenglück
Wider die Spiegelberge und die von Grubenhagen, —
Hört, was auf dieser Heimkehr sich Sondres zugetragen!

Als mit den Hessenkriegern der Landgraf Einbeck naht,
Die Bürgerschaft den Durchzug ihm schnöd' verweigert hat;
Davon der Landgraf wenig indes Notiz genommen,
Ist auch unangefochten an's and're Thor gekommen.

Was hatten nun die Bürger derweilen ausgeheckt?
Sie lagen straßensperrend, durch Wagenburg gedeckt,
Jetzt vor der Stadt bewaffnet, an Zahl an die elfhundert,
Darob sich Hessens Landgraf entsetzt nicht, doch verwundert.

Sie waren voll von Kampflust und so mutwillig gar,
Daß sie mit Spott den Hessen den Bierkrug reichten dar,
Wie Brüderschaft zu trinken, und so des Sieges sicher,
Daß Heinrichs Mahnung weckt nur Hohnschrei und Gekicher.

Sie brachten einen Wagen, bepackt mit Stricken voll,
Und höhnten: „wißt ihr Hessen, was das bedeuten soll?

Man wird euch samt und sonders mit diesen Stricken
binden,
Ihr sollt zum Hessenlande sobald den Weg nicht finden!"

Darob verlor der Landgraf doch die Geduld ein wenig;
„Ei, Marschalk, Schenk zu Schweinsberg, packt doch
den Rattenkönig
Von Spießern mal am Zipfel und thut ihn mir mal
messen,
Er soll nun Weg und Meilen uns zeigen selbst nach
Hessen!"

Da legt mit seinen Mannen das Maß der Schenke an
Bei Schuster, Böttcher, Gerber, bei Schmied und Schnei-
dersmann;
Er hat sie so gemessen mit Armbrust, Spieß und Degen,
Daß ihrer an vierhundert im Umsehn tot gelegen.

Den andern siebenhundert, weil Stricke just zur Hand,
Die Hände auf dem Rücken kreuzweise fest man band,
Drauf alle aneinander in eine lange Reihen,
Wie Ratten mit den Schwänzen, in Rotten je zu dreien.

Sie mußten vormarschieren den weiten Weg entlang,
Das waren sieben Meilen o trauervoller Gang!
Jetzt sind sie stumm wie Fische, kein Lachen will ertönen,
Man hört nur Zähneklappen und Flennen, Seufzen,
Stöhnen.

Man sperrt sie ein in Cassel und andren Orten mehr,
Da müssen sie sich lösen mit Gold und Silber schwer;

Die so gezähmten Spießer, sie werden's nie vergessen,
Wie einst mal Streit sie suchten am Landgrafen von
Hessen.

Es hing noch lang' zu Cassel im Kirchlein nah' dem
Schloß
Ein altes Reiterfähnlein, darin ein springend Roß;
Ein Zeugnis hing's wie Mutwill in Trauer oft sich kehre,
Es sprach von Einbecks Schande und von der Hessen Ehre.

Karl Schaumburger.



Der Reinhardswald.



Es lebte einmal ein Graf Reinhard, dem alles Land, alle Dörfer und Städte zwischen der Diemel und dem Weserstrome gehörten. Er war ein arger Spieler. Eines Abends, als das Glück immerfort seinen Gegner begünstigte, ward er von seiner Leidenschaft so hingerissen, daß er zuletzt seine Grafschaft aufs Spiel setzte. Die Würfel entschieden auch diesmal zu seinem Unglück; Graf Reinhard war mit einem Wurfe ein armer Mann geworden. Da verfiel er auf eine List, dem habgierigen Gegner die Grafschaft wieder zu entziehen. Er bat ihn, daß er noch eine Aussaat ihn ernten lassen möge. Die Bitte ward zugestanden, und Graf Reinhard eilte von dannen, um seine Anstalten zu treffen. Er brannte alle Dörfer nieder, trieb die Einwohner weg und ließ überall Waldsamen ausstreuen. Daraus ist der Reinhardswald aufgewachsen, und der glückliche Spieler,

welcher die Grafschaft gewonnen hatte, wartete noch heutzutage auf die Ernte, wenn er nicht längst gestorben wäre. An sehr vielen Stellen des Waldes sind Spuren des früheren Ackerbaues noch sichtbar; Mittelrücken und Scheidefurchen der Äcker wechseln in unverkennbarer Regelmäßigkeit auf große Strecken hin mit einander ab.

Lyncker.



Riesen im Reinhardswalde.



Ein Geschlecht von Riesen bewohnte die ehemaligen Schlösser an der oberen Weser im sächsischen Hessengaue. Die Wahlsburg ward von zwei Riesen zerstört. Die großen Steine um die Sababurg erinnern an deren ungeheure Stärke; denn mit diesen und ähnlichen felsigen Blöcken, worin man Eindrücke riesiger Hände zu sehen glaubt, sollen sich jene geworfen oder auch Kegel gespielt haben. Auch hätten sie einen unterirdischen Gang von der Sababurg nach der Bramburg geführt. In der Hölle bei Ödelsheim standen die Kegel, wonach sie von der Sababurg aus warfen. Hier wird die Kegelbahn noch gezeigt. Da liegen drei große steinerne Kugeln, worin sich die riesigen Angriffe eindrückten. Von der Bramburg warf ein Riese einen Stein wider die Kirche von Vake, der jedoch darüber hin flog; die Fingermale sind noch darin zu schauen.

H. Pfister.



Krukenburg, Trendelburg, Sababurg und Bramburg.



Die Krukenburg bei Helmarshausen soll von einem reichen, mächtigen Herrn, dem Gebieter über alles Land ringsumher, erbaut worden sein. Er hatte drei Töchter, Trendela, Saba, und Bramba*), davon war Trendela sehr zänkisch, stolz und sittenlos, so daß die Schwestern, als der Vater gestorben war, nicht mehr mit ihr leben mochten. Da verließen alle drei die Krukenburg und bauten sich andere Wohnsitze: Saba die Sababurg, Bramba die Bramburg und die böse Trendela die Trendelburg. Die Bramba soll blind gewesen sein, aber doch zu Pferd den Weg durch die Weser nach der Bramburg gefunden haben. Saba unterhielt sich mit der Schwester Bramba durch ein Riesensprachrohr, das ihr der Vater beim Abschiede geschenkt hatte. In der Mordkammer bei Wülmersen soll Saba der bösen Trendela zum Opfer gefallen. Lange nachher zeigte man noch zu Sababurg das große Bett der Saba, ihre Betstube, den Brunnen und den Becher, woraus sie getrunken haben soll. Das Holz an der Bettspanne war fast ganz zerschnitzt. Jeder Besucher nahm sich einen Span zum Zahnstocher davon mit, denn man glaubte, daß durch bloße Berührung eines kranken

*) Außer diesen drei Schwestern werden noch genannt Giesela zu Gieselwerder, Lippola zu Lippoldsberg und sogar eine Desa zu Desenberg.

Zahnes mit dem Holze augenblicklich die Schmerzen vergingen.

Nach Lyncker.



Trendela versetzt Berge.



Zwischen Trendelburg und Deißel zog sich vormals von der Diemel an eine weite Thalebene westlich hinaus. Der Trendela gefiel dies nicht; sie sammelte Erde und Steine in ihre Schürze und ging, einen Berg dorthin zu setzen. Unterwegs entglitt ihr aber ein Zipfel der Schürze, und ein Teil der Erde fiel heraus: Das ist der Ohmesberg geworden. Sie erfaßte den Zipfel wieder, ging noch eine Strecke fort und schüttete dann den ganzen noch übrigen Inhalt der Schürze auf die Ebene: daraus entstand der Deißelberg.

Lyncker.



Trendela wird vertrieben.



Einst zog sich ein schreckliches Gewitter über Trendelburg zusammen und stand sieben Tage und sieben Nächte über dem Orte. Da beschlossen die bedrängten Einwohner, die Trendela zu vertreiben, weil sie glaubten, dadurch den Himmel zu versöhnen. Sie führten sie auf das Feld hinaus; dort war sie kaum allein, als eine Wolke sich herabsenkte und sie verschlang. Der Donner verhallte alsbald und die Not hatte ein Ende.

Die Wolke ließ zwei tiefe Löcher im Felde von Trendelburg zurück, welche noch bis auf diesen Tag zu sehen sind und die Wolkenborste genannt werden. Das größere dieser Löcher, an dem sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfrau sehen läßt, ist mit Wasser angefüllt.

Lyncker.



Der Wolkenborst.



In der Flur von Trendelburg befindet sich ein tiefer trichterförmiger Erdfall, der Wolkenborst genannt, welcher bei einer Tiefe von 150 Fuß an seinem oberen Rande einen Durchmesser von 360 Fuß hat. Ein kleiner stehender See, dessen Tiefe auf 60, dessen oberer Durchmesser auf 90 Fuß geschätzt wird, füllt ihn zum teil aus. Über die Entstehung des Wolkenborstes gehen verschiedene Sagen in der Gegend um. (Siehe die vorige Sage.) Eine reiche Frau in Trendelburg stand in dem Rufe, daß sie die Gaben Gottes, Korn, Brot u. s. w. gering schätze und zu lästerlichen Dingen mißbrauche. Man sagte ihr nach, daß sie aus Brot- und Semmelrinde ihren Kindern Schuhe und allerhand Spielzeug verfertige. Als nun eines Tages ein schweres Gewitter über Trendelburg aufzog und trotz der inbrünstigen Gebete der erschreckten Einwohner weder wanken noch weichen wollte, kam man auf den Gedanken, daß jemand in der Stadt sich schwer versündigt haben müsse, und daß der Himmel ein Opfer verlange. Man kam demnach überein, durch das Los zu entscheiden, wer hinaus

auf das offene Feld gehen und den Blitzen sich preisgeben solle. Und siehe, das Los traf die reiche Frau, welche das Brot mißbraucht hatte. Nichts half ihr Sträuben; man führte sie hinaus, und kaum stand sie allein, als eine Wetterwolke zusammenzog, auf sie herabschoß, sie tötete und ein tiefes Loch in den Boden riß, welches sich nicht wieder ausfüllte. Lyncker.



Des Heilands Leichnam in Gottsbüren.



Kurz vor dem Jahre 1331 verbreitete sich plötzlich in den Diemel- und Weserlanden die Kunde, daß man im Reinhardswalde den heiligen Leichnam des Herrn ganz unversehrt, aber mit blutigen Tropfen bedeckt, gefunden und nach Gottsbüren gebracht habe. Bald war die seltsame Kunde bis zum Fuße der Alpen gedrungen und bis zum Meeresgestade im Norden, und aus allen deutschen Gauen strömten fromme Pilger herbei, um an der geheiligten Stätte ihre Andacht zu verrichten. Die dargebrachten Opfer waren so groß, daß, außer bedeutenden Erwerbungen, die schöne geräumige Kirche zu Gottsbüren und das Schloß Sababurg daraus gebaut werden konnten. Auch das nahe Hofgeismar hob sich, und die Stadt ließ, zur Bequemlichkeit der Wallfahrer, so erzählt die Sage, den morastigen Weg von da nach Gottsbüren pflastern. Falckenheiner.



Entstehung von Helmarshausen.



In uralter Zeit stand auf einem Berge hoch überm Diemelflusse ein Städtchen: Alten Köllen genannt. Drunten am Ufer baute ein Fischer namens Elmeri sich bequem zu seinem Gewerbe an. Er war ein freundlicher, biederer Mann; ihn besuchten bisweilen die Bewohner des Städtchens, ließen sich beköstigen mit gerösteten Fischen und Met, und da bescheiden der gute Elmeri stets nur geringe Vergütung nahm, so kam seine Wirtschaft zu fröhlichem Gedeihen, und die Städter schmausten, tanzten und ergötzten sich je länger je öfter.

Das reizte manchem die Lust, es dem glücklichen Elmeri nachzuthun, und sieben Männer kamen nacheinander, bauten Fischerhütten neben ihm an und kamen in Friede, Freiheit, Ordnung gleichfalls zu Wohlstande, so daß die kleine Pflanzung trefflich ihren Anbau erweitern konnte.

Da geschah es, daß schwerer Krieg hereinbrach, Haufen der Feinde stürmten durchs Land, und da die reisigen Männer fern beim Heere waren, so durften die Feinde ungewehrt sengen und brennen. So fiel auch Alten Köllen in Schutt und Asche; Greise, Weiber und Kinder suchten Obdach und Unterhalt bei den mildthätigen Fischern unten am Flusse. Da nun aber die sieghaften Männer heimkehrten und die Ihrigen in der Pflege Elmeris und der anderen Fischer fanden, da beschlossen sie, hier ebenfalls zu bauen und zu wohnen.

Und aus den Trümmern Alten Köllens schafften

sie herab Steine und Gebälk, bauten und nannten den Ort nach ihrem Urheber: Elmeri.

H. Pfister.



Liebenaus Name.



Das Städtchen Liebenau an der Diemel hieß ursprünglich Marienau oder Mergenau. Wie der neue Name aber entstanden, ward seit Jahrhunderten in der Leute Mund weiter erzählt, nur meldet die Überlieferung nicht, welcher Landesfeind es gewesen, dem damals mutige Weiber den köstlichsten Siegespreis verwehrten.

Denn in des Städtchens Mauern weilte der „Herr zu Hessen", wie vor Uralters, noch ehe der Titel Landgraf aufkam, der Landesfürst geheißen war. Da zog in Untreuen mit Heeresmacht plötzlich der Feind heran, der solches erfahren hatte, und berannte die Mauern.

Groß war die Not der Stadt; eilends gingen Boten aus, um überall hin die Bedrängnis des Fürsten zu melden. Doch der Feind stürmte Tag und Nacht, und matt und müde wurden die wenigen Streiter. Da traten die Weiber an Seite ihrer erschöpften Männer und fochten mit. Und die Alten, die keine Wehr mehr zu tragen vermochten, machten Öl siedend und gossen dies und glühend heißen Roggenbrei den Stürmenden auf der Leiter über die Köpfe. Da, als schon alle Kraft die Bürgerschaft verlassen und jegliche Hoffnung geschwunden schien, nahte Ersatz, und die Feinde mußten abziehen.

In dankbarer Rührung aber für solch treuen Liebesdienst wackerer Weiber wandelte der Fürst den alten Namen des Ortes um in Liebenau. H. Pfister.



Der Würfelturm



Fast in der Mitte des Teiles der Stadtmauer in Hofgeismar, welcher sich von dem Mühlenthore bis an den sogenannten Pulverturm hinzieht, stand vor etwa 100 Jahren über einem Mauerbogen, welcher das Wasser dieses sumpfigen Stadtviertels abziehen läßt, ein Turm, auf dessen viereckigem Unterbaue drei kolossale Würfel an den Ecken lagen, und der daher der Würfelturm hieß — eine Bezeichnung, die bis auf den heutigen Tag, auch nachdem der Turm abgebrochen worden ist, jener Straßenteil noch führt. An seinen Namen knüpft sich folgende Sage:

Die Stadt Geismar war einst viel größer als jetzt. Da hat sie einmal Krieg mit vielen Herren geführt, die sie in Asche legen wollten. Sie kamen mit ihren Leuten, bedeckten die ganze Feldmark, legten sich vor die Thore, die sie verschlossen fanden, und um die Mauer und ließen niemanden aus noch ein. Sie hatten auch die Kühe von der Weide geholt, und die Schweine hatten sie weggetrieben und alles Vieh, das mit dem Hirten geht. Die ganze Saat hatten sie abgemäht und streuten die Frucht unter die Pferde. Und zuerst waren sie lecker. Sie schlachteten das Vieh und wollten nichts

anderes essen als Fleisch und Schmalz, Würste und Gebratenes mit Salat. Als aber alles verzehrt war, da hatten die vielen Leute vor der Stadt nichts mehr zu essen. Doch in der Stadt war's eben auch nicht besser. Sie mußten darin Hunger leiden und wußten nicht, wovon sie leben sollten. Da war mancher, der drei Stück Kühe gehabt hatte, nun keins mehr. Die saure Milchsuppe mußten sie dünner kochen, und Fleisch entbehrten sie ganz.

Deshalb wurden sie beiderseits einig, sie wollten zwei Männer, einen aus dem Lager, den andern aus der Stadt, mit einander würfeln lassen und erwarten, wer den besten Wurf thäte. Der Würfler aus dem Lager warf siebenzehn. Da erschrack der, welchen sie aus der Stadt geschickt hatten, sehr. Er war außer sich vor Furcht und dachte schon, es wäre alles verloren. Aber werfen mußte er doch, und er warf — achtzehn. Da lachten die Bürger von Geismar die Prahler aus, weil sie so mager abziehen und die Stadt in Frieden lassen mußten.

Dem Bürger aber, der den besten Wurf gethan hatte, hat man in der Stadt ein Denkmal gesetzt auf dem Turme, bei dem er gewürfelt hatte. Man hat drei große Steine so ausgehauen, wie Würfel sind, hat sie unten auf die Mauer des Turmes gelegt und darauf sind achtzehn Augen zu sehen gewesen. Davon hat der Turm der Würfelturm geheißen.

Dr. Falckenheiner.



Ursprung der von Malsburg.



Die von der Malsburg gehören zu dem ältesten Adel in Hessen und erzählen, zur Zeit als Karl der Große den Brunsberg in Westfalen erobert, habe er seine treuen und versuchten Diener belohnen wollen, einen Edelmann, Namens Otto, im Feld vor sich gerufen und ihm erlaubt, daß er sich den Fels und Berg, worauf er in der Ferne hindeutete, ausmalen (d. h. eingrenzen, bezeichnen) und für sich und seine Erben eine Festung dahin bauen dürfe. Der Edelmann bestieg den Felsen, um sich den Ort zu besehen, auszumalen und zu beziehen; da fand er auf der Höhe einen Dornstrauch mit drei weißen Blumen, die nahm er zum Mal- und Markzeichen. Als ihn der König nachher fragte, wie ihm der Berg gefalle, erzählte er, daß er oben einen Dornstrauch mit drei weißen Rosen gefunden. Der König aber sonderte ihm seinen goldenen Schild in zwei gleiche Teile, obenhin einen Löwen und unten drei weiße Rosen. An dem ausgemalten Orte baute Otto nachher seine Burg und nannte sie Malsburg*), welcher Name nachher bei dem Geschlechte geblieben ist, das auch den zugeteilten Schild bis auf heute fortführt.

Grimm.

*) An der Warme im Kreise Wolfhagen.



Der Schloßgeist von Wilhelmsthal.



Feierliche Ruhe waltet
In dem alten Fürstenschlosse;
Denn sein Herdstein ist erkaltet
Und sein Marstall ohne Rosse.

Und im Park, wo Lind und Rüstern
Voll Verlassenheit erschauern,
Geht durchs Laub ein seltsam Flüstern
Wie ein Klagen, wie ein Trauern.

Seufzt es: daß der weiche Rasen
Nur von Fremdlingsfuß berühret!
Und die schönen Sandsteinvasen
Von dem Spinnennetz umschnüret?

Daß im Schlosse, dicht verhangen
Eingesenkte Schätze ruhen?
Und der Kenner leidbefangen
Sucht nach den verborg'nen Truhen?

Wie ein düstres Schicksal breiten
Sich die Zeichen des Verfalles.
Auf den Glanz vergangner Zeiten.
Und der Laut schämt sich des Schall's.

Kaum, daß sich im trüben Teiche
Vor dem Schloß der Karpfen rühret,
Und in dem verstummten Reiche
Noch die Unke Klage führet. —

Wenn die Sterne aufgegangen
Und vom sanften Mondenstrahle
Schloß und Garten weich umfangen
Klingt's wie Geisterruf im Thale.

Leichte Nebelschleier wallen
Über die verlass'nen Wege.
Bei der Glocke mächt'gem Schallen
Wird's im alten Schlosse rege.

Leise öffnet sich die Pforte;
Ihr entsteigt (ein Bild der Trauer
Hergebannt zum Lieblingsorte)
Dann als Geist der Schloß-Erbauer.

Auf der Rampe bleibt er säumend
Und in sich versunken stehen;
Ein Jahrhundert läßt er träumend
Rasch an sich vorüber gehen.

Träumt: wie es sein Herz erquickte,
Diese Schöpfung zu vollenden;
Die der Wanderer froh' erblickte,
Und sie rühmte aller Enden.

Ja, einst lag die Hessenperle
In der Feste heit'rem Glanze
Reich umgrünt von Lind und Erle
Wie im bräutlich frischen Kranze.

Und — was ist aus ihr geworden?
Aus dem Ruf den sie besessen?
Trotzte sie den Kriegeshorden
Nur zu gänzlichem Vergessen?

Das ist's, was den bleichen Schemen,
An des Schlosses Schwelle brachte;
Was die Grabes-Ruh' ihm nehmen
Mußte, und ihn friedlos machte.

Und er gleitet von den Stiegen
Trauernd durch des Parkes Gänge;
Aufgestörte Käuzchen fliegen,
's ist, als ob's wie Schluchzen klänge.

In dem Schein des Mondes leuchten,
Flattern seines Bahrtuch's Falten;
Den aus Todesschlaf Gescheuchten,
Zwingt es Späherdienst zu halten.

Und zur Muschelgrotte schwebend
Drehen seine Knochen-Hände,
In den welken Gliedern bebend
Mustert er die kahlen Wände.

Modrig sind sie, dumpf und finster,
Und wo klarer Quell geflossen,
Lagert Schlamm, Morast und Ginster,
Willkürlich emporgeschossen.

Hier (wie wenn's im Schmerz geschähe!)
Hüllt' der Geist ums Haupt sein Linnen.
Dreimal klingt es deutlich: Wehe!
Und alsdann schwebt er von hinnen.

Durch die Nachtluft zieht ein Stöhnen
Mit dem zürnenden Beschauer,
Und die Thür schließt sich mit Dröhnen
Hinter Wilhelmsthals Erbauer. —

Weckten auch des Mondes Strahlen,
Nur solch' düst'res Nachtgebilde;
Dienten Nebelgeistes Qualen
Auch dem Mahnwort nur zum Schilde:

Fröhnt im heutigen Geschlechte,
Denn kein Fürst dem frohen Jagen;
Daß dem Jagdschloß seine Rechte
Würden, wie in früher'n Tagen?

Bringt in die verstorb'nen Hallen,
Neues, frohgemutes Leben!
Banner laßt vom Firste wallen!
Um den Willkommsgruß zu geben.

Hebt ihn fort den dunklen Schleier,
Der sich will ums Kleinod winden!
Hessen dankt es dem Befreier;
Ruhe wird der Schloßgeist finden.

M. Friedrichsstein.



Die guten Hollen.

Die Wichtelmännchen finden sich auch zwischen Wolfhagen und Volkmarsen, aber unter einem andern Namen, denn sie heißen hier die guten Hollen. Einwohner von Niederelsungen erzählen von ihnen folgendes:

Die guten Hollen sind kleine Leute mit dicken Köpfen. Sie wohnen hoch an den Berggipfeln in Höhlen, welche durch unterirdische Gänge mit den Thälern verbunden sind. Durch diese Gänge steigen sie in die Dörfer und holen aus den Häusern ihre Bedürfnisse. Was sie nicht brauchen, das geben sie denen, welchen sie wohlwollen. Sie sind im allgemeinen gutmütig, aber rachsüchtig, sobald sie beleidigt werden. Als einst ein Bauer seine Früchte einfuhr und sah, wie einer dieser Kleinen zu helfen bemüht war, aber nur Ähre um Ähre zur Scheune trug und dennoch unter der Last keuchte, verspottete er ihn und wies auf seine Knechte hin, die ihre Schuldern mit ganzen Garben beluden; da sagte der Kleine: „Das hättest du denken, aber nicht sagen sollen," und er stahl ihm nun Ähre um Ähre aus der Scheune und machte den Mann arm.

Vor der Taufe suchen sie die Kinder der Menschen zu stehlen und die ihrigen an deren Stelle zu legen. Einst hatte ein solcher Tausch stattgefunden; das Kind hatte einen dicken Kopf, lernte nicht sprechen und spielte am liebsten in der Asche. Nur wenn die Eltern abwesend waren, kamen die guten Hollen und spielten mit dem Kinde,

das dann auch sprach. Aber die Eltern, denen das Kind verhaßt war, quälten dasselbe so lange, bis die guten Hollen es holten und das gestohlene wieder brachten. Um solchen Wehsal zu verhüten, ist in jener Gegend, namentlich in Niederelsungen, der Gebrauch, bis zur Taufe des Kindes stets ein brennendes Licht zu unterhalten. — Die guten Hollen kennen alle Kräuter, namentlich die Springwurzel, vermittelst der man alle Schlösser zu öffnen vermag. Lynker.



Die Schätze der Schartenburg.



In der Schartenburg bei Zierenberg sollen noch große Schätze liegen, da es bis jetzt noch niemand geglückt, sie zu heben. Drei Männer aus Zierenberg, die während des siebenjährigen Krieges ihr ganzes Vermögen verloren hatten, trafen sich eines Tages und klagten einander ihre Not. „Ich wüßte," sprach einer, „wie wir wieder zu etwas kommen könnten. Hat es nicht immer geheißen, es lägen große Schätze droben in der Schartenburg? Laßt uns die Schätze heben, so ist uns geholfen!" Die anderen stimmten dem Vorschlage bei und Tags darauf stiegen sie alle drei den steilen Weg zur Burg hinan. Die Reste der Burg Schartenberg liegen auf einem schroff und fast senkrecht gegen das Warmethal abstürzenden Berge. Außer den meist zusammengestürzten Mauern

ragt inmitten dieser Trümmerhaufen nur noch ein aus Kalkstein erbauter runder Turm über die hohen Bäume hinaus, welche aus dem Schutte aufgewachsen sind. In einer Höhe von 3 bis 4 Manneslängen befindet sich ein großes Loch in der dicken Wand des Turmes, durch welches die Männer ihren Weg nehmen mußten, wenn sie die Schätze heben wollten, denn diese lagen in dem Turme. Im Schloßhof angelangt, fällten sie zwei Bäume, bereiteten daraus, so gut es gehen wollte, eine Leiter und losten alsdann, wer von ihnen sich zuerst in den Turm hinablassen sollte. Das Los traf gerade den, der am meisten verloren und zugleich den meisten Mut bei dem Unternehmen an den Tag gelegt hatte. Sogleich befestigte dieser einen Strick um seinen Leib, an dem er sich hinablassen konnte, klimmte die Leiter hinan und setzte sich in dem Loche rücklings auf die Mauer, um die Tiefe erst ein wenig zu erspähen. Lange schaute er in die schwarze Finsternis hinunter, horchte, ob sich dort nichts rege oder bewege und wendete sich dann ziemlich entmutigt wieder zu seinen Gefährten, die noch weniger beherzt waren als er und in banger Erwartung am Fuße der Leiter standen. „Liebe Nachbarn!“ rief er ihnen kopfschüttelnd zu, „und sollte ich all' mein Lebtage ein armer Tagelöhner bleiben, so steige ich nicht in den Turm!“ Ließ sich an der Leiter wieder hinab, und alle drei kehrten unverrichteter Dinge nach Zierenberg zurück. Der Schatz aber soll noch in dem Turme liegen.

K. Lyncker.



Der Werwolf.



Den gefräßigen Werwolf kennt und fürchtet der hessische Bauer noch immer. Es ist ein Mensch, der seine Gestalt durch Anlegung eines Gürtels, den er vom Teufel erhalten, in die eines Wolfes verwandelt hat. In seinem Aussehen unterscheidet sich der Werwolf von einem natürlichen Wolfe dadurch, daß er dicker und plumper ist als dieser. An vielen Orten weiß man von ihm zu berichten. Der Werwolf fällt alles an, was ihm in den Weg kommt und ist besonders den Herden gefährlich. Kann er keinen anderen Schaden thun, so sucht er wenigstens den nächtlich Heimkehrenden mancherlei Schabernack zu spielen. Doch gibt es ein Mittel, die Zauberkraft des Gürtels zu vernichten: man muß ein Messer, einen blanken Stahl, über den Werwolf hinwerfen, so steht er augenblicklich ganz nackt in seiner rechten menschlichen Gestalt da. Auch durch Gegenstände, auf welchen sich drei Kreuze befinden, sowie durch das Anrufen des Gekreuzigten kann man sich vor ihnen schützen. Wird ein Werwolf verwundet, so zeigt sich nachher die Verwundung in derselben Weise auch an der Person, welche den Werwolf gespielt hat.

Eine Frau in der Nähe von Wolfhagen, die wohlhabend und von gutem Herkommen war, verließ, so wird erzählt, fast jede Nacht ihr Haus und strich als Werwolf in den Feldern umher. Einmal, da der Werwolf gesättigt in ein Erlengebüsch schlich, trat ein Schäfer mutig hervor, um ihn zu bändigen, denn er

war ihm schon lange gefolgt. Er warf ihm sein Taschenmesser über Kopf und Nacken, und alsbald stand die Frau nackend vor ihm und bat ihn flehentlich, Barmherzigkeit mit ihr zu haben und die Geschichte nicht zu erzählen. Der Schäfer war höchlich verwundert, die ihm wohlbekannte Frau vor sich zu sehen und versprach, die Sache geheim zu halten. Gleichwohl war sie nach wenig Tagen schon in aller Munde.



Der Riedenstein.



Dort auf dem Riedensteine
Geht um ein Rittersmann,
Der schon seit vielen Jahren
Nicht Ruhe finden kann.

Die Lieb' zur alten Heimat,
Sie ist in ihm so groß,
Daß es ihn nimmer leidet
In fremder Lande Schoß. —

Und um die alten Mauern
Irrt er in stummem Schmerz,
Und längst vergang'ne Tage
Bewegen ihm das Herz.

Oft sitzt er zwischen Trümmern
Auf einem alten Stein,

Und seiner Väter Geister
Lädt er zum Zwiespruch ein.

Ein wundersames Flüstern
Hebt dann im Burghof an,
Und manche alte Märe
Man da vernehmen kann.

Es zittert durch die Lüfte
Wie Hifthorn, Schwerterklang,
Und von der Klippe —
Tönt's nicht wie Minnesang? —

Das ist die alte Sage
Vom hohen Riedenstein.
Von seinem stolzen Gipfel
Sieht man ins Land hinein.

Und seine Felsenstirne,
Ja, die vergißt man nie,
Dort blüht die blaue Blume,
Da thront die Poesie.

Der Wald mit seinem Rauschen
Umfängt ihn wie ein Kranz,
Es strahlt das Haupt des Berges
In goldnem Sonnenglanz. —

Mein Herz ist ihm zu eigen,
Dort ließ ich es zurück;

Die alte liebe Heimat,
Sie ist mein ganzes Glück. —

Schließ' ich dereinst die Augen
Und geh' zur ew'gen Ruh',
Dann zieht mein letztes Grüßen
Dem Riedensteine zu! —

Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff.



Die Weidelsburg.



Von keinem Berge unseres schönen Heimatlandes überblickt das Auge eine so große Zahl von in Trümmern liegenden Burgen, als von der prächtigen Weidelsburg zwischen Naumburg und Wolfhagen. Die Kugelburg bei Volkmarsen, der stattliche Desenberg bei Warburg, die Malsburg, die Gudenberge bei Zierenberg, Burghasungen mit seiner Turmruine, die Schauenburg bei Hof, der Falkenstein und Riedenstein, Naumburg, Gudensberg, Altenburg, Felsberg, den Heiligenberg, Homberg, Löwenstein und viele andere schöne Berge lassen sich von hier aus überschauen. Nach Westen dehnt sich wellenförmig das schöne waldreiche Bergland Waldecks aus. Zu den nächsten Nachbarn der Weidelsberger gehören die Riedensteiner und Falkensteiner, und wie die Sage erzählt, haben einmal in sehr alter Zeit drei Brüder diese Schlösser bewohnt, welche in müßigen Stunden und in den Zeiten der

Not durch Sprachrohre sich mit einander zu unterhalten wußten.*)

Die Krone von all diesen Burgruinen ist die aus grünem Walde aufragende Weidelsburg, welche dreimal aus Schutt und Trümmern wieder aufgebaut wurde. Aus der langen Reihe der Ritter, die hier wohnten, ragt besonders der heldenkühne Reinhard von Dalwigk hervor, ein Sohn jenes Rittergeschlechts, das drüben auf der Schaumburg bei Hof so lange gelebt hat und bis auf diesen Tag in vielen Zweigen noch blüht. Der war ein ebenso tapferer wie kluger Herr, der sich immer wieder geschickt aus den Schlingen seiner zahlreichen Feinde zu ziehen wußte, einmal unter anderem dadurch, daß er, um weiterer Verfolgung zu entgehen, seinem Pferde die Hufeisen verkehrt hatte aufnageln lassen. Aber schließlich, als es Reinhard gar zu arg trieb, bot der hessische Landgraf Ludwig zahlreiche Mannschaft auf, um den Feind in der Burg zu belagern. Schon hatte der Ritter, da die Vorräte aufgezehrt waren, alle Hoffnung aufgegeben; da erbot sich seine treue Hausfrau Agnes, bei dem Landgrafen einen Fußfall zu thun und um Gnade für ihren Gemahl zu bitten. Mit dem schönsten Schmuck angethan, erschien die Edelfrau in dem Lager des Landgrafen. Der aber schwur in seinem Zorn, daß alle Burgbewohner dem Tode oder der Gefangenschaft verfallen sollten. Nur der Gemahlin des

*) Auch die drei Schwestern Trendela, Saba und Bramba auf der Trendelburg, Sababurg und Bramburg sollen sich von ihren Burgen aus durch Sprachrohre unterhalten haben.

Ritters samt ihren Mägden sollte mit ihren besten Schätzen, soweit sie dieselben zu tragen vermöchten, freier Abzug gestattet sein. Die wackere Frau eilt nun mit der Botschaft zurück in die Burg, die sie alsbald, ihren Gemahl „Huckepack“ auf dem Rücken, wieder verläßt, hinter ihr das weibliche Gefolge, beladen mit Kleider- und sonstigem Schmucke. Da fehlte es nun nicht an solchen, die dem Landgrafen rieten, er möge das nicht dulden; so wäre es ja nicht gemeint gewesen. Der wackere Landgraf aber sprach: „Ein Mann! ein Wort!“ Und an diesem Fürstenwort ließ er nicht drehen und nicht deuteln. Möchte es doch, so rief er gerührt aus, überall in meinem Hessenlande so stehen, daß des Weibes bester Schatz der Mann ist, nicht aber Prachtkleider und Juwelen. Und er pries sich im stillen glücklich, daß nicht bloß das Schwabenland in Weinsberg, sondern auch das Hessenland seine Weibertreu habe. Nach Lyncker und Dr. W. Falckenheiner.



Die liebliche Blume am Weidelsberge.



Auf dem Weidelsberge soll noch ein ganzer Keller voll Geld sein, das eine weiße Jungfrau, die im Berge verwünscht ist, verwahrt. Vor dem Keller ist eine eiserne Thür, vor welcher ein großes Schloß hängt. Wer die Jungfer erlösen und das Geld haben will, der muß auf Johanni hingehen und eine Blume, die

da wächst, suchen. Wenn die jemand findet und damit vor die Thür kommt, dann springt diese auf, und das Geld gehört ihm und die Jungfer ist erlöst. Er muß sich aber ja in acht nehmen, daß er die Blume im Keller nicht verliert, sonst ist er des Todes. Nun hütete einmal auf Johanni ein Schäfer auf dem Weidelsberge. Der findet so eine liebliche Blume, die pflückt er ab und steckt sie an den Hut. Jetzt wurde der Schäfer müde, geht hin und will sich vor die eiserne Thür legen und ein wenig schlafen. Als er aber an die Thür rührt, da springt sie auf, daß er einen Todesschrecken bekommt und fort läuft. Er ist aber doch neugierig und will nachsehen, was im Keller ist. Als er hinkommt, da glitzert und blinkt alles von Gold und Silber. In der Mitte ist ein Tisch, auf welchem ein Licht brennt, dabei sitzt eine weiße Jungfrau auf einem goldenen Stuhle. Die nickt ihm freundlich zu und zeigt auf das Gold hin. Jetzt bekommt er Mut, geht hin und füllt sich alle Taschen voll Gold, verliert aber im Eifer die Blume von dem Hute. Als er nun alle Taschen voll hat, da will er wieder zurück nach seinen Schafen. Aber die Jungfrau ruft ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Hiermit wollte sie sagen, er solle die Blume nicht vergessen, sonst könnte sie nicht erlöst werden. Der Schäfer verstand das nicht und glaubte, er solle sich noch mehr Gold nehmen und raffte nun auch den Hut voll, aber an die Blume dachte er nicht und wollte wiederum fortgehen. Die Jungfrau rief ihm zum zweiten Male zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Nun weiß er aber nicht, was das bedeuten soll und glaubt,

er solle immer mehr Gold nehmen und steckte nun auch den Quersack, in welchem er sein Abendbrot hatte, voll und will nun weggehen. Da ruft die Jungfer noch einmal ganz bedauerlich: „Vergiß das Beste nicht!“ Er aber hat so schwer, daß er nichts mehr tragen kann und geht zur Thür hinaus. Da fliegt die Thür hinter ihm zu und schlägt ihm beide Hacken ab. Von der Zeit an hat er nichts mehr von der eisernen Thür gesehen.

L. Curtze.



Die Wichtelkirche am Dörnberg.



An des Dörnbergs steilem Fuße steht ein Felsen nackt und kahl,
Einer Kirche zu vergleichen, zeigt er Turm dir und Portal.

Wichtelkirche heißt der Felsen ringsum in des Volkes Mund,
Wie er einstmals hier erstanden, gibt uns alte Märe kund. —

Einst, in längst vergang'nen Tagen, lebte in des Berges Schoß
Zahlreich Volk der Wichtelleute, klein von Wuchs, in Künsten groß.

Und ihr Herr, der Wichtelkönig, liebte eine schöne Maid,
Die er einst am Berg gesehen in der Jugend Lieblichkeit

Nimmer konnte er vergessen ihren Blick, die Hochgestalt —:
Aus des Bergs krystall'nen Hallen trieb's ihn drum mit Allgewalt.

Auf den frischen, grünen Triften harrte er oft lange Zeit
Bis, um Blumen dort zu suchen, wieder kam die holde Maid.

Einstens war sie eingeschlummert in der lauen Abendluft —
Silbern strahlt' des Mondes Sichel, würzig zog des Waldes Duft;

Sieh, da naht als Mensch gestaltet, rasch der Wichtelkönig sich,
Setzt sich leise ihr zur Seite — und er küßt sie minniglich.

Und gesteht ihr, der Erwachten, seine Lieb' und wer er sei,
Und daß er der Fürst der Gnomen, sie zu seiner Gattin frei'.

„Gold und Silber wird dein eigen, und von Demant eine Kron',"
Sagt er schmeichelnd, „und zur Seite sitzest du mir auf dem Thron."

„Nimmer, nimmer, Fürst der Gnomen," spricht die schöne, fromme Maid,
„Kann dein Eh'gemahl ich werden, weil ihr keine Christen seid.

Wohnet tief im Schoß der Erde, Christum habt ihr nie
gekannt —
Wollt' ich dir Gemahlin werden, würd' vom Himmel
ich verbannt."

„Ist's nur dies, du süßes Mädchen, nun, so höre auf
mein Wort:
Priester soll den Segen sprechen über uns an heil'gem
Ort!"

Und er schmeichelt und er koset, ach, so süß im Monden-
schein —
Jeder Zweifel ist vergessen und sie willigt endlich ein.

* *
*

Schweigend, wie im Zauberbanne, dämmert die Johannis-
nacht;
An dem dunkeln Himmel funkelt hell der klaren Sterne
Pracht.

Droben von des Dörnbergs Kante blickt des roten Voll-
monds Rund
Und begießt mit seinem Lichte einen Zug im Thales-
grund. —

Sieh, das ist der Wichtelkönig, an der Seite ihm die
Braut;
Heute, in der zwölften Stunde, werde sie ihm ange-
traut!

Drüben von dem kahlen Hügel blickt hernieder die Kapell',
Schön gebaut mit Säul' und Turme, und die Fenster schimmern hell.

Niemand, bis zu dieser Stunde, hatt' die Kirche je geschaut,
Die der mächt'ge Wichtelkönig eigens für sein Lieb erbaut. —

Süße Melodieen schweben aus der Kirche übers Feld
Wie ein nie gehörtes Klingen, wie ein Ton aus andrer Welt.

In den hohen Säulenhallen glänzen Gold und Edelstein',
Und das Licht von tausend Kerzen füllt den Bau mit Tagesschein.

Aber wie so schwer beklommen wird der schönen Maid die Brust
Bei dem Eintritt in die Kirche! — Wie verweht ist alle Lust.

All das Gold und all der Schimmer blenden und verwirren bloß
Und das Volk, das sie umringet, scheint ihr kalt und seelenlos.

Irre sucht ihr Aug' nach Troste, sucht des Kreuzes hohes Bild,
Aber ach! es sucht vergebens; nichts, das ihre Zweifel stillt.

Der Gesang, der einst so lieblich, klingt wie Hohn ihr jetzt im Ohr,
Selbst der Bräut'gam an der Seite kommt ihr fremd und anders vor.

Da, als nun der Priester fragte, ob die Seine sie wollt' sein,
Zieht's wie Krampf ihr durch die Seele, und sie wankt und stöhnet —: „Nein!"

Krachend prasselt da ein Donner und die Lichter löschen aus,
Zitternd bebt des Berges Veste, durch die Lüfte fährt Gebraus. — —

Schweigend ruhet dann auf's Neue dämmernd die Johannisnacht,
An dem dunkeln Himmelsbogen hält der Mond nur stille Wacht.

Schaut mit seinem bleichen Lichte nieder in das ruh'ge Thal;
Wo noch erst die Kirche glänzte, steht ein Fels jetzt nackt und kahl. —

Wichtelkirche heißt der Felsen bei dem Volke rings umher,
Aus verwittertem Gesteine flüstert leis die alte Mär.

Rich. Trömner.



Landgraf Philipp der Großmütige und die Bäuerin.



Der Landgraf hatte einst, nachdem's bewilligt
Und, weil's zum Schutz des Landes, auch gebilligt,
Im Lande eine Schatzung ausgeschrieben,
Die auch sogleich ward strenge beigetrieben.
Und als der Landgraf zu derselben Zeit
Sich eines Tags in schlichtem Jägerkleid,
Von keinem Unterthan so leicht erkannt,
Mit dem Gefolge auf der Jagd befand,
Von fern er eine Bäu'rin kommen sah;
Er hält sie freundlich an, als sie ihm nah':
„Was", fragt er, „tragt ihr auf dem Kopfe da?"
„Ach, Herr, von meinem Garne ein Gebund." —
„Wohin wollt ihr damit in früher Stund'?" —
„Zur Stadt, will sehn, ob ich's verkaufen kann,
Zu zahlen diese neue Steuer dann,
Die unser Landgraf jetzo ausgeschrieben,
Von der kein Unterthan verschont geblieben;
Ach!" fuhr sie unter Weheklagen fort,
„Vielleicht gelingt's mir erst am zehnten Ort,
Nach stundenlangem, mühevollem Laufen,
Das Garn an einen Händler zu verkaufen."
Drauf fragt der Landgraf sie nach einer Weil':
„Wie viel beträgt es denn auf eurem Teil?" —
„Ach, leider einen vollen Gulden fast!
Gar schwer drückt uns die neue Steuerlast!"

„Nehmt,“ spricht der Landgraf, „diesen Gulden hier,
Bringt ihn aufs Amt, das Garn behaltet ihr.“ —
„Gott mög's euch, edler Junker, zehnfach lohnen
Und euch mit jedem Mißgeschick verschonen!
Ich aber wollte,“ sie hinzu noch setzt:
„Daß uns'rem Herrn Landgrafen glühend jetzt
Solch Sündengeld auf seinem Herzen läge!“
Noch einmal dankend geht sie ihre Wege. —
Der gute Landgraf aber herzlich lacht,
Da ihm die Sache wahrhaft Spaß gemacht,
Und wendet zu den Jagdgefährten sich:
„Schaut, ist es nicht ein Handel wunderlich,
Daß ich für meines eignen Geldes Gabe —
Des Weibes bösen Wunsch erkauft mir habe?“

Karl Finck.



Landgraf Moritz von Hessen.



Es war ein gemeiner Soldat, der diente beim Landgrafen Moritz und ging gar wohl gekleidet und hatte immer Geld in der Tasche, und doch war seine Löhnung nicht so groß, daß er sich, seine Frau und seine Kinder so stolz hätte davon halten können. Nun wußten die anderen Soldaten nicht, wo er den Reichtum herkriegte und sagten es dem Landgrafen. Der Landgraf sprach: „Das will ich wohl erfahren;“ und als es Abend war, zog er einen alten Linnenkittel an, hing einen rauhen Ranzen über, als wenn er ein alter Bettel-

mann wäre, und ging zum Soldaten. Der Soldat fragte, was sein Begehren wäre. „Ob er ihn nicht über Nacht behalten wollte?“ — „Ja,“ sagte der Soldat, „wenn er rein wäre und kein Ungeziefer an sich trüge;“ dann gab er ihm zu essen und zu trinken, und als er fertig war, sprach er zu ihm: „Kannst du schweigen, so sollst du in der Nacht mit mir gehen, und da will ich dir etwas geben, daß du dein Lebtag nicht mehr zu betteln brauchst.“ Der Landgraf sprach: „Ja, schweigen kann ich und durch mich soll nichts verraten werden.“ Darauf wollten sie schlafen gehen; aber der Soldat gab ihm erst ein rein Hemd, das sollte er anziehen und seines aus, damit kein Ungeziefer in das Bett käme. Nun legten sie sich nieder, bis Mitternacht kam; da weckte der Soldat den Armen und sprach: „Steh' auf, zieh' dich an und geh' mit mir!“ Das that der Landgraf, und sie gingen zusammen in Cassel herum. Der Soldat aber hatte ein Stück Springwurzel*), wenn er das vor die Schlösser der Kaufmannsläden hielt, sprangen sie auf. Nun gingen sie beide hinein; aber der Soldat nahm nur vom Überschuß etwas, was einer durch die Elle oder das Maß herausgemessen hatte, vom Kapital griff er nichts an. Davon nun gab er dem Bettelmann auch etwas in seinen Ranzen. Als sie in ganz Cassel herum waren, sprach der Bettelmann: „Wenn wir doch dem Landgrafen könnten über seine Schatzkammer kommen!“ Der Soldat antwortete: „Die will ich dir auch wohl weisen; da liegt ein bißchen

*) Die Springwurzel macht unsichtbar und öffnet verschlossene Thüren

mehr, als bei den Kaufleuten." Da gingen sie nach dem Schloß zu, und der Soldat hielt nur die Springwurzel gegen die vielen Eisenthüren, so thaten sie sich auf; sie gingen hindurch, bis sie in die Schatzkammer gelangten, wo die Goldhaufen aufgeschüttet waren. Nun that der Landgraf, als wolle er hineingreifen und eine Hand voll einstecken; der Soldat aber, als er das sah, gab ihm drei gewaltige Ohrfeigen und sprach: „Meinem gnädigen Fürsten darfst du nichts nehmen, dem muß man getreu sein." „Nun sei nur nicht bös," sprach der Bettelmann, „ich habe ja noch nichts genommen." Darauf gingen sie zusammen nach Haus und schliefen wieder bis der Tag anbrach; da gab der Soldat dem Armen erst zu essen und zu trinken und noch etwas Geld dabei, sprach auch: „Wenn das all' ist und du brauchst wieder, so komm nur getrost zu mir; betteln sollst du nicht."

Der Landgraf aber ging in sein Schloß, zog den Linnenkittel aus und seine fürstlichen Kleider an. Darauf ließ er den wachthabenden Hauptmann rufen und befahl, er solle den und den Soldaten — und nannte den, mit welchem er in der Nacht herum gegangen war — zur Wache an seiner Thür beordern. „Ei," dachte der Soldat, „was wird da los sein, du hast noch niemals die Wache gethan; doch wenn dein gnädiger Fürst befiehlt, ist's gut." Als er nun da stand, hieß der Landgraf ihn hereintreten und fragte ihn, warum er sich so schön trüge, und wer ihm das Geld dazu gebe. „Ich und meine Frau, wir müssen's verdienen mit Arbeiten," antwortete der Soldat und wollte

weiter nichts gestehen. „Das bringt so viel nicht ein,“ sprach der Landgraf, „du mußt sonst was haben.“ Der Soldat gab aber nichts zu. Da sprach der Landgraf endlich: „Ich glaube gar, du gehst in meine Schatzkammer, und wenn ich dabei bin, gibst du mir eine Ohrfeige.“ Wie das der Soldat hörte, erschrak er und fiel vor Schrecken zur Erde hin. Der Landgraf aber ließ ihn von seinen Bedienten aufheben, und als der Soldat wieder zu sich selber gekommen war und um eine gnädige Strafe bat, so sagte der Landgraf: „Weil du nichts angerührt hast, als es in deiner Gewalt stand, so will ich dir alles vergeben; und weil ich sehe, daß du treu gegen mich bist, so will ich für dich sorgen,“ und gab ihm eine gute Stelle, die er versehen konnte.

Grimm.



Der Teufel als Baumeister.



Ein Bauer auf Ellenbach am Sandershäuser Berge bei Cassel hatte so viel Getreide einzuernten, daß er's nicht wußte unterzubringen; seine Scheune war zu klein, eine größere zu erbauen aber vermochte er nicht, weil es ihm an Geld fehlte. Nachdenklich und sorgsam schritt er durch seine Felder; da trat ein altes graues Männchen auf ihn zu und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. Der Bauer gestand ihm seine Bekümmernis. Das graue Männchen lächelte und sprach: „Eine Scheune wollte ich dir wohl schaffen, so geräu-

mig, daß du alle deine Frucht in sie ernten kannst, und ehe morgen der Tag graut, soll sie fertig auf deinem Hofe stehen, wenn du mir verschreiben willst, was du noch an verborgenem Gut besitzest.“ Der Bauer dachte an Schätze unter der Erde, die ihm nichts helfen konnten, so lange sie nicht gehoben waren, und ging den angebotenen Vertrag ein. Erst beim Abschiednehmen sah er einen Kuhfuß und einen Pferdefuß unter dem grauen Rocke vorragen. Nun kam der Bauer heim und erzählte seiner Frau, was ihm auf dem Felde begegnet war. „Ach Gott! was hast du gethan?“ sagte die Frau, „ich trage ein Kind unter meinem Herzen, das hast du dem Bösen verschrieben!“ Doch ließ sich die Sache nun nicht mehr ändern.

Als es nun Nacht zu werden begann, erhob sich auf dem Bauernhofe ein ungeheurer Lärm. Fuhrleute, Zimmerleute, Maurer arbeiteten unter einander; der Teufel, als Baumeister, leitete das ganze Werk, das sich mit unerhörter Schnelligkeit förderte, wenige Stunden, und die Scheune stand schon aufgezimmert, das Dach wurde gedeckt, die Wände ausgefüllt, und nur einige Gefache lagen noch offen. Da schlich die listige Frau in ihres Mannes Kleidern über den Hof ins Hühnerhaus, schlug in die Hände und ahmte das Krähen des Hahnes nach, und alsbald erkrähten alle Hähne in der Runde. Alle bösen Geister eilten darauf brausend davon, und ein Giebelfach der neuen Scheune blieb leer. Einen Fuhrmann, der eben noch mit vier Füchsen einen großen Stein herangefahren hatte, ergriff der Teufel, dem er zu lange geblieben war, und zerschmetterte ihn

mit Rossen und Wagen an der Scheune; seine Gestalt wurde zum Andenken auf derselben abgebildet und ist noch heute da zu sehen. Den Scheunengiebel hat keine Menschenhand schließen können, was man bei Tage zubaute, fiel über Nacht wieder ein. Der Teufel sieht auch die Scheune als sein Eigentum an, weil er um den Preis betrogen worden; oft hörten die Leute in dunkler Nacht darin dreschen und haben doch nimmer die Drescher gesehen. —

Der Berg, auf welchem der Graumann dem Teufel zuerst erschien, heißt Teufelsberg. Lyncker.



Der Hirschstein.



Eine der herrlichsten Aussichten ins alte Chattenland genießt man von dem auf der Westseite des Habichtswaldes sich erhebenden Basaltkegel, dem Hischstein (jetzt auch Herz- oder Hirzstein genannt). Den Namen verdankt diese Kuppe einer noch im Munde des Volkes lebenden Sage.

In grauer Vorzeit lebte auf dem jetzt noch Mauerreste tragenden Burgberge im Schlosse seiner Väter Ritter Eckbert, ein Edelmann im vollen Sinne des Wortes, wohl geübt und bewährt als Jäger und Krieger. In den Stürmen des Krieges war er zum Manne gereift, und heimkehrend führte er ein geliebtes Wesen als Herrin auf sein Stammschloß. Leider sollte das Glück, nach dem er sich so lange gesehnt, von kurzer

Dauer sein, denn kaum nach Verlauf eines Jahres kostete die Geburt eines Töchterchens dem teuern Weibe das Leben. — Eckbert war untröstlich, der Verzweiflung nahe; doch die Zeit linderte allmählich den verzehrenden Schmerz und die ganze Liebe strömte auf den kleinen mutterlosen Engel, der das vollkommene Ebenbild der Mutter zu werden versprach. So lebte der Ritter zurückgezogen von dem Geräusche der Welt, auf seiner abgelegenen Burg nur der Pflege und Erziehung seiner holden Schilda.

Wie gleiches Schicksal die Menschenherzen mit einem festen Bande umschlingt, so ging es auch Eckbert. Ihm lebte in nächster Nähe ein treuer Freund, Kuno, früher Waffen- und jetzt Leidensgefährte, standen sie treu und fest wie Brüder bei einander. Auch Kuno hatte früh sein geliebtes Weib in die alte Familiengruft gesenkt, und nur sein einziger Sohn Friedo band ihn noch an das Leben. Vater und Sohn wanderten oft nach der Schaumburg, und wenn die Alten der Vergangenheit gedachten oder in ernsten Gesprächen die Fragen der Gegenwart erwogen, vergnügten sich die Kinder mit traulichen Spielen. Ruhten dann die Augen der Ritter wohlgefällig auf ihren Lieblingen, dann schweiften ihre Blicke in die Zukunft, und sie sahen die Zeit nicht fern, wo die befreundeten Geschlechter sich in ihren letzten Sprößlingen zu einem einzigen verbinden würden. Als Friedo sein siebenzehntes Jahr zurückgelegt, sollte er sich auch als Kriegsheld versuchen und wurde daher von einem benachbarten Fürsten, der seine Scharen nach Welschland führte, aufgefordert, ihm auf der Bahn

des Ruhmes zu folgen und sich unter seinen sieggewohnten Scharen Lorbeeren zu erringen. So schlug eine Scheidestunde für ihn und Schilda, und sagte sie erst den jungen Herzen, was sie sich seien? Mit dem Schwure ewiger Treue schieden sie, und nur die Hoffnung des Wiedersehens, baldigen Wiedersehens konnte den Schmerz der Trennung lindern.

Einsam für Schilda war jetzt das väterliche Schloß, und gern eilte sie auf die alten Lieblingplätze, wo sie oft mit Friedo gesessen. Besonders lieb war ihr ein naher Fels, jene Basaltkuppe des Habichtswaldes, und immer kehrte ihr Fuß an schönen Sommertagen dahin, des Geliebten gedenkend. So verflossen Jahre, in denen nur selten eine Kunde von dem in der Ferne weilenden Verlobten auf die entlegene Burg gelangte. Eines Tages aber kehrte er wohlbehalten und ruhmgekrönt zurück von einem jungen welschen Ritter begleitet, dem er als Lebensretter zu hohem Dank verpflichtet war. Auch Schilda konnte nicht anders als freundlich und erkenntlich gegen den Fremdling sein. Allein der Welsche ist mit diesem Danke nicht zufrieden, von unreiner Begierde gegen die Jungfrau entflammt, schwört er, kein anderer dürfe sie besitzen. Auf alle Weise sucht er sein Ziel zu erreichen, geht jedoch so heimlich dabei zu Werke, daß Friedo nichts davon ahnt und sogar die Verlobte dem Schutze des Bösewichts vertraut, als ihn kurz vor seiner Vermählung mit Schilda ein dringender Auftrag seines Fürsten auf einige Wochen entfernt, und so dem Feinde Gelegenheit gegeben ist, seine Werbung noch eifriger zu betreiben. Auf einem Spaziergange nach

der Lieblingsstelle am Habichtswalde erklärt er ihr seine Liebe, wird aber mit kalter Verachtung abgewiesen. Jetzt entbrennt sein ganzer Zorn. „Wenn du mir nicht angehören willst, soll auch kein anderer dich besitzen,“ ruft er aus, „und der, den du liebst, soll die Ursache deines Todes werden.“ — Durch eine Zauberformel ist das Mädchen in eine Hirschkuh verwandelt, der welsche Ritter selbst spurlos verschwunden.

Man denke sich den Schmerz Friedos, als er die Nachricht von der Flucht seiner Braut mit seinem vermeinten Freunde erhält. Denn nur so konnte man es sich erklären, da alle Nachforschungen nach ihnen erfolglos blieben. Er zieht sich ganz von der Welt zurück, und nur die Jagd treibt ihn zuweilen noch aus seiner Wohnung. Einst schweift er durch den Wald, da reizt ihn eine prächtige Hirschkuh zur Verfolgung, und er eilt ihr nach bis zu der Spitze jenes Basaltfelsens. Jetzt legt er auf sie an, und getroffen von seinem Pfeile, stürzt sie in den Abgrund. Er springt herzu und sieht Schilda, die verlorene Geliebte, in ihrem Blute liegen. Von Entsetzen und Wahnsinn erfaßt, stürzt er sich gleichfalls hinab, und der Tod vereint, was die Hölle auf Erden zerrissen. Seit dem Tage heißt der Felsen der Hirschstein.

Ph. Hoffmeister.



Schloß Schauenburg am Habichtswalde.



Weit sichtbar im südlichen Habichtswalde ragt die spitze, steile Burghöhe mit den Trümmern des Schlosses Schauenburg hervor. Sechshundert Schimmel, erzählt die Sage, hätten sich bei Erbauung der Veste zu Tode ziehen müssen. In früher Zeit ein Sitz hessischer Gaugrafen, ward die Schauenburg nachher vom Geschlechte derer von Dalwigk bewohnt.

Wann und durch wen die stolze Veste gegründet ward, ist nicht bekannt. Jene Sage bietet jedoch vielleicht einen Anhalt zur Deutung. Wären die Schimmel etwa kriegsgefangene Sachsen gewesen, die ihrem fränkischen Obsiegern eine Grenzveste wider ihr eigenes Volk bauen mußten? Denn weißes Roß und Löwe sind die alten feindlichen Stammeswappen.

Auch über die Zeit der Zerstörung weiß man nichts. Die Schweden, die ja gar arge Greuel überall in Deutschland verübt und auch in evangelischen Ländern greulich gehaust haben, werden in der Sage genannt. Die könnten jedoch das Schloß nicht regelrecht belagert haben, sintemal sie mit den Niederhessen verbündet waren. Es muß also ein anderer Feind und noch früher gewesen sein.

Da nun das Schloß sich nicht länger halten konnte, ward der Burgfrau vom Feinde gewährt, für sich so viel zu retten, als sie auf dreimal tragen könnte. Da war die erste Tracht eine Köze voll Sachen und Geldes,

die zweite alle wichtigen Schriften, die dritte und edelste ihr Ehemann.

Im Dorfe Hof haben dann beide Gatten sich wieder angebaut, allwo der dasige Edelsitz noch die Burg genannt wird. Daneben aber soll noch ein Keller befindlich sein, in welchem der Teufel in Hundsgestalt auf wohl gefülltem Kasten Wache hält. H. Pfister.



Vorgesicht.

Cassel — Februar 1821.

Die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln webte
Der Träume Netz zu spukgewohnter Zeit
Und hinter wildzerriss'nen Wolken schwebte
Die Mondessichel. Von den Bergen weit
Herjagt der Wind durch die entlaubten Bäume
Der Karlsau' und, empor sich schwingend, rauscht
Er durch der Chattenburg ersteh'nde Räume,
Wo mit dem Echo er die Zwiesprach tauscht.

Dann fährt er auf, verfolgt vom Ruf der Eule,
Durch öde Straßen er von dannen schnaubt,
Sein schreckensvolles, wildes Klaggeheule
Die mitternächt'ge Ruh' dem Schläfer raubt.
Der schreckt empor und lauscht den dumpfen Tönen,
Die schaurig klingen, wie ein Geisterchor,
Dann gurgelt es in langgezognem Stöhnen,
Daß er sich gern verhüllt das wache Ohr.

Da plötzlich aber hört er Peitschenknallen
Und Roßgetrappel, Wagen rasseln drein,
Die Leute deutlich durch die Stille schallen
Und durch die Nacht dringt roter Fackelschein.
Wer noch nicht wach, fährt jetzt von seinem Kissen
Und lugt durch's Fenster auf die Straße hin,
Und glaubt noch immer nicht den Schlaf zu missen
Und hält vom Traum umgaukelt noch den Sinn.

Ein Leichenzug bewegt sich durch die Straßen,
Verhüllte Pagen reiten stumm voran,
Dann folgen Kutschen, drinnen Männer saßen
Mit florumhängten Kleidern angethan.
Beritt'ne Diener drauf, die Fackeln tragen,
In ihrer Mitte aber man erblickt
Achtspännig, panaschiert, den Trauerwagen,
Darauf den Sarg, deff' Decke reich gestickt.

Und auf dem Sarge Scepter liegt und Krone
Gekreuzt mit einem ritterlichen Schwert, — —
Der Kurfürst, der noch herrscht auf Hessens Throne,
Hier schon im Geisterzug zum Grabe fährt,
Die aus dem Schlaf Geschreckten deutlich schauen
Die Menschen, Rosse in dem Fackellicht,
Und es beschleicht sie ahnungsvolles Grauen —
Gott sei uns gnädig! manche Stimme spricht. —

Zwei Wochen später von derselben Stelle
Bewegt sich durch die Stadt der gleiche Zug,
Der nach der Löwenburg in die Kapelle
Um Mitternacht den Hessenfürsten trug. —

So steht geschrieben diese seltne Kunde,
Vom Leichenzug, als Vorgesicht geschaut,
Ich hört' sie selbst aus längst geschloss'nem Munde,
Der Manches mir geheimnisvoll vertraut.

Wilhelm Bennecke.



Der schwarze Ritter.



Wer mag nicht gerne lesen, wenn draußen webt die Nacht,
Von unsrer Väter Wesen und Herrlichkeit und Pracht!
Gar Seltnes sie berichten, die Wappenbücher alt,
Unheimliche Geschichten und Mären mannigfalt.

Aus den vergilbten Blättern spricht die Vergangenheit,
Mit rotgemalten Lettern, verschnörkelt wie die Zeit,
Sie geben ernste Kunde von manchem alten Brauch,
Es paßt zur nächt'gen Stunde wohl solch ein Moderhauch. —

Wird zu dem Grab geleitet der Fürst im Hessenland,
Voran ein Ritter reitet in schwarzem Stahlgewand.
Er muß den Herren melden zur letzten Ruhe an, —
Schon manchem guten Helden ward also aufgethan.

An's Kirchenthor der Degen pocht mit der Eisenhand.
„Wer kommt?" tönt's ihm entgegen. — „Ein Fürst ist's von Brabant!
Der Herr im Land zu Hessen, der nun im Grabe still
Des Lebens Sturm vergessen, der Ruhe pflegen will!" —

Dann öffnen sich die Pforten. Den Fürsten starr und bleich
Nimmt auf der stille Orden im unterird'schen Reich.
Doch kündet auch die Sage, es holt zum frühen Grab
Der Tod am dritten Tage den schwarzen Ritter ab.

Zum letzten ist's geschehen vor nicht gar langer Zeit,
Und heute noch wir sehen des Ritters Eisenkleid.
Die Löwenburg bewahret die schwarze Rüstung auf —
Wird keiner mehr sie tragen — die Zeit nahm andern Lauf.

Wilhelm Bennecke.



Unsere zwei alten Freiheitsbäume.

I.

Auf dem Forste.

Sei gegrüßt vor allen Eichen
Du, die fern von Waldespracht
Unter wackern Heldenleichen
Auf dem Forste hält die Wacht.

Wenn die Stürme dich umsausen,
Wenn der Nebel dich umwallt,
Wie dann deutschen Geistes Brausen
Sich erhebt mit Sturmgewalt!

Bald ist es wie Zornesgrollen,
Und es färbt der Plan sich rot,
Und es tönt wie Donnersrollen:
Emmerich und Hasserodt!

Doch nicht immer hat dein Wipfel
Fluch der welschen Macht gerauscht,
Dein herbstlich gefärbter Gipfel
Hat auch Hymnen einst gelauscht.

Fünfzig Jahre war'n verronnen
Seit der großen Völkerschlacht,
Da hat der Oktobersonnen
Schönste deinem Fest gelacht.

Fahnenwallen, Jubelrufen,
Und, trotz welschem Hohn und Spott,
Braust von des Altares Stufen
Ein „Nun danket alle Gott!"

Und dann zog ein mächtig' Mahnen
Durch manch' tapfres Hessenherz,
Und es stieg mit hehrem Ahnen
Das „Alldeutschland" himmelwärts.

Wohl liegt nicht in deinem Schatten
Dieses Tages Denkmal nun,
Uns'rer Aue grüne Matten
Seh'n den Hessenleuen ruh'n.

Aber über deinem Moose
Schweben Geister Tag und Nacht,
Die fürs Vaterland, das große,
Wie das kleine treu gewacht.

Der dies schreibt, sah oft im Traume
Solchen stolzen Heldenreih'n,
Seit sein Wort am Freiheitsbaume
Heil'gen Boden durfte weih'n.

II.

In der Karlsaue.

In des Wintergartens Saale
An der Aue grünem Saum
Steht, nicht fern vom Leu'ndenkmale
Unser and'rer Freiheitsbaum.

Sechs und sechzig Jahre trugst du
Noch dein immergrünes Kleid,
Sechs und sechzig Jahre schlugst du
Brav dich durch im Sturm der Zeit.

Und es streuten deine Blüten
Noch so lange duft'gen Staub,
Helle Goldorangen glühten
Noch in deinem dunkeln Laub,

Seit die Kugel des Kosaken,
Der damals in unsern Reih'n
Beugen half des Korsen Nacken,
Dich traf in das Herz hinein.

Wolltest selber noch gern schauen
Wie der blinden Hessen Schar
Dort auf Wörth's und Sedan's Auen
Fest gepackt den welschen Aar!

Hast erlebt, wie in der Nähe,
Jäh gestürzt von seinem Thron
Auf der stolzen Wilhelmshöhe
Einsam saß Napoleon.

Erst als nach neunjähr'gem Frieden
Fest gefügt des Reiches Bau,
War dir sanfter Tod beschieden
In der winterlichen Au!

Doch aus Todesbanne ringen
Lebenskeime sich hervor,
Grüne Epheuranken schlingen
Sich am grauen Stamm empor.

Hoffnungsbild in dunkeln Tagen,
Wenn einst neue Wetter drohn,
Laß uns nimmermehr verzagen,
Gott ist unser Schild und Lohn.

Dr. W. F.



Hessentreue.*)



Im Morgenlicht der Stadtturm ragt hoch ins Äther-
blau,
Des Türmers Sohn von oben hält trüb' die letzte
Schau;
„Ach Gott, ich soll nun ziehen hin in den blut'gen
Streit —
Doch muß ich Hersfeld lassen, bricht mir das Herz
vor Leid."

Es klingt schon aus den Gassen gedämpfter Trommelton,
Da legt der greise Türmer die Hand auf seinen Sohn:
„Thu' deine Pflicht, mein Junge, des Vaterlands
Gebot
Befolgt ein braver Hesse und ging's auch in den Tod!

Des Erbfeinds Joch zu brechen, ganz Deutschland ist
bereit,
Ein Hesse darf nicht nachsteh'n an Mut und Tapfer-
keit;
Blick hin zur Stiftsruine — sie mahnt uns lange
schon —
Was wir zu rächen haben: vergiß es nicht, mein
Sohn!"

---

*) Vorstehende Ballade beruht auf einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 1815, welche Vilmar in seinem „Hessischen Historienbüchlein" erzählt, mit dem Hinzufügen, daß ein Augenzeuge, ein späterer hessischer General, dieselbe ihm überliefert habe.

Da reißt sich los der Jüngling, er tritt in Reih und Glied,
In hellem Hauf' das Kriegsvolk dort aus dem Stadtthor zieht;
Vom Turm winkt nach der Alte, ihm ist ums Herz gar weh;
„Behüt' dich Gott, mein Junge, daß ich dich wiederseh'!" —

Nun ist er fortgezogen, schon sind's zwei Wochen fast,
Da zieht am Turm die Klingel ein mitternächt'ger Gast,
Der Türmer fragt verwundert: „Wer will so spät herauf?
Und eilt hinab die Stiegen und schließt das Pförtlein auf!

Doch wie versteinert steht er, da er den Sohn erschaut,
Der wirft sich an die Brust ihm und weint und schluchzet laut:
„Ach Vater, liebster Vater, Gottlob, daß ich zu Haus,
In Mainz da ward ich flüchtig, hielt's länger nimmer aus!"

Der Alte führt ihn schweigend hinan die Stufen sacht,
Er stellt ihn auf die Plattform hin in die Sternennacht —
Die hohe Turmuhr ticket — die Erde liegt so weit —
Es ist als ob sich einten hier Zeit und Ewigkeit. —

Dem Jüngling wird so bange, als steh' er im Gericht,
Denn strenge wie ein Richter sein greiser Vater spricht:
„Dort unten ist vergangen der flücht'ge Farbenschein,
Blick auf, wo still erglänzen der ew'gen Sterne Reih'n!

Sie werden niemals irre auf ihrer sichern Bahn,
Denn der darüber waltet, der wies sie ihnen an,
Der hat auch uns bezeichnet, den Weg der ihm gefiel,
Den Pfad der Pflicht, er führet allein zum wahren Ziel.

Doch daß wir irr' nicht gehen im Labyrinth der Welt,
So hat er das Gewissen als Führer uns gesellt —
Du folgtest diesem Führer, der eignen Mahnung nicht,
Drum muß ich selbst dich bringen zurück zum Weg der Pflicht."

Und Beide wandern rastlos hinein ins welsche Land,
Das Regiment zu suchen, das „Landgraf Karl" genannt,
Und als sie's endlich finden im Feld vor Mezières,
Da schleppt den bleichen Jüngling der Greis zum Kommandeur.

„Ich bin der Türmer Kollmann und bring Euch meinen Sohn,
Den Musketier, der treulos der Fahne ist entfloh'n;
War pflichttreu stets, Herr Oberst, mein Sohn, er sei es auch,
Und ist er auch mein einz'ger — thut was Soldatenbrauch!"

Die hohen Offiziere mit Stern und Ordensband,
Die stehen stumm und staunend, als wären sie gebannt,
Doch als der Greis sich wendet und still verläßt das Zelt,
Verneigen sie so tief sich, als ging ein Fürst, ein Held.

Es ward in Staub getreten des Feindes Übermut,
Die Sieger ziehen heimwärts — ließ mancher auch sein Blut,
Wie jubeln sie in Hersfeld, als sie die Tapfern seh'n,
Es läuten laut die Glocken, viel Fahnen flatternd weh'n.

Im Turmgemach der Alte verhüllt sein Angesicht,
Und kehren Alle wieder, so kommt doch Einer nicht.
Es deckt der kühle Rasen wohl längst den Deserteur,
Der sicher vor dem Standrecht den Tod fand ohne Ehr'. —

Da tritt herein der Oberst, er reicht dem Greis die Hand:
„Weint nicht, sein Tod war ruhmvoll, er fiel fürs Vaterland;
Wohl war's ein schlimmer Posten, auf den wir ihn gestellt —
Umsaust von Feindeskugeln hielt aus er wie ein Held."

Der Türmer richtet auf sich, sein Antlitz leuchtet hehr:
„Für Deutschlands Ruhm gefallen — o Gott, was will ich mehr?
Und hab' ich selbst getrieben ihn in den frühen Tod
Ich that nur, was ich mußte, was Hessentreu gebot!"

J. Grineau.



Im Hessenland.



Stolz sind die Schlösser am grünen Rhein,
Hell leuchten sie lustig im Sonnenschein,
Fest steh'n sie in Stürmen und Brausen.
Auch lieblich grüßet den Wanderer ihr,
Der Saale Burgen, daß immer er hier,
Bei euch möcht' weilen und hausen.

Doch euch auch droben im Buchenwald
Zerfallene Mauern so öde und kalt,
Euch kann ich doch nimmer vergessen,
Wie eure Zinnen so lustig und kahl
Am Edderflusse, im Werrathal —
Ihr Burgen im Lande zu Hessen!

Viel Ritter stiegen hinab zum Rhein,
Turnierten und schnappten und zechten den Wein
Und führten gewaltige Fehden,
Und jeglicher raubte und raufte und trank,
Manch wackerer Herr vom Rösselein sank,
Hel's Haus mußte mancher betreten.

Auch unserer Burgen Rittersleut,
Sie haben am Kampf und am Wein sich gefreut,
Wer mochte mit ihnen sich messen?
Denn grimmig fochten im Eisenkleid —
Man sagte, sie seien gar blind im Streit —
Die Kämpen im Lande zu Hessen.

Die Burgen zerfielen, die Ritter sie ruhn
Von trotzigen Kämpfen und rühmlichem Thun,
Lang sind ihre Fehden vergessen.
Der Bürger baut Städte, das Handwerk blüht,
Manch wohnliches Häuschen, manch Städtchen man sieht
Ersteh'n auch im Lande zu Hessen.

Manch munteres Mühlrad das dreht sich im Thal,
Und grau quillet wider der Sonne Strahl
Der Dampf aus den rußigen Essen,
Und Wissen und Kunst blühen hier und dort,
Und Weisheit zu pflegen ein würdiger Ort
Fehlt nimmer im Lande zu Hessen.

Dort schafft der Philister, dort singt der Student;
Und wer am Sang seine Freude nicht fänd',
Bei uns hätt' er nimmer gesessen,
Hätt' nie in unserer Mitte gezecht,
Wär nicht wie die Burschen so fröhlich und echt
Die Burschen im Lande zu Hessen.

Wer wehrt es uns lustige Brüder zu sein,
Ein Mägdlein zu lieben so sauber und fein?
Beim Henker, es wäre vermessen!
Der weiß, der ihnen ins Auge geschaut:
Gar lieblich sind sie und treu und traut
Die Mädchen im Lande zu Hessen.

Drum fröhlicher Wandrer besteige die Höh'n
Wo jene zerklüfteten Mauern steh'n,
Wo wackere Ritter gesessen!

Drum grüß' mir im Städtchen die Burschen so frei,
Hoch leben die Mädchen so schmuck und so treu
All' Zeiten im Lande zu Hessen. Deichmann.



Der Riesenstein bei Großenritte.



Vor dem Dorfe Großenritte*), rechts von dem Wege, der von Altenbauna dorthin führt, ragt ein hoher, schmaler Felsblock, der Riesenstein (Riesstein) genannt, aus der Erde. Die Bauern erzählen, ein Riese habe ihn vom Hirschstein bei Elgershausen losgerissen, um damit den Kirchturm von Altenbauna zu zerschmettern, aber der Stein sei ihm zu früh aus der Hand gefahren, eine Stunde weit geflogen und dann bei Großenritte ins Ackerland niedergefallen. Er liegt noch an derselben Stelle und ragt zur Sommerzeit hoch über die Getreidehalme hinaus. Auch sind daran noch die Eindrücke von den fünf Fingern des Riesen zu sehen. Der Eigentümer des Landes hat niemals Abgaben davon zu zahlen gehabt, eine Freiheit welche jedoch aufhörte, wenn es demselben einfiele, den Felsblock zu zerschlagen und auszugraben. K. Lyncker.

*) Südlich vom Habichtswalde im Thale der Baune.



Vom Kloster zu Nordshausen.



Von dem Kloster zu Nordshausen behauptet die Sage, es würden die ungefärbten Fensterscheiben in der Kirche daselbst der Zerstörung durch die Zeit unterworfen sein, die bunten aber nicht. Diese Behauptung ist insofern in Erfüllung gegangen, als die Glasmalereien von Nordshausen zur Ausschmückung der Kapelle auf der Löwenburg in Wilhelmshöhe verwendet wurden und sich außerdem noch einige Überreste davon in der Kirche selbst erhalten haben seit dem Jahre 1257. — Auch fehlt diesem ehemaligen Cisterzienser Nonnenkloster der unvermeidliche unterirdische Gang nicht. Er soll nämlich in der Mitte der Seitenwand hinein gegangen sein, wo man noch Spuren davon sehen will, und sich bis zum Mönchskloster auf dem Weißenstein (Wilhelmshöhe) erstreckt haben. Die Thüre ist mit einem großen Schloß versehen gewesen, und von da aus hat sich eine Eisenstange in den Gang selbst erstreckt, „so lang, wer weiß wie?" —

Ph. Hoffmeister.



Vom dummen Teufel.



So sehr man auch die List und die Klugheit des Teufels rühmen mag, so hat es doch manchen gegeben, der ihn hinters Licht zu führen wußte.

Es war einmal ein reicher Mann und ein armer Mann. Der reiche Mann mochte wohl fühlen, daß nicht alles

so mit ihm wäre, wie es sein sollte und fürchtete sich gewaltig vor dem Tode; dabei aber blieb er hartherzig und gab niemanden etwas, so daß auch die höchste Not kaum andere antreiben konnte, den Reichen um etwas zu bitten oder bei ihm Trost und Hilfe zu suchen. Einst aber war der Hunger zu groß in der Hütte des Armen, und seine fünf Kinder schrieen um Brot Da faßte sich dieser ein Herz, trat vor den Reichen und sprach: „Leihet mir nur vier Metzen Korn, damit ich meine Kinder sättigen kann, ich will sie auch gern zwiefältig wieder geben!“ Der Reiche sah den Bittenden lange an; endlich sprach er: „Acht Metzen Korn will ich dir schenken, und du sollst mir nichts dafür wiedergeben, so du drei Nächte an meinem Grabe magst Wache halten!“ — Der Arme hätte in der Verzweiflung noch mehr versprochen, denn dieses und eilte freudig mit dem Geschenke zu den Seinen. Doch nach wenigen Tagen schon starb der reiche Mann plötzlich, man wußte nicht recht wie, und ward begraben; da fiel es dem Armen schwer auf das Herz, welches Gelübde er dem Verstorbenen gethan und wie er ihm heilig versprochen, drei Nächte an seinem Grabe zu wachen. Er war jedoch ein redlicher Mann und mochte gern halten, was er gelobt; zu dem hatte er ein gutes Gewissen und nichts Böses gethan im Leben. Wovor solltest du dich fürchten, dachte er, so doch Gott überall bei dir ist? Und mit diesem Gedanken ging er ruhig zum Grabe, darauf Wache zu halten, wie er versprochen. Es regte sich auch die ganze Nacht nichts Schlimmes, und der Mond schien so freundlich darauf nieder, als schlummere darunter

ein guter Christ, weshalb der Arme auch ungefährdet beim ersten Morgenrot zu seiner Hütte schlich. Auf gleiche Weise ging es auch die zweite Nacht. Allein am dritten Abend war dem armen Manne so bänglich zu Mute, daß er sich vor Unruhe nicht zu lassen wußte und hoch erfreut war, als er an der Kirchhofsmauer einen alten Krieger sah, der sein Abendpfeifchen rauchte und noch immer seinen Mantel und die weiten, großen Stiefeln trug, welche er in mancher Schlacht getragen hatte. Der alte Krieger mochte sich sein letztes Ruhebettlein aussuchen wollen auf dem Gottesacker und fragte verwundert den andern, was ihn noch so spät zu dieser Stätte treibe. Es war bald erzählt und auch die Angst nicht verschwiegen, die ihn nun beim Beginn der dritten Nacht quäle. Darauf sprach der alte Krieger: „Wo es Wacht zu halten gibt, da bin ich dabei, ich habe wohl noch auf einem schlimmeren Posten gestanden, denn hier. Topp, Freund, ich bleibe bei dir und wenn es was zu verdienen gibt, oder was zu leiden ist, halb Part!“ — Wer war froher als der arme Mann, daß er auf einmal einen so treuen Gefährten bekommen hatte. Man setzte sich zusammen in das Gras und plauderte ganz wohlgemut. Aber gegen Mitternacht verfinsterte sich der Himmel, und mit schrecklichem Getöse erschien eine furchtbare Gestalt. „Hinweg von diesem Grabe!“ so donnerte sie den beiden Wächtern zu, „der ist mein, der unter diesem Hügel schläft, und mein ist seine Seele!“ — Im Anfange wollte bei diesen Worten den armen Mann ein Grauen überfallen, doch da er seinen Gesellen so unverzagt sah, kehrte auch bei

ihm der Mut und das Gottvertrauen zurück, und mit lauter Stimme rief er: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Hebe dich weg von mir, Satanas!“ — Da der Teufel merkte, daß er mit Gewalt die beiden nicht vom Grabe herunter brächte, nahm er zur List seine Zuflucht. Er lobte ihre Treue und ihre Wachsamkeit und versprach ihnen endlich Geld, wenn sie ihm die Seele des reichen Mannes überließen. „Wohlan,“ sagte der alte Krieger, „ich bin's zufrieden und mein Kamerad auch; gibst du uns diesen Stiefel voll Gold, so magst du das Grab mit allem was darin ist, nehmen.“ Dabei hatte er den einen großen, weiten Stulpstiefel ausgezogen und hielt ihm dem Bösen hin. „Haha!“ lachte dieser, „geht ihr jetzt in euch und werdet zahm? Nun, wartet einen Augenblick, gleich will ich das Geld holen.“ — Unterdessen der Teufel fortging, um das Geld zu holen, nahm der alte Soldat ein Messer und schnitt den Schuh vom Stiefel rund herum ab, so daß er nur den Stulpen noch in der Hand hielt. Jetzt kam der Böse zurück und trug einen Haufen Goldes in seinem Mantel. Rasselnd warf er die Goldstücke in den Stiefel, aber sachte fielen sie durch den Stiefel hindurch in das hohe Gras. „Der Stiefel ist noch nicht voll,“ rief der Krieger. Der Teufel ging wieder fort und brachte Gold zum andernmal. „Es fehlet immer noch,“ sprach der Soldat und hielt seinen Stiefel hin. Da ging der Teufel zum drittenmale und holte mehr. „Auch dieses schickt noch nicht,“ sagte der alte Krieger. Da wollte der Teufel voll Zorn diesem den Stiefel aus der Hand reißen, doch — in dem Augen-

blick krähte der Hahn, und der erste Strahl des Tages zeigte sich. Mit einem fürchterlichen Geprassel fuhr bei diesen Zeichen der Teufel durch die Luft und hat sich niemals wieder sehen lassen. Die beiden Wächter aber freuten sich der gelungenen List, wodurch sie den Teufel so lange aufgehalten hatten und rafften das viele Gold vom Boden auf. Doch als sie jetzt es teilen wollten, da sagte der alte Soldat zum armen Manne: „Weißt du was, Bruder, behalte das ganze Geld; ich bin ein alter Kerl nnd habe wohl nicht mehr lange zu leben, Frau und Kinder habe ich auch nicht; ich will zu dir ziehen, du sollst mich für das Geld in meinen alten Tagen pflegen; ich meine, es müßte bei dir gut wohnen sein, denn du hast ein reines Gewissen und ein zufriedenes Herz.“! Und so zog der alte Krieger zum armen Manne, und sie lebten alle zusammen froh und fröhlich bis an ihren Tod.

Ph. Hoffmeister.



Eckbert von Grifte.



Es war im Jahre 1370, also zur Zeit, da Landgraf Heinrich*) noch am Leben und Hermann noch Mitregent war, als der Erzbischof Gerlach von Mainz, der auch wohl meinen mochte, daß die letzte Stunde für das hessische Fürstenhaus geschlagen habe, ins Hessische einfiel. Gudensberg suchte er zuerst mit stürmen-

*) Heinrich II., der Eiserne. 1328—1377.

der Hand zu erobern. Schon ist ihm das untere Schloß, die Wenigenburg, durch den Hauptmann Henne von Wehren übergeben, und sicherlich wäre die ganze Stadt in seine Hände gefallen, hätte ihm nicht der tapfere Verteidiger der Obernburg, Eckbert von Grifte, entgegen gestanden. Mit heldenmütiger Tapferkeit schlug dieser alle Angriffe der Mainzer ab, bot allen Aufforderungen zur Übergabe der Burg Trotz und erhielt sie so seinem Herrn. Da des Blutvergießens zu viel ward, so ging Hermanns Gemahlin, Johanna von Nassau, selbst vor die Burg und forderte Eckbert zur Übergabe derselben auf. Aber der wackere Hauptmann gab ihr zur Antwort: „Gnädige Frau, hebt euch hinweg alsobald, oder ich werde auf euch einwerfen als auf den Feind! Und käme mein gnädiger Herr selbst, er sollte in dieser Not nicht herauf. Ich getraue zu Gott, dieses Schloß meinem Herrn wohl zu erhalten, bis es Friede wird. Alsdann will ich es wie ein Biedermann und nicht eher verlassen.“ — So sprach der tapfere, biedere Kriegsmann. Der Erzbischof aber, durch solchen Mut erschreckt, zog mit seinem Heere wieder ab. Mit gleichem Mute verteidigte der tapfere Eckbert von Grifte dieselbe Stadt 1387 gegen die vereinigte Heeresmacht, welche der Herzog von Braunschweig, der Erzbischof Adolf von Mainz und der Landgraf Balthasar von Thüringen ins Hessenland geführt haben. Für diese Treue und Tapferkeit lohnte ihn sein Herr mit der Burg Falkenstein im Langenberg, wovon jetzt nur noch Spuren vorhanden sind.



Der Odenberg.



Was guckst Du mir durchs Fensterlein
So lustig in das Zimmer,
Lockst mich hinaus in Wald und Hain
Mit deinem goldenen Schimmer,
Du lieber Wonnemonat Mai,
Dem Rufe folg' ich gerne!
Es drängt mein Herz, von Sorgen frei,
Mich in die sonnige Ferne.

Zu Hut und Stab greif' ich geschwind
Und gebe mich ans Wandern
Zum Berge, den ich schon als Kind
Geliebt wie keinen andern,
Zum Odenberge wohlbekannt,
Dem wundersagenreichen.
Ihm kann im ganzen Hessenland
Kein anderer sich vergleichen.

Lang hebt er aus der Ebene sich
Gleich einem Riesengrabe;
Und noch mit Ehrfurcht nah ich mich
Ihm heut' wie einst als Knabe. —
Ein Grab, fürwahr, heißt er mit Recht,
Denn tief in seinem Schoße —
Das weiß der Hessen treu Geschlecht —
Schläft Kaiser Karl der Große.

Des Frankenvolks gewaltiger Held,
In grauer Vorzeit Tagen
Hat er im Odenberger Feld
Die größte Schlacht geschlagen.
Nun sitzt er drin im Bergesschacht
Und schlummert der Jahre sieben.
Dann aber wird die lange Nacht
Vom goldenen Tag vertrieben.

Und wem's gelingt, am Bergeshang
Die Wunderblume zu pflücken,
Der mag im tiefen Bergesgang
Den alten Kaiser erblicken,
Der sieht in schimmernder Pracht fürwahr
Ihn auf krystallenem Throne,
Mit silberweißem Bart und Haar
Und mit der güldenen Krone.

Er winkt dich lächelnd zu sich herein
Wohl in die weiten Gänge;
Wie blitzt und gleißt das edle Gestein,
Das rote Gold in Menge.
Ja, selbst des Kaisers Angesicht,
Wie leuchtet es so milde,
Schier gleich dem goldenen Sonnenlicht
Da draußen im Gefilde.

Und wenn er winkt mit seiner Hand,
Dir von dem Schatz zu spenden,
Wirst du der reichste Mann im Land,
Kaufst Zinsen dir und Renten.

Nur in dem Drang nach Golde darfst
Das Eine du nicht versehen:
Wenn du die Blume von dir warfst,
Ist's um den Schatz geschehen. —

So hofft auch ich, nach Kinder Art,
Die Blume einst zu finden.
Doch da ich mählich älter ward,
Sah ich die Hoffnung schwinden;
Und hab' im Rausch der Jugend gar
Des lieben Bergs vergessen,
Da ich der Heimat ferne war
Und fern dem Land der Hessen.

Nun kehre ich als Mann zurück
Zum Odenberg, dem alten,
Nicht sucht die Blume mehr mein Blick
Um Gold in Fesenspalten.
Doch was im Thale mir gelacht,
Beglänzt vom Sonnenscheine,
Das hat mich reicher noch gemacht,
Als Erz und edle Steine.

Mir liegt im goldnen Sonnenstrahl
Der ganze Gau zu Füßen;
Es kann der Blick mit einem Mal
Das weite Land umschließen.
Und dich vor allem grüß' ich dort,
O alte Stadt der Chatten!
Wie steigst du auf, mein Heimatsort,
Im Kranz von grünen Matten.

Du lehnst so still am Berge dort,
Als waltete der Frieden
Des hohen Gottes fort und fort,
Des Name Dir beschieden,
Du Heimat, wo der Liebe Hauch
Die Jugend mir umhegte,
Und wo ich möchte, daß man auch
Mich einst zu Grabe legte.

Doch weg! Laß heut' die Thräne nicht
Umschleiern dir die Augen!
Es will im hellen Sonnenlicht
Melancholie nicht taugen.
Hörst du? — schon tönt der Pauken Klang,
Der Flöten und der Geigen.
Schon stellt man an des Berges Hang
Sich auf zum lustigen Reigen.

Sieh nur die Mägde schlank und hoch,
Wie schau'n sie so verwegen!
Sie würfen sich wohl heute noch
Dem Römerfeind entgegen,
Wenn um das Dorf der Kampf entbrannt
Die Schlacht verloren wäre, —
Und schwängen mit gewalt'ger Hand
Das Schwert um ihre Ehre.

Und auch die Männer sind nicht fein,
Zum Streite leicht zu regen;
Dann schlagen sie gewaltig drein
Mit ungefügen Schlägen.

Doch bieder sind sie, schlicht und recht,
In Sitten streng gemessen,
Ein urgermanisches Geschlecht,
Der edle Stamm der Hessen.

Und wie des Volkes Herze schlug
Bereits vor tausend Jahren,
So woll' es Gott vor Lug und Trug
Auch fernerhin bewahren.
Noch manches lange Säkulum
Woh'n es und baue Häuser
Um seinen Odenberg herum,
Und glaub' an seinen Kaiser!

Hugo Brunner.



Kaiser Karl im Odenberg.



In unserem Hessenlande haben wir einen Wunderberg, in dem ein deutscher Kaiser bis auf diesen Tag im Zauberschlaf liegt samt seinem ganzen Heer. Das ist der Odenberg bei Gudensberg, wo Kaiser Karl der Große — das Volk nennt ihn den Carles quintes — eingeschlossen ist mit Roß und Reisigen. Das ist geschehen in den Tagen, wo der große Kaiser aus dem Frankenstamme mit dem Sachsenvolk Krieg führte um des Glaubens willen. Auf dem Odenberg freilich waren die heidnischen Opfersteine schon verschwunden, und die heilige Donnereiche bei dem nahen Geismar hatte den Streichen der Christenboten unterliegen müssen. Aber

nur wenige Stunden weit war es ja von hier bis zur Sachsengrenze, die über den Brand hinzog, da, wo Hohenkirchen jetzt weit in das Land leuchtet. Und in dem Sachsenlande gab es der Heiden noch viele, mit denen der alte Kaiser im Kampfe lag. Eines Tages hatte Karl in der Nähe des Odenberges eine heiße Schlacht geschlagen, wo das Blut in Strömen floß, daß es tiefe Furchen riß in den roten Erdboden. Der tapfere Kaiser mußte am Ende vor der heidnischen Übermacht weichen, und als ihm nun die Feinde auf der Ferse folgten, da rief er in seiner tiefen Not um Rettung zu dem Christengott. „Drüben der wilde Scharfenstein," sprach er, „erbarmte sich einst über die heidnischen römischen Legionen und nahm sie auf in seinen schützenden Schoß, und du wolltest deine treuen Knechte verlassen?" Und siehe, da that sich plötzlich der Berg auf und ließ ihn ein mit seinen Scharen. Da kann nun der wackere Kaiser ruhen vor seinen Feinden, und auf daß er keine Not leide, wächst in dem Berge Korn und Obst für seine Mannen und Futter für die Rosse in reicher Menge, und die Kammern liegen voll Hafers, den die Troßknechte sorgsam geschwenkt und gereinigt haben. Alle 7 Jahre verläßt der Kaiser in der Geisterstunde den Berg mit seinem Heere. Da hört man weit und breit das Wiehern und den Hufschlag der Pferde und das Klirren der Waffen und den Schall der Kriegshörner. Aber nur die Sonntagskinder sehen den unabsehbaren Zug der blutigen alten, mit Wunden und Narben bedeckten Recken und schauen voll Grauens, wie einem ein Arm fehlt, einem andern ein Bein, und wieder einer das Haupt in Scherben um

sich herumträgt. Nun geht es nach dem Glisborn, wo die Rosse getränkt werden, da hält der Kaiser, umgeben von seinen Paladinen, eine nächtliche Heerschau ab auf dem Blachfelde, wo zahllose Helme schimmern im Mondenlichte, und dann zieht die Schar wieder zurück nach dem Odenberge. Ehe die Mitternachtsstunde schlägt, ist das Heer zurückgekehrt, und der Berg schließt sich wieder hinter dem Kaiser und seinen Mannen. Und wenn ein Reiter, der zufällig des Morgens daher kommt, unversehens in den Zug hineingerät, dann geht es ihm wie jenem Bauersknecht aus der Mühle, der mit dem Heere sieben Jahre im Berge aushalten mußte und bei seiner Heimkehr meinte, es wäre nur eine Nacht vergangen seit seinem Verschwinden. Dann ist es wieder still auf dem Odenberge wie zuvor, und man wird nichts gewahr von dem eingeschlossenen Kaiser, nur daß wohl einmal ein Ackerpferd am Fuße des Berges plötzlich einen Haufen des schönsten Hafers vor sich sieht, der aus einem Bergesspalt herausgeworfen ist, oder daß ein kleines Mädchen von Gudensberg, das Erdbeeren sucht, auf einmal den Boden schüttern fühlt unter seinen Füßen und eilends nach der Stadt flieht unter dem Angstruf: „Der Quintes kommt, der Quintes kommt."

Nach Dr. Wilhelm Falckenheiner.



Dich segne Gott.



Hoch droben von des Odenberges Gipfel
Begrüßt mein Blick das alte Hessenland,
Hinschweifend über dunkelgrüne Wipfel.

Es rollen über golddurchsetzten Sand
Des wilden Edderstroms smaragdne Wellen,
Umsäumt von des Gebirgs blauduftgem Rand.

Wie weißes Silber perlen Gliesborns Quellen,
Vom Rosse Kaiser Karls entlockt dem Grund,
Und in den Quellen spiegeln sich Libellen.

Rings, fernenweit, liegt eines Kranzes Rund
Von blühnden Auen, Wald und Bergesrücken,
Belebt vom Hauch aus holdem Märchenmund.

Ein Paradies liegt vor mir zum Entzücken,
Ein Paradies, — das eine Heldenzeit
Und urgewalt'ge Heldensagen schmücken.

Hier floß der Römer Blut in heißem Streit,
Denn unbezwingbar war die Kraft der Chatten,
Der Kriegskunst Meister, ewig kampfbereit.

Auf diesen waldumgrenzten grünen Matten
Einst hielten sie für Krieg und Freiheit Rat
Und sprachen Urteil in der Eichen Schatten.

Hier streute Winfried aus die erste Saat,
Die deutschem Land der Menschheit Heil verkündet,
Und hier zuerst ward Luthers Wort zur That.

Hier schlug, dem stolzen Chattenvolk verbündet,
Der große Karl des Heidenkönigs Heer
Und hat die Größe Deutschland hier begründet.

Von hier, dem Boden christgerman'scher Wehr,
Belebt sein Geist das Volk zu Heldenthaten,
Und seine Seele segnet Schild und Speer.

Hier zieht er um den Berg durch goldne Saaten
In jedem Quintenjahre, hoch zu Roß,
Vom ritterlichen Roland recht beraten.

Und wenn der Strom der Treue jemals floß,
Gleich wie geläutert Gold durch Menschenherzen:
Hier steht ihr Denkmal in dem Bergkoloß.

Denn treu in tausend Freuden, tausend Schmerzen,
Hob hier das Volk die schwertbewehrte Hand,
Ein Bild, Sturmwettern trotzend, wie aus Erzen;

Dich segne Gott, mein schönes Hessenland!

Carl Preser.



Das durstende Heer.



Einst war Karl der Große mit seinem Heere in die Gebirge der Gudensberger Landschaft eingerückt, siegreich, wie einige hier erzählen, nach anderen fliehend. Die Krieger schmachteten vor Durst. Der König saß auf schneeweißem Schimmel; da spornte er sein Pferd, daß es mit dem Hufe heftig auf den Boden trat und einen Stein aus dem Felsen schlug, in welchem die Spuren seines Trittes zurückblieben. Aus der Öffnung sprudelte mächtig eine Quelle; das ganze Heer wurde getränkt. Das Wasser dieser Quelle, welche Glisborn heißt und an der Morgenseite des Odenberges liegt, ist hell und eisig kalt und besitzt die Eigenschaft, daß es ohne Seife rein wäscht. Der Stein mit dem Huftritt ist in die Gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzt und noch heute zu sehen.

Lyncker.



Sieben Jahre im Odenberge.



Ein Müllerbursch hatte für seinen Herrn Frucht über Land gefahren und wollte am Abend mit seinen beiden Pferden nach der Mühle zurückkehren. Es war just an einem Tage, wo der Karlquintes seinen Umritt hält, was er alle sieben Jahre nur einmal thut. Den Burschen führte sein Weg am Odenberge vorüber, und da er nicht ganz frei von Furcht war, so sang er eine lustige Weise, um sich die Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen. Aber plötzlich vernahm er ein dumpfes Geräusch, wie von fernem Trommelschlag und Pfeifenklang, vermischt mit Waffengerassel und Pferdegetrappel, und immer näher und näher kam's, bis das zweifelhafte Licht des Mondes ihn erkennen ließ, daß ein langer Zug berittener Krieger am Bergesabhang dahinsausete. Karlquintes ritt an ihrer Spitze, auf seinem weißen Roß, das mächtige Schlachtschwert in der Rechten tragend. Der Bursche trieb seine Pferde an und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, aber die Pferde versagten ihm diesmal den Gehorsam; sie hatten nicht sobald den langen Zug der Reiter wahrgenommen, als sie in gestrecktem Galopp, über Stock und Stein, über Gräber und Hecken setzend; darauf losjagten und sich — es waren alte Kavalleriepferde — laut wiehernd mit in Reih und Glied stellten. Den Burschen überlief es kalt inmitten der grausigen Kriegerschar, doch wie er auch Sporn und Peitsche gebrauchte, seine Pferde hielten gleichen Schritt mit den anderen, jagten mit ihm um den Berg herum

und wurden endlich vom Strom mitgerissen, als das Heer seinen Einzug in die düstern Hallen des Berges hielt, der darauf für sieben Jahre wieder seine Wände schloß.

Lange harrte der Müller daheim des Burschen und seiner Pferde, all' sein Suchen und Forschen blieb indessen ohne Erfolg und so hielt er sich endlich für betrogen und geprellt, und mietete einen anderen Knecht.

Es war an demselben Tage, an welchem vor sieben Jahren der Bursche über Feld gezogen, als um die Mittagsstunde Hufschlag vor der Mühle erscholl. Der Müller sprang ans Fenster: das war sein alter Bursche wie er leibte und lebte! So frisch, gesund und jung wie vor sieben Jahren und seine Pferde waren noch wie damals, als er sie zuletzt gesehen.

„Herr!" flehte der Bursche, „nehmt mir's nicht übel, daß ich über Nacht ausgeblieben bin." — „Über Nacht, sagst du Schelm! Das wäre mir eine lange Nacht von sieben Jahren!"— Herr, als ich gestern abend am Odenberge vorüberzog, hielt der Karlquintes seinen Umritt, die Pferde gingen mir durch und rissen mich mit in den Berg hinein, und so mußte ich über Nacht unten bleiben." — Da ging dem Müller ein Licht auf, er hatte schon mehr gehört, daß Menschen sieben Jahre in dem Berge gesteckt und nicht anders geglaubt hatten, als daß es nur eine Nacht gewesen wäre, und er nahm den Burschen wieder an.

Lyncker.



Der Odenberg.



Vor einigen Jahren gingen mehrere Kinder auf den Odenberg, der nicht weit von der Stadt Gudensberg ist, um Beeren zu suchen. Fröhlich durchstreiften sie die Gebüsche, allein mit einem Male stand ein hoher geharnischter Ritter vor ihnen mit einem langen Pallasch und einem prächtigen Federhut. Die Kinder wußten vor Angst nicht, was sie anfangen sollten, krochen hierhin und dorthin und kamen spät abends erst wieder nach Hause. Sie erzählten viel den Eltern von der Erscheinung, allein was diese zu bedeuten habe und wer es gewesen, wußten sie nicht zu sagen. Ph. Hoffmeister.



Der Hirt am Odenberge.



Einst hütete ein Hirt namens Heinrich Brede Schweine am Odenberge. Er hatte ein abgezehrtes Tier in seiner Herde, bei dem lange keine Nahrung gesegnet war. Dieses Tier entfernte sich seit einiger Zeit an jedem Mittage von den übrigen, kehrte spät zurück, ward jedoch zu des Hirten großer Verwunderung täglich fetter. Er gewahrte, daß es seinen Lauf nach der obersten Höhe nahm, folgte ihm eines Tages, wand sich durchs Gesträuch fort und erblickte hier eine noch nie gesehene wunderschöne Blume. Vergnügt

über solchen Fund, pflückte er die Blume und steckte sie an seinen Hut. Da sah er vor sich in der Bergeswand eine eiserne Thür. Neugierig machte er dieselbe auf, schritt hinein und befand sich allda in einer Kammer, wo er sein Schwein traf, wie es an hoch getürmten Haufen Hafers stand und fraß. Eine zweite Thür ließ den unerschrockenen Mann zu einer zweiten Kammer ein. Da aber blieb er betroffen stehen, denn seine Blicke schwammen über große Haufen goldener und silberner Münzen, und alles erglänzte rings um ihn herum.

Lange zagte der Hirte, was zu thun; dann faßte er sich ein Herz, nahm seinen Hut ab, setzte sich nieder, beugte sich über die Schätze hin, füllte hurtig alle Taschen und ergriff, was er nur tragen konnte. Und so ging er eilends zurück und gedachte seines Hutes nicht. Da rief eine Stimme hinter ihm her: „Vergiß das Beste nicht!" Aber unverstanden blieb ihm der Sinn, und der Flucht nur gedachte er fürder.

So kam er durch die äußere Thür; doch mit solcher Gewalt schlug der Flügel hinter ihm zu, daß ihm die Verse noch schmerzte. Und im Augenblick war alles verschwunden.

Jetzt erst vermißte er den Hut mit der Wunderblume und merkte, daß diese der Schlüssel zum Berge wäre.

H. Pfister.



Ein Schmied sieht in den Odenberg.



Ein Schmied suchte in den Hecken des Odenberges nach einem Weißdorn zum Hammerstiel; plötzlich entdeckte er ein vorher nie wahrgenommenes Loch in dem Steingefälle, trat hinein und stand in einer neuen Wunderwelt. Starke Männer kegelten da mit eisernen Kugeln. Der Schmied schaute ihnen zu; sie forderten ihn auf mitzuspielen, was er aber ablehnte, da die eisernen Kugeln seinen Händen zu schwer wären. Die Männer blieben aber freundlich und sagten, er solle sich ein Geschenk wählen. Der Schmied bat um eine der Kugeln, trug sie heim und legte sie unter sein Eisengerät. Als er sie nun später verschmieden wollte und rot geglüht hatte, zersprang sie auf dem Amboß in Stücke, und jedes Stück war eitel Gold. So oft er auch wiederkam, die Öffnung fand er aber nimmer; jenes Mal hatte er eben den Tag getroffen, an welchem der Berg den Menschen offen steht. Für Sonntagskinder soll er an gewissen Tagen des Jahres geöffnet sein; sie erblicken einen langbärtigen Mann, der einen Metallbecher in der Hand hält. Inwendig im Berge werden sie beschenkt.

Grimm.



Der Scharfenstein.*)



Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben;
Das rauscht so dumpf, das klirrt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreisend hebt und aufthut aller Orten.

Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen;
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel weh'n im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das bleiche Heer geschwinde.

Fort brausen sie ins lange Thal, daß helle Funken springen;
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Sturmes Schwingen:

*) Dr. Fr. Seelig sagt über dieses Gedicht in den „Touristischen Mitteilungen" Jahrg. II, Nr. 5: „Mit dichterischer Freiheit hat Dingelstedt den geschichtlichen Einfall der Römer unter Germanikus verquickt mit der am Odenberge haftenden Sage vom Heere des „Carle Quintes" und mit reger Phantasie diese düsteren Felstrümmer gestempelt zu einem trutzigen Totenmal für Romas stolze Legionen. Franz Dingelstedts Gedicht ist nichts als Poesie, die echte Sage weiß nichts davon". — Es sei bei dieser Sage, wie bei allen geschichtlichen, auf die „Einleitung", S. 4 oben hingewiesen.

„Ins Vaterland! Zum Tiberstrand! Die Stunde hat geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, so woll'n wir's nimmer wagen."
Der Scharfenstein, der weiß die Mär' aus alten Römertagen.
Da ward an seinem steilen Fuß die beste Schlacht geschlagen,
Da mußt' die Erde, purpurrot, gar viel des Blutes trinken
Und Romas Adler, sieggewohnt, in deutschem Staube sinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen.
Vom Feind' und Felsen aller Seit' die Römer eingeschlossen;
Hei! flogen ihre Hiebe nicht und stürzten nicht die Glieder,
Wie Ähren in dem Weizenfeld mäht sie die Sense nieder!

Da warf sich in der höchsten Not mit flehender Gebärde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder an die Erde:
„So rette du, du bester Gott, du größter uns vor Schande,
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in dem Barbarenlande!"

Und ihm zur Rechten donnert's laut. Es blitzt aus Jovis Brauen.
Im Nu zerspaltet sich der Berg, entsetzlich anzuschauen;

Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunklen Felsenrissen,
Und drüben sieht man, starr und stumm, den Scharfenstein sich schließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborst'ner Gruft die Römer sich erheben;
Den Weg gen Süden zieh'n sie hin, ein langes Heer von Leichen;
Sie zieh'n und können nimmermehr der Reise Ziel erreichen.

Und bei dem ersten Hahnenschrei, dann kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Pforten;
Die öffnen sich, wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen
Und thun sich ob dem letzten Mann ganz totenstill zusammen.

Dingelstedt.



Scharfensteiner Zauber.



Unweit Gudensberg, nahe der Heerstraße, welche nach Cassel führt, erhebt sich ein hoher kahler Basaltfelsen, der Scharfenstein genannt. In diesem befindet sich eine gar schöne Jungfrau und viele kostbare Schätze.

Nur nach sieben Jahren, an einem bestimmten Tage, gewinnt sie Leben und verläßt das dunkle Grab des Felsens, um an das Licht des Tages zu treten. Dann nieset sie siebenmal, und wer ihr siebenmal ein „Gott helf" zuruft, der hat nicht nur die Jungfrau aus ihrem Banne befreit, sondern gewinnt auch dadurch alle in dem Felsen verborgenen Schätze. Einst hörte sie ein Fuhrmann niesen und rief sechs mal sein „Gott helf", als er aber zum siebenten Male ungeduldig statt dessen einen Fluch ausstieg, verschwand die Jungfrau.

G. Landau.



Die Glocke von Harle*).



Es tönt die Harler Glocke
Ins Hessenland hinein —
Die Glock', die lang vergraben
Im Wald lag, im Gestein.

Zum letzten Male rief sie
In bittrer Qual und Not. —
Die Hand, die sie geläutet,
Verfiel dem schwarzen Tod.

Und andre Zeiten zogen
Herauf im Deutschen Land
Und viel Geschlechter sanken,
Bis man sie wiederfand.

---

*) An der Schwalm im Kreise Melsungen.

So tönet keine zweite
Ringsum im Chattengau —
Wie Stimmen toter Ahnen,
Aus Fernen ernst und grau.

So mächtig und so wissend,
Vergangner Schmerzen voll,
Wie lang verhalt'ne Liebe
Und lang verhalt'ner Groll.

Charfreitagsleid und Ostern —
Den Frieden und die Pein —
Tönt laut die Harler Glocke
Ins Hessenland hinein.

Th. Keßner.



Bonifazius rettet Fritzlar.



Als im siebenjährigen Krieg die Franzosen in Fritzlar lagen, erschien einst der Feind vor den Mauern und beschoß die Stadt mit solcher Heftigkeit, daß die Bürger schier verzweifelten und in laute Klagen ausbrachen. Plötzlich verbreitete sich wie eine Himmelsbotschaft die Kunde, Bonifazius sei wiedergekommen, seine Stadt aus ihrer Bedrängnis zu retten. Alle strömten dem Hadamarer Thore zu und sahen dort mit eigenen Augen den verehrten Heiligen, wie er, auf der Mauer stehend, mit einem weißen Tuche die Kugeln der Feinde auffing, die davon auf die Abschießenden zurückprallten. Und eine große Bangigkeit ergriff die

feindlichen Krieger, als sie viele der Ihrigen fallen sahen ohne daß von Fritzlar her auch nur eine Muskete abgeschossen wurde. Die Befehlshaber mußten den Sturm aufgeben und zogen mit ihren Scharen unverrichteter Dinge ab. Alsbald war auch Bonifazius wieder von der Mauer verschwunden.

Lyncker.



Abzug der Wichtelmännchen.



An der Schwalm bei Uttershausen liegt der Dosenberg; dicht am Ufer gehen zwei Löcher hervor, die waren von alters Aus- und Eingänge der Wichtelmänner. Zu dem Großvater des Bauern Tobi in Singlis kam öfter ein Wichtelmännchen freundlich auf den Acker. Eines Tages, als der Bauer Korn schnitt, fragte es, ob er in der künftigen Nacht für reichen Goldlohn Fuhren durch die Schwalm übernehmen wolle. Der Bauer sagte zu; abends brachte der Wichtel einen Sack voll Weizen als Handgeld in des Bauern Haus. Nun wurden vier Pferde angeschirrt, und der Bauer fuhr zum Dosenberg. Der Wichtel lud schwere, unsichtbare Lasten auf den Wagen, die der Bauer durchs Wasser auf das andere Ufer brachte. So fuhr er hin und wieder von abends 10 bis morgens 4 Uhr, daß die Pferde endlich ermüdeten. Da sprach der Wichtel: „Es ist genug, nun sollst du auch sehen, was du gefahren hast.“ Er hieß den Bauern über die rechte Schulter blicken: Da sah der Bauer, wie das weite Feld voll

von Wichtelmännchen war. Darauf sagte der Wichtel: „Viel tausend Jahre haben wir im Dosenberge gehaust, jetzt ist unsere Zeit um, wir müssen in ein ander Land; im Berge aber bleibt so viel Gold zurück, daß die ganze Gegend genug daran hätte.“ Dann lud er dem Tobi seinen Wagen voll Gold und schied. Der Bauer brachte mühsam seinen Schatz nach Hause und war ein reicher Mann geworden; seine Nachkommen sind noch vermögende Leute, die Wichtelmännchen aber für immer aus dem Lande verschwunden.

Grimm.



Tummelplatz der Wichtelmännchen.



Der Dosenberg hat oben eine Glatze, auf welcher nichts zu wachsen vermag: die Stelle ist von den Wichteln, die sich darauf herumgetummelt haben, verzaubert. Alle sieben Jahre, gewöhnlich an einem Feiertage, zeigt sich darüber eine hohe, blaue Flamme, die auf der Erde über dem Umfang eines großen Kessels brennt. Die Leute nennen sie das „Goldfeuer“: man hat es mit den Füßen weggestrichen, denn es hält keine Glut, aber vergeblich, der Teufel weiß immer durch ein neues Gaukelwerk doch irgend ein Wörtlein den Leuten von der Leber zu sprengen. Wer aber einen Schatz heben will, der muß es stillschweigend thun.

Grimm.



Das Kloster Breitenau.



Graf Werner von Grüningen (Gudensberg), der auf der Höhe von Holzhausen ein neues Schloß erbaut und zu seinem Sitze gewählt hatte, entschloß, weil er kinderlos blieb, aus seinen Gütern dem Himmel ein Haus zu stiften. Da gab ihm Gott ein Zeichen, wohin er bauen sollte, wie kurz zuvor ein ähnliches auch den Ort bestimmt hatte, wohin das berühmte Kloster Reinhardsbrunn am Thüringerwalde gegründet war. Allnächtlich wurde über dem grünen Bergkessel, wo sich die Edder mit der Fulda vereinigt, ein Glanz von sieben Lichtern und himmlischen Gestalten erblickt. Dahin baute Werner das Kloster Breitenau, das allmählich zu einem der ansehnlichsten in Hessen aufblühte, und in welchem nachmals auch Werners Leiche beigesetzt wurde.

Lyncker.



Der Liebenbach zu Spangenberg.



Die Stadt Spangenberg in Hessen erhält ihr Trinkwasser durch einen Bach, welches die gute Quelle des gegenüber liegenden Berges herbeileitet. Von der Entstehung dieses Baches wird folgendes erzählt: Ein Jüngling und ein Mädchen in der Stadt liebten sich herzlich, aber die Eltern wollten lange nicht zu ihrer Verheiratung einwilligen. Endlich gaben sie nach, unter der Beding-

ung, daß die Hochzeit erst dann solle gefeiert werden, wenn die zwei Liebenden die gute, frische Quelle von dem gegenüber liegenden Berge ganz allein herüber geleitet hätten; dadurch würde die Stadt Trinkwasser erhalten, woran sie bisher Mangel gelitten. Da fingen beide an, das Loch zu graben und arbeiteten ohne Unterlaß. So haben sie vierzig Jahre gegraben, als sie aber fertig waren, starben sie beide in demselben Augenblick.

Grimm.



Der Brunnen zu Spangenberg.



Merkwürdig ist der tiefe in den Berg gehauene Brunnen auf dem Schlosse Spangenberg, aus welchem das Wasser mittelst eines großen Rades, das zwei Esel in Bewegung setzten, heraufgewunden wurde. Gießt man Wasser in den Brunnen zurück, so dauert es eine geraume Zeit, ehe ein lautes dumpfes Brausen von unten herauf anzeigt, daß es auf dem Wasserspiegel angekommen ist. — Vor langer, langer Zeit wohnte ein Ritter hier auf dem Schlosse, der einmal zwei Männer gefangen hielt; diese wußten, daß oft Wassermangel auf der Burg war und erboten sich, einen Brunnen zu graben, wenn der Burgherr ihnen alsdann die Freiheit schenken wolle. Der nahm sie beim Wort, und sie gruben darauf den noch vorhandenen Brunnen und erlangten dadurch ihre Freiheit wieder.

Lyncker.



Otto der Schütz.



Landgraf Heinrich der Eiserne von Hessen hatte zwei Söhne, Heinrich*) und Otto. Den ersteren bestimmte er zu seinem Nachfolger, Otto aber zum geistlichen Stande und schickte ihn deshalb mit stattlichem Gefolge auf die hohe Schule nach Paris. Der junge Prinz war stark an Leib und Gliedern, schön und ansehnlich von Person, fröhlich in seinem Gemüte, sittsam von Gebärden und freundlich in Worten; er liebte die Jagd und war als trefflicher Bogenschütze weit und breit bekannt. Weil er zu einem stillen Leben und zum geistlichen Stande wenig Neigung hatte, entfernte sich der Prinz in Köln von seinen Begleitern, kaufte sich zwei gute Rosse, einen guten Harnisch und eine starke Armbrust und begab sich an den Hof des Grafen Dietrich von Cleve und trat unter Verbergung seiner wahren Herkunft als Schütze in die Dienste des Fürsten. Durch seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, sowie durch sein ritterliches Wesen erwarb sich Otto bald die Liebe und Achtung seines Fürsten, so daß ihn der Graf zum Hauptmann über die Schützen setzte und ihm vier Pferde gleich einem Edelmann unterhielt, aber was Otto noch mehr erfreute, war, daß er die Liebe der herzoglichen Tochter, der schönen und tugendhaften Elisabeth gewann.

---

*) Die Geschichte kennt keinen zweiten Sohn Heinrichs des Eisernen.

So verstrichen einige Jahre. Da begab es sich, daß ein hessischer Edelmann, Heinrich von Homberg, der auf einer Wallfahrt nach Aachen begriffen, an dem clevischen Hofe erschien, um seinen ehemaligen Herrn, den Grafen, zu besuchen, bei dem er vor Zeiten als Edelknabe gedient. Im Schloßhofe begegnet er Otto dem Schützen, erkennt ihn sogleich und verneiget sich vor ihm in aller Ehrerbietigkeit, wie es einem Fürsten gebühret. Das sah der Herzog, der gerade am Fenster stand, und wunderte sich sehr, daß der Ritter seinem Schützen solche Ehre erwies. Er erfuhr nun von dem Ritter, daß Otto ein geborener Landgraf von Hessen sei und demnächst das Land erbe, da sein älterer Bruder gestorben und sein Vater schon sehr alt sei. Da ließ er Otto vor sich kommen und vernahm nun auch aus dessen Munde, welcher Herkunft er sei. Nun, nachdem er die wahre Herkunft Ottos erfahren, weigerte er sich nicht mehr, ihm seine Tochter Elisabeth zur Gemahlin zu geben. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert war, kehrte Otto in sein Vaterland zurück und ward von seinem Vater freudig empfangen. Spangenberg erhielt er zur Residenz, und in den wildreichen Wäldern lag er eifrig dem Weidwerk ob. Leider fand Otto am 10. Dezember 1366 einen frühen und plötzlichen Tod.*)

---

*) Otto war im Jahre 1322 geboren. Die Ursache seines plötzlichen Hinscheidens ist in Dunkel gehüllt. Wie erzählt wird, fand er seinen Tod durch einen Sturz vom Pferde. Andere aber berichten, er sei an Gift gestorben, das ihm der Abt von Fulda, mit welchem er in Fehde lag, habe beibringen lassen. In der

Die weiße Jungfrau im Heiligenberge.



Unglaublich groß sind die Schätze, die tief im Innern des Heiligenberges verborgen liegen. Wär sie besäße, würde der reichste Mann der Erde sein. Aber es hat noch kein Sterblicher die Schlüssel zu diesen Schätzen gefunden, und der Einzige, dem sie geboten wurden, war thöricht genug, sie nicht zu nehmen. Dieser Einzige war ein Schäfer aus Gensungen, der einst an einem schönen Sommertage seine Herde den Berg hinauftrieb, als ihm plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Jungfrau in einem langen weißen Gewand erschien und ihm Zeichen gab, daß er ihr folgen solle. Bange schritt er hinter der seltsamen Erscheinung her; es öffnete sich vor ihnen eine Thür und sie traten in einen langen Gang. Dem Schäfer wurde ganz unheimlich zu Mut. Da drehte sich die Jungfrau nach ihm um, deutete schweigend auf einen Strauß Schlüsselblumen und suchte ihm durch Zeichen verständlich zu machen, daß er den Blumenstrauß an sich nehmen möge. Aber der Furchtsame hatte sich schon halb zur Flucht gewendet, mit wenigen Sätzen war er zur Thür hinaus, die alsbald mit lautem Gepolter hinter ihm zufiel. In

---

Carmeliterkirche zu Spangenberg liegt er begraben. Otto verpflanzte von Cleve nach Spangenberg einen Buchsbaum, welcher eine ungewöhnliche Größe erreichte. Im Jahre 1678 verdorrte derselbe, und Landgraf Karl ließ denselben nun abhauen, nach Cassel bringen und drechselte aus dem Stamm desselben Büchsenschafte, Schreibkästchen, einen Trinkbecher u. m. a.

demselben Augenblick hörte der Schäfer drinnen einen entsetzlichen Schrei, der ihm Mark und Bein durchdrang; dann war es wieder so still und einsam am Berg wie vordem, und der Schäfer sah weder die Jungfrau noch die Thür, durch die sie gegangen, jemals wieder. Der Blumenstrauß war der Schlüssel zu den Schätzen; hätte er ihn genommen, so wären all die goldgefüllten Kammern des Berges vor ihm aufgegangen, ihr Reichtum wäre sein und die Jungfrau erlöst gewesen.

Lynker.



Die Schlüsselfrau zu Felsberg.



Das Schloß Felsberg ist im dreißigjährigen Kriege zerstört worden. Lange zuvor wohnte daselbst eine Gräfin, welche im Besitze großer Schätze war, nnd beide, die Gräfin wie die Schätze, kann der, welcher die Gelegenheit beherzt ergreift, noch heute in einem unterirdischen Gemache des jetzt verfallenen Schlosses sehen. Von der Schlüsselfrau, wie die Felsberger sie nennen, erzählt man sich viel abenteuerliche Dinge. In der Neujahrsnacht zeigt sie sich am Schloßberge und winkt den Vorübergehenden, denn nicht eher wird sie erlöst, als bis der Schatz gehoben ist, welchen sie hütet. Manchem war dies Glück schon geboten, doch fehlte es immer zur rechten Zeit dem einen an Mut, dem andern an Verstand und Witz. Ein Mann aus der Stadt erblickte sie einst und bemerkte, daß sie ihm winkte. Er raffte all seinen Mut zusammen und folgte ihr in den

Turm des Schlosses, wo sie eine Treppe hinabstieg. Unten angekommen sah er Haufen Goldes aufgeschichtet. Auf dem Tische lag eine weiße Roße. Die Schlüsselfrau sagte, er möge nehmen, was ihm das Beste scheine. Da griff der Mann nach dem Golde statt nach der Rose und plötzlich war alles vor seinen Blicken verschwunden, und er sah sich in dunkler Nacht am Abhange des Schloßberges liegen. Der ausgestandene Schreck führte seinen baldigen Tod herbei; doch wendete er zuvor sein Vermögen an, um Ländereien im Felde von Gensungen zu kaufen und diese der Kirche zu schenken, mit der Bedingung, daß dafür Messen zum Seelenheil der ruhelosen Schlüsselfrau gelesen würden.

Lynker.



Die weiße Frau zu Homberg.



Die Stadt Homberg wurde einst hart belagert, und unter den Bürgern fanden sich sogar etliche, die es mit dem Feinde hielten. Auch der Türmer auf dem Schloßberge gehörte zu den Verrätern. Er konnte von seiner Wohnung aus die Bewegungen der Belagerer am ersten beobachten, und sein Amt erforderte es, daß er zu jeder Zeit der Stadt von einer drohenden Gefahr Kunde gab. In der Nacht aber, wo verabredetermaßen ein Sturm auf die Mauern von Homberg geschehen sollte, auch alles dazu vorbereitet war, unterließ der bestochene Türmer das Blasen mit dem Horn, und die Stadt wäre verloren gewesen, wenn nicht die Magd des

Türmers durch ihren angstvollen Ruf die Bürger aus dem Schlummer geweckt hätte. Sie konnte zwar nur auf der einen Seite des Schloßturmes das Wächterhorn erschallen lassen, da die andern drei Seiten vom Türmer verschlossen waren. Dieser stürzte die Magd, weil sie seine böse Absicht vereitelt, in den einundzwanzig Klafter tiefen Schloßbrunnen, aber die Feinde mußten unverrichteter Sache abziehen. Seit dieser Zeit erscheint alle sieben Jahre auf dem Schloß eine weiße Frau, und der Türmer darf bis heute nur auf drei Seiten die Stunde abrufen. Sollte er es wagen, auch auf der vierten Seite zu blasen, dann würde ihm die weiße Frau den Hals umdrehen.

Ph. Hoffmeister.



Der Verrat der weißen Jungfrau zu Homberg.



Als im Sommer des Jahres 1636 der General Götz mit einem großen Heere vor Homberg erschien, flüchtete sich ein Teil der Bürger in das Schloß, welches eine hessische Besatzung hatte. Die Stadt fiel den Kaiserlichen fast ohne Widerstand in die Hände, doch beschossen sie vergebens von einer benachbarten Höhe das Schloß; nach einem mißlungenen Sturme zog sich Götz nach Zennern zurück, um eine günstigere Gelegenheit abzuwarten.

Da erschien ihm in einer Nacht die weiße Jungfrau, welche noch bis auf den heutigen Tag im Hom-

berger Schloßberge haust, und verkündete ihm, auf dem Schlosse herrsche Wassermangel; eine Magd sei in den Brunnen gefallen und ihr Leichnam in Stücken wieder herausgeholt worden. Der Ekel habe der Besatzung den Gebrauch des Wassers verleidet, und sie hole nun ihren Bedarf außerhalb der Mauern aus einem Brunnen, welcher am Abhange des Schloßberges, gegen Mitternacht zu, hervorquelle; wenn man ihn auch diesen verlege, so sei sie zur Übergabe gezwungen.

Alsbald brach der Kaiserliche General wieder gegen Homberg auf, und er fand es, wie ihm verkündigt worden war. Da ließ er den Brunnen am Schloßberge mit totem Vieh zuwerfen, und der Besatzung blieb nichts übrig als dem Feinde sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.

Lyncker.



Der Ritter auf der Hundsburg*).



Auf der Hundsburg bei Arnsbach wohnte ein Herr von Hund, der ließ einst seinem Pfarrer zu Kleinenglis sagen, er möchte kommen und ein paar junge Hunde taufen. Der Geistliche wies das Ansinnen mit Entrüstung zurück, als eine Entweihung der Sakramente und seines Amtes. Darauf sandte der Ritter die gleiche Botschaft an den Pfarrer von Arnsbach, und dieser, klüger als sein Amtsbruder zu Kleinenglis, sagte bereitwillig zu, kam und taufte freilich keine jungen Hunde, aber

*) An der Schwalm im Kreise Fritzlar.

die Zwillingssöhne des Ritters, mit denen die gnädige Frau niedergekommen war. Für diesen Dienst erhielt der Prediger zu Arnsbach fünfzig Acker Land, welche er noch immer zu seinen Einkünften zählt.

Ph. Hoffmeister.



Die blinden Hessen.

(1427.)

Herr Landgraf Ludwig,*) zur Wehr, zur Wehr!
Denn Konrad, Wildgraf bei Rhein.
Der Mainzer Bischof, er bricht mit dem Heer
Im Lande zu Hessen ein.

Er hält euch, höhnend, noch für ein Kind,
Nicht reif für ein Schlachtenroß,
Und doppelt so stark, als die Unseren sind,
Ist sein gewappneter Troß!"

„Ihr Bürger und Bauern, und wird es auch schwer,
Zu schlagen den geistlichen Mann:
Heut' Landgraf noch — oder keiner mehr,
Nur wacker jetzt drauf und dran.

Es soll dem Bischof zu Mainz am Rhein
Kein Landgraf noch unterthan,
Kein hessischer Bauer noch Zinsmeier sein,
Drum vorwärts zur blutigen Bahn!"

*) Ludwig I., der Friedfertige, 1413—1458.

„Herr Landgraf, so haben auch wir es gemeint,
Der Väter würdig und wert,
Wir stürzen uns beide hinein in den Feind,
Heraus nur das blitzende Schert!

Die alte chattische Kraft und der Mut —
Sie blüh'n in den Enkelen fort;
Gott segne, Herr Landgraf, das hessiche But
Und euer heldmütiges Wort!“

Nun sprühen die Funken aus erzenem Schild,
Das Eisen wird heiß in der Faust;
Es kämpfen und jagen die Reiter so wild,
Daß dumpf der Boden erbraust.

Gerötet vom Blut ist bei Englis*) der Sand,
Die Mainzer, geschlagen, entflieh'n'
„Herr Landgraf, nun laßt uns wieder das Land
Mit unsern Pflügen durchzieh'n.“

Karl Preser.



Wechselbalg.



Einem Bauern von Welserode, namens Groß, der ausgegangen war an den Berg und nach dortiger Sitte mit seinem ganzen Haushalte in der Ernte schnitt, hol-

*) Der Kampf fand statt am 23. Juli 1427. Es wurden 200 Mainzer gefangen genommen und 400 gesattelte Pferde erbeutet.

ten die Wichtelmännchen dessen kleines Kind hinweg und legten ein Wichtelkind dafür hin. Da nun die Eltern dieses fanden, wußten sie nicht, wem es gehörte und wie sie es wieder los werden sollten, es weinte nicht und sprach auch nicht. Da gab man ihnen einen Rat, wie sie erfahren könnten, ob es ein Wichtelkind wäre.

Also haben sie es ans Feuer gelegt, sich hinzugesetzt, geplaudert und zu einander allerlei seltsame Dinge geredet, auch dies, daß sie nun in Eierschalen Bier brauen wollten und erfahren, wie das schmecke. Da solches das Wichtelkind gehört hatte, brach es übereilt sein Schweigen und rief: „Bin ich doch schon so alt geworden und weiß daß nicht!“ Da haben die Leute wohl gesehen, daß es ein Wichtelkind sei und nun weiter gesonnen, wie sie es los werden möchten. Sie fanden ein hartes Mittel: schlugen das arme Ding oft unbarmherzig; dann hörten sie es brausen und brummen in der Luft — doch nie schrie oder redete das Wichtlein. Endlich, da sie es wieder so jämmerlich schlugen, kam eine Wichtelin, die Mutter des Wichtlein, warf den Bauern deren Kind hin und nahm das eigne mit sich fort.

H. Pfister.



Heinze von Lüder.



Wie einst Eckbert von Griste seinem Herrn die Obernburg zu Gudensberg gegen die Gewalt der Feinde bewahrte, so hielt auch Heinze von Lüder seinem Land-

grafen die Festung Ziegenhain gegen die Gewalt des Kaisers. Der gefangene Landgraf Philipp hatte nämlich dem Kaiser versprechen müssen, ihm alle seine Geschütze auszuliefern und seine Festungen bis auf eine zu schleifen. Damit nun dieses geschehe, schickte der Kaiser den Grafen Reinhard von Solms zu Lich, einen Vasallen des Landgrafen, der sich in des Kaisers Dienst begeben, mit 100 geharnischten Reitern nach Hessen. Die Mauern und Wälle Cassels ließ er zerstören und Kanonen und Munition nach Frankfurt a. M. abführen. Ähnlich verfuhr er mit Spangenberg. Als er aber nach Ziegenhain kam, der Hauptfeste des Landes, da erklärte ihm der wackere Kommandant Heinze von Lüder: „Der freie Landgraf hat mir diese Festung übergeben, und dem freien Landgrafen werde ich sie überantworten," emfing ihn mit Kanonenschüssen und ließ ihn nicht ein. Obwohl der tapfere Ritter hier in seinem vollen Rechte war, denn Ziegenhain sollte nach den Bedingungen des Vertrages dem Landgrafen erhalten werden, so soll dennoch der Kaiser auf diese Nachricht gegen ihn die Drohung ausgestoßen haben, er würde ihn, sobald er in seine Gewalt käme, unter dem Thor der Festung aufhängen lassen. Um diese Drohung wahr zu machen, hatte Landgraf Philipp dem Kaiser den Tod des Getreuen versprechen müssen. Aber es hat der edle Fürst nach seiner Wiederkehr aus der Gefangenschaft dem braven Heinze von Lüder statt des kaiserlichen Strickes eine große goldene Kette um den Hals geschlungen, welche man noch lange Zeit in seiner Familie als Andenken an seinen Mut aufbewahrt hat.



Die belohnte Treue.



In Halle an der Saale Strand,
Was thut man nicht ums Leben,
Hat Philipp, Herr von Hessenland,
Dem Kaiser sich ergeben.
Der führt in Banden, hart und schwer,
Im weiten Reiche ihn hin und her
Fünf liebe, lange Jahre.

Des Kaisers Völker rücken an
In Landgraf Philipps Lande.
O Hessenmacht, du bist zu klein
Zu festem Widerstande!
Ein Städtlein nach dem andern fällt
In Feindeshand; nur eine hält
Noch treu die Löwenfahne.

Die alte Feste Ziegenhain
Hat Heinz von Lüder innen,
Trotz Sturm und Kugeln, groß und klein,
Kann sie kein Feind gewinnen.
Manch tapf'rer Mann beißt in das Gras,
Manch Fleckchen wird vom Blute naß,
Der Heinz bleibt unbewältigt.

Herr Moritz und das Zipperlein
Die haben den Kaiser bezwungen,
Ihm für Gefangene, groß und klein,
Die Freiheit abgerungen;

Auch Freiheit und das Hessenland
Für Philipp; doch in Kaisers Hand
Muß er dafür geloben:

Den Lüderheinz von Ziegenhain
In Bann und Haft zu zwängen,
Und ihn für all' die Treue sein
In Ketten aufzuhängen.
Ein Bote, Kaisers Aug' und Ohr,
Ritt mit dem Fürsten aus dem Thor,
Zu zeugen, ob's geschehen.

Der Landgraf kommt mit frohem Mut
In seine alte Feste.
„Wo bist du denn, mein treues Blut,
Mit deinem Heldenreste?“
Er ruft den Lüder unters Thor.
Was zieht er unterm Mantel vor?
Eine schwere goldne Kette.

Die schleift er recht mit Herzenslust
Dem ehrenhaften Streiter
Mit eigenen Händen um die Brust,
Zieht wohlgemut und heiter
Den Heinz vor Kaisers Aug' und Ohr
An güld'ner Kett' am Thor empor
Und läßt ihn bald hernieder.

Dann bindet er die Kette los,
Um sie dem wackern Degen
So güldenschwer, so stark und groß,
Um Hals und Brust zu legen:

„Wie deine Treue fest und lang,
So ist auch gegen dich mein Dank.
Geb' Gott viel' solcher Ritter!"

Des Kaisers Bote murrt und spricht:
„Was soll ich dazu sagen?
So will es doch mein Kaiser nicht!"
Doch Philipp: „Ich will's wagen;
Was ich versprach, hab' ich gethan.
Ich hab' den lieben, frommen Mann
In Ketten aufgehangen!" *)

---

*) Am 1. Oktober 1760 starb der fuldaische Geheime Rat Erhard Georg von Lüder, der letzte seines uralten, durch Heinz von Lüder berühmten buchischen Geschlechts. In dem Nachlasse des Geheimen Rates befand sich die goldene Kette, welche Landgraf Philipp der Großmütige dem tapfern und treuen Kommandanten Heinz von Lüder für dessen mannhafte Behauptung der Feste Ziegenhain gegen die demselben vom kaiserlichen Kommissar Grafen von Solms gestellte Zumutung der Übergabe erwehrt hatte. Heinz von Lüder starb am 23. Januar 1559 als erster Obervorsteher des Klosters Haina. Die goldene Kette verblieb als wertvollster Familienschatz im Besitze seiner Nachkommen, bis nach dem Tode des letzten Lüder die Verteilung des Nachlasses desselben unter Leitung des Amtmanns Becker zu Neukirchen bei Ziegenhain unter die Lüderschen Allodialerben: von Baumbach zu Kirchheim, von Schenk zu Rülserode und von Schenk zu Hermannstein vorgenommen wurde. Die Kette, welche aus 34 Kloben in der Größe eines großen Kugelringes bestand, die oval-rund waren und auf dem Rücken eine scharfe eingekerbte Erhöhung hatten, wurde nun in drei Teile gestückelt und die einzelnen Teile an die Allodialerben verteilt. Die letzteren erhielten 11, einer 12 Kloben.

(„Hessenland". F. Zwenger.)



Landgraf Karl von Hessen und Junker Hans Hose.

Eine Stunde südlich von Ziegenhain liegt im Thale der Antreff, einem Nebenflüßchen der Schwalm, das Dorf Leimbach. Von beiden Seiten steigen gesegnete Fruchtfelder in sanfter Anhöhe empor, und an den Ufern des Wassers entlang erstrecken sich treffliche Wiesen.

Hier in Leimbach lebte in der letzten Hälfte des 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ein wackerer Landmann, Hans Hose, der sich durch Besonnenheit, lebhaften Geist und durch ein munteres, furchtloses Wesen vor vielen anderen seines Standes auszeichnete. Dabei hatte er Lust und Sinn für Scherz und Witz, der sich nach damaliger Zeit und Sitte, sowie nach seinen Verhältnissen, oft kräftig und derb, aber nie unanständig oder boshaft äußerte. Keinem blieb er eine schnelle und doch passende Antwort schuldig. Eine feste Gesundheit, auf einen starken Körperbau gestützt, war des Mannes Teil bis in sein hohes Alter, das er zu 85 Jahren brachte (gest. 26. Dez. 1755). In seinem Dorfe und in der ganzen Umgegend ehrte man den braven und gescheiten Mann; allerdings hob ihn auch bei vielen sein großes Vermögen. Außer manchen Erbgrundstücken, die er bestellte, besaß er auch als Auszeichnung einen reichen adeligen Zehnten, welchen seine Vorfahren vorlängst von dem nicht fern gelegenen Kloster Immichenhain sollen erworben haben. Hans Hose that

sich nicht wenig darauf zu gut, im Besitze adeliger Vorrechte zu sein, worauf er aber besonders stolz war und was ihm im ganzen Lande ein bedeutendes Ansehen gab, das war die besondere Gunst, deren ihn selbst sein Landesfürst, Landgraf Karl zu Cassel, würdigte. Mit tiefer Verehrung und herzlichem Zutrauen nannte man den geliebten Landesfürsten die Lust des hessischen Volkes. Eine ungemeine Leutseligkeit und Freundlichkeit leuchtete aus seinem Angesicht und that sich im Gespräch gegen jedermann kund, namentlich aber gegen die Landleute, denen er sein fürstliches Schloß gern öffnete. Öfter hielt sich der Landgraf im Schlosse zu Ziegenhain auf, von wo aus er manchmal in der Umgegend große Treibjagden anstellte. Als er einst wieder in den Waldungen des Schwalmgrundes jagte, verirrte er sich, kam von seinem Jagdgefolge ab und zweifelte schon daran, den Rückweg nach seinem Schlosse Ziegenhain in der Dunkelheit wieder zu finden. Da traf er einen Bauer — es war Hans Hose aus Leimbach —, der nahm ihn mit auf seinen Hof, bewirtete ihn und zeigte ihm dann den rechten Weg. Als der Landgraf ihn näher kennen gelernt und sein freimütiges, unverzagtes und dabei doch redliches Wesen ihm gefallen hatte, ließ er ihn vielmals zu sich nach Ziegenhain und Cassel kommen. Ja er besuchte ihn selbst auf seinem Bauernhofe. Dann sprach er freundlich mit ihm und ließ sich seine Lage und Umstände ausführlich erzählen. Als Hans Hose nach einiger Zeit Hochzeit hielt, fiel es ihm ein, auch den Landgrafen zu dieser Feier einzuladen. Dieser folgte der Einladung und kam mit seiner Gemahlin, Marie

Amalie, sowie mit mehreren seiner Kinder nach Leimbach. Die fürstlichen Gäste waren sehr froher Laune und wünschten, daß auch die übrigen sich keinen Zwang anthun und ihre gewohnte Lustbarkeit, wie sie bei solchen Gelegenheiten immer gewesen, auch diesmal genießen sollten. Um das Vergnügen zu erhöhen, hatte der Landgraf einen ansehnlichen Vorrat von Speisen und guten Wein von Ziegenhain kommen lassen. Da ging es gar hoch her, und fröhlich schwangen sich die Paare im Tanze nach dem alten Schwälmer Takte:

Sind dir denn die Hosenbändel länger als die Strümpfe?
Ist dir denn das rechte Bein lieber als das linke?*)

Die Fürstin tanzte auch mit dem Bräutigam, was diesem unendliche Freude bereitete. Nun kam gerade ein Tanz an die Reihe, bei dem nach alten Brauch der Tänzer seine Tänzerin in Ehren küssen durfte, und daher Küsse-Süßchen genannt wurde. Hans wandte sich nun an seinen fürstlichen Gast mit der Bitte, seine Tänzerin, die Landgräfin, ebenfalls küssen zu dürfen. „Ei, Hans“, sagte der Landgraf scherzend, „wie kannst du solches hoffen? Doch, was zahlst du für der Fürstin Küsse?“ „Eine Metze voll Dukaten!“ war die schnelle Antwort Hansens. „Gut,“ sagte der Landgraf, „ich willige ein, die bringst du mir, wenn ich wiederkomme, nach Ziegenhain ins Schloß!“ Der Kuß wurde gegeben und das Fest mit großer Freude in später Nacht geendigt.

---

*) Seng d'r da die Hosenbänger länger als die Strempe?
Eß d'r da d's rechte Bä lewer als d's lengde?

Als der Fürst nach etlicher Zeit nach Ziegenhain*) kam, stellte sich Hans Hose sogleich ein. „Hast du mir die Metze voll Dukaten mitgebracht?“ fragte der Fürst nach freundlicher Begrüßung. „Jawohl,“ versetzte Hans, und zog aus seiner Tasche ein kleines silbernes Gefäß, mit Dukaten gefüllt, worüber ein silbernes Streichholz lag. „Die Metze ist aber zu klein!“ rief Karl. „O nein,“ erwiderte Hans, „Ew. Fürstliche Gnaden wollen bedenken, daß das Dukaten-Maß kleiner ist als das Maß für Korn und Weizen.“ „Du hast recht,“ sagt Karl mit heiterer Miene und nahm sie an. Die silberne Metze kam darauf zur Erinnerung ins Kunsthaus und später in das Museum zu Cassel.

Einst war dem Landgrafen im Schloßsaale zu Ziegenhain eine vortreffliche Musik veranstaltet worden. Hans Hose, welcher auch als Gast beim Landgrafen weilte, hatte derselben aufmerksam zugehört. „Wie hat Dir meine Musik gefallen?“ fragte ihn nachher der Landgraf. „Die Musik war sehr schön,“ erwiderte Hans, „aber ich getraute mir auf meinem Hofe noch eine viel bessere aufzuführen, die ganz anders und viel angenehmer klingen soll.“ „Du? und in Leimbach?“ sagte der Landgraf, „nun, ich werde morgen Nachmittag bei Dir sein.“ Als der Landgraf am andern Tag erschien, ließ Hans Hose seine Hofthore schließen und seine Ställe öffnen. Jetzt sprangen aus denselben laut wiehernd die Pferde heraus, die Schafe blökend, und

*) Nach anderer Lesart soll Hans Hose nach Cassel gekommen sein.

brüllend die Ochsen und Kühe, und dazwischen klang munter das Geschnatter der Gänse. „Das ist meine Hofmusik,“ sagte Hans, „die ergötzt die Ohren viel lieblicher als die von gestern.“ „Du sprichst als wackrer Landmann,“ erwiderte Karl, „und hast Dein Versprechen gehalten.“ — Einst war Hans Hose wieder zu Ziegenhain als Gast des Landgrafen und wurde reichlich bewirtet mit Speise und Trank. Zum Schluß reichte ihm der Landgraf noch einen vollen Becher und sagte: „Wir werden beide alt, Hans, Du hast lange nichts von mir bekommen; bitte Dir etwas aus, ich will es Dir gewähren!“ Nach einigem Besinnen entgegnete Hans scherzend: „Schon viel besitze ich durch Eure fürstliche Gunst, doch noch um eines möcht ich bitten: da ich schon einen adeligen Zehnten habe, mit der Frau Landgräfin getanzt, sie geküßt und Eurer hohen Gnade mich getrösten darf, so wünsche ich auch Edelmann zu sein, wie diese Herren hier.“ „Das soll geschehen,“ sprach der Landgraf heiter, „in Zukunft wirst Du Junker Hans genannt.“ So nannte er ihn denn auch von dieser Zeit an, und auch sein Gefolge mußte ihn fortan so nennen. Das Gut, welches Junker Hans besaß, und das noch jetzt im Besitz seiner Nachkommen ist, heißt in der ganzen Umgegend bis auf den heutigen Tag der Junker Hansens Hof.



Wie Ziegenhain an Hessen gekommen.



Als Landgraf Ludwig der Friedsame seine Reise nach dem heiligen Grabe antrat, begleitete ihn Graf Johann von Ziegenhain. Diesem wäre es aber schon ganz im Anfange beinahe schlimm ergangen, denn als sie in die Nähe von Venedig kamen, erkundschaftete ihn allda ein Kaufmann, den der Graf in seinem Lande hatte berauben lassen, welches zu der Zeit gar gemein gewesen und mit einem andern Namen „Grempeln auf der Straße," genannt wurde. Es thatens die Hohen und Niedern, und in Hessen ging damals das Sprichwort:

„Rauben und Stehlen ist keine Schande,
Thun es die Besten doch im Lande."

Nun hatte der Kaufmann das Seine wohl öfter schon wieder fordern lassen, aber immer vergebens, und so mußte er in Geduld Zeit und Gelegenheit abwarten, wo ihm dennoch Ersatz für seinen Schaden werden möchte. Wie er nun den Grafen zu Venedig entdeckt hatte, gedachte er ihn festnehmen zu lassen, und dann wäre er schändlich um sein Leben gekommen. Da erhielt noch zur rechten Zeit der Landgraf Kunde von dem schlimmen Handel, erlegte eine große Summe für den Grafen, stellte dadurch den Kaufmann zufrieden und rettete jenen aus der Gefahr.

Nachmals hat der Graf, da er der letzte seines Stammes und kinderlos gewesen, dem Landgrafen für die dargestreckten Gelder, wozu ihm dieser noch eine

ziemliche Summe gegeben, seine Grafschaften Ziegenhain und Nidda übertragen mit der Bedingung, daß er und seine Gemahlin ihr Lebtag die Grafschaften ruhig besitzen und erst hernach an Hessen fallen sollten, was denn auch geschehen ist.

Lyncker.



Der Christenberg.



Etwa vier Stunden nördlich von Marburg liegt zwischen den oberhessischen Dörfern Ernsthausen und Mellnau der Christenberg, dessen waldumkränzter Gipfel mit einer ehrwürdigen, aus dem grauen Altertum stammenden Kirche geschmückt ist. Die vordere schmale Seite und der mittlere Teil dieser Kirche trägt das Gepräge des hohen Altertums, und nur das an der entgegenstehenden schmalen Seite angebaute Chor stammt aus einer späteren Zeit. Außer der einsamen Wohnung des Opfermanns, in welcher der müde Wanderer Erfrischung findet, findet sich kein anderes Gebäude auf diesem wildromantischen Berggipfel. Rings herum erblickt man Gebirge und Waldung; nur in nordwestlicher Richtung sieht man das Dorf Wollmar und das Städtchen Battenberg.

Die Kirche auf dem Christenberge soll die erste in Deutschland sein und von Karl Martell*) im Jahre

*) Wigand Gerstenberger sagt in seiner Frankenbergischen Chronik (zwischen den Jahren 716 und 724) S. 14: „Darum so

716 erbaut worden sein, als er gegen die Sachsen im Anzuge war und bei der Stadt Frankenberg mit seinem Heere stille lag. Nachdem er ein auf dieser Anhöhe gelegenes Bergschloß mit einem heidnischen Götzentempel, welcher dem Kastor geweiht war, zerstört hatte, richtete

hatte dieser Herzog Carolus (Karl Martell) viel Gewinns mit den alten Sachsen und lag dick und viel zu Frankenberg. Er verstörte auch das feste Schloß Kasterburg, genannt nach dem Abgott Castor, und daselbst ward eine Kirche hingebaut, die heißen wir Christenberg." Ähnlich berichten auch andere Chroniken. Wilhelm Lauz drückt sich in seinen auf der Landesbibliothek zu Cassel befindlichen handschriftlichen Nachrichten von dem löblichen Herkommen ꝛc. folgendermaßen aus: „Bonifazius — ist volgents gezogen auf die Castorsburg, darauf haben gewaltige Edelleute gewonet, welche denen, so den christlichen Glauben angenommen, merglichen Verdrieß gethan, denn sie verließen sich auf sole Burgk, und andere von Adel, so auch auf dem Burgwalde in die acht und mehr veste Häuser hatten. Wider diese hat sich Bonifazius mit Hülffe und Beystand Caroli Martelli gesamter Hant gelegt, und sie aller Dinge aus dem Lande vertrieben, darnach dieselbige Burg zu einer Pfarrkirchen gemacht, und ihren Namen verwandelt, für Castorburg sie Christenberg genannt"

Eine andere Sage nennt als Erbauer der Christenberger Kirche Karl den Großen, welcher auch ums Jahr 804 die Stadt Frankenberg erweiterte und vergrößerte. Schloß und Festung, welche er auf dem Christenberge erbaut haben soll, sind längst wieder zerstört. Merkwürdig ist es, daß sich der Name Christenberg in keiner Urkunde vor dem 16. Jahrhundert findet. Der Berg heißt bis dahin ohne Ausnahme Kesterburg oder Kesterberg

Im Jahre 1775 gestattete Landgraf Friedrich II. von Hessen-Cassel einem Exjesuiten, Andreas Reeg, auf dem Christenberge nach unterirdischen Schätzen zu graben. Die Schatzgräber hielten ihre Wünschelrute über mehrere Stellen, endlich senkte sie sich. Nun fand man zwar keine Altertümer, Urnen, Waffen ꝛc. —

er diese Kirche ein und eignete sie dem Herrn Christus zu. Bonifazius, der Apostel der Deutschen, soll dieselbe dann eingeweiht haben. Seit dieser Zeit heißt der Berg Christenberg. Zweihundert Schritt von der Kirche zeigen die Leute noch heutigestags einen Fußtritt im Stein, der von Bonifazius herrühren soll, als er vor heiligem Eifer auf den Boden stampfte und sagte: „So gewiß sich mein Fuß in den Stein drückt, so gewiß will ich die Heiden bekehren.“ In der Gegend vom Christenberg erzählt das Volk noch von dem Bonifaziusweg, auf dem er durch den Wald gekommen und fortgegangen.

Weiter erzählt die Sage: Es war einmal vor alters

---

einen eisernen Sporn ausgenommen, — auch keine Schätze; allein sechzehn Fuß tief in der Erde entdeckte man folgende Merkwürdigkeit: — zwei große übereinander liegende längliche Viereckſteine, zwischen welchen man, nachdem der oberste abgehoben worden war, ein menschliches Skelett entdeckte, das in einer in den untersten Stein eingehauenen Vertiefung lag, so, daß der obere Stein genau darauf paßte. Ein Strebepfeiler — später, um die Kirchenmauer zu unterstützen, angebaut — verhinderte es, daß man nicht den ganzen Stein herausholen konnte. So alt war demnach dieses sonderbare Grab! Daß dieser unter so großen Mühen Beerdigte ein Verbrecher gewesen, ist wohl schwerlich anzunehmen. Die Schatzgräber hielten das aufgefundene Skelett für das eines Heiligen oder Märtyrers und sollen eine Überlieferung gehabt haben, daß hier ein solcher begraben sei. Sie packten sogleich alle Gebeine ein, schickten dieselben fort und zogen auch selbst bald hernach wieder ab.

Auf dem Totenhof um die Christenberger Kirche werden noch heute die Bewohner der umliegenden Dörfer begraben und mühsam hinaufgetragen.

ein König, der hatte hier sein Schloß, worin er mit seiner einzigen Tochter wohnte, auf die er gar viel hielt, und welche wunderbare Gaben besaß. Nun kam einmal sein Feind, ein König, der hieß Grünewald, und belagerte ihn in seinem Schlosse. Die Belagerung dauerte lange, und der König wäre fast verzweifelt, hätte die Jungfrau nicht immer neuen Mut eingesprochen. Das dauerte bis zum Maitage, da sah einmal die Königstochter, früh Morgens wie der Tag anbrach, das feindliche Heer mit grünen Zweigen den Schloßberg heraufkommen und es wurde ihr angst und bange, denn nun wußte sie, daß alles verloren war und sprach zum Vater:

„Vater, gebt euch gefangen,
Der grüne Wald kommt gegangen!“

Darauf schickte sie ihr Vater ins Lager des Königs Grünewald, bei dem sie ausmachte, daß sie selbst freien Abzug haben sollte und noch dazu mitnehmen durfte, was sie auf einen Esel packen könnte. Da nahm sie ihren eigenen Vater, packte ihn darauf nebst ihren besten Schätzen und zog vom Schlosse weg. Als sie nun eine gute Strecke in einem fort gegangen war, sprach sie: „Hier woll mer ruh'n!“ Daher hat das Dorf „Wollmar“ den Namen, das dort liegt. Bald zogen sie weiter durch Wildnisse und Berge, bis sie an eine Ebene kamen. Da sagte die Königstochter: „Hier hat's Feld!“ Und da blieben sie und bauten sich ein anderes Schloß, das sie „Hatzfeldt“ nannten. Davon sieht man denn noch heutigestages die Überreste, und das

Städtchen dabei nannte sich auch, wie die Burg, „Hatzfeldt.“

Noch wird ein dem Christenberge nahe liegendes Thal das „Hungerthal“ genannt, von dem vielen Elend während der Belagerung des Schlosses.

Da, wo der Berg sich mit dem Hauptrücken des Burgwaldes verknüpft, ist er durch siebenfache Gräben und Wälle befestigt; südlich unter ihm aber liegt die Lüneburg und nordwestlich die Lützelburg, zwei Hügel, von denen der erstere noch deutliche Spuren ehemaliger Befestigung zeigt.



Konrad Wiederhold.



Unter den Namen, welcher aus der Nacht des dreißigjährigen Krieges als helle Sterne hervorglänzen, steht bei den Württembergern der Name Wiederhold immer noch mit oben an. Er war gebürtig aus Ziegenhain in Hessen, aber im Jahre 1619 als 21jähriger Jüngling in württembergische Dienste getreten. Vom Drillmeister bei den württembergischen Truppen hatte er sich durch Tapferkeit und Geschicklichkeit zum Posten eines Oberstleutnants emporgeschwungen, und der Herzog Eberhard III. wußte im Jahre 1634 keinen tauglicheren Mann, dem er die Verteidigung der wichtigen Festung Hohentwiel anvertrauen konnte. In der That hätte er auch keinen bessern weit und breit finden können, denn Wiederhold leistete sogar noch mehr als der Her-

zog von ihm verlangte. Er fand die Festung in einem ganz verwahrlosten Zustande. Die Magazine waren leer und mußten erst gefüllt werden. Wiederhold wußte sich das Mittel dazu vom Feinde selbst zu verschaffen. Die benachbarten Burgen, Hohenkrähen, Mägdeburg und Staufen, die ihm nachteilig werden konnten, zerstörte er; die Kassen füllte er mit Gold und Silber, das er dem Feinde abnahm. So wußte er einst, daß in Balingen 20 000 Thlr. für das kaiserliche Heer lagen. Wiederhold war von seinem Freunde, dem Amtmann, zum Mittagessen eingeladen, ließ aber dreißig Reiter und hundert Schützen in einer Vertiefung bei der Stadt verbergen. Einige derselben kamen vor Tagesanbruch als Zimmerleute und Marktleute verkleidet vor das Thor und wurden auf ihre Bitte wegen der Kälte von der Wache in die warme Wachtstube eingelassen. Hier öffnete einer seinen Sack, bot einem der Wachsoldaten Nüsse an und ließ zugleich mehrere auf den Boden fallen. Während nun die Soldaten alle nach den Nüssen liefen, bemächtigten sich die Hohentwieler des Schlagbaums. Indes eilte der übrige Hinterhalt herbei, bemeisterte sich der Stadt und Wiederhold nahm das Geld als gute Beute mit. In fünf Belagerungen schlug er die gewaltigsten und listigsten Angriffe der Feinde ab. und selbst als der Herzog Eberhard ihm befahl, die Festung zu übergeben, weil der Kaiser dies zu einer Bedingung seiner Wiedereinsetzung gemacht hatte, verweigerte der treue Kommandant von Hohentwiel den Gehorsam, weil er dem Herzog gleich anfangs das Wort gegeben hatte, die ihm anvertraute Feste bis auf den

letzten Blutstropfen zu verteidigen und selbst die herzoglichen Befehle zur Übergabe nicht zu achten. Endlich schloß er sogar ein besonderes Bündnis mit dem Herzog Bernhard von Weimar und trat als Oberst in dessen Dienste, um so zum Worthalten genötigt zu sein; denn er konnte wohl wissen, daß er dadurch dem Herzog den besten Dienst erweise, wenn er die Festung unter keiner Bedingung ausliefere. Er machte kühne Ausfälle und Streifzüge in die Nachbarschaft, auf denen er entweder bedrängte Orte befreite, oder die bedrohten Erntefelder schützte, oder reiche Beute davon trug, die er auf seine Burg hinaufführen ließ. Sein Tisch war immer offen für Kranke, Verwundete und Arme. Als sein Feldprediger gestorben war, erbat er sich angelegentlich vom Herzog wieder einen Geistlichen und brachte ihn unter großer Gefahr mitten durch den Feind hindurch auf die Burg; denn er war von Herzen gottesfürchtig, hielt die evangelische Lehre sehr wert und man sagte, daß er seine Feinde weit mehr durchs Gebet als durchs Schwert bezwinge. So lange er keinen Geistlichen hatte, ging der fromme Held selbst an den Betten der Kranken umher, um ihnen den Trost des göttlichen Wortes zu bringen, und las in der Kirche seinen Kriegern selbst eine Predigt vor. Mitten unter den Schrecken der Belagerung erbaute er auf der Burg eine neue Kirche. Dem Herzog Eberhard sandte er in seiner Geldnot durch einen als Bettler verkleideten Soldaten einen ausgehöhlten, dicken Knotenstock, der mit Geld gefüllt war. Im Jahre 1643 rückte er einstmals des Nachts in aller Stille vor Überlingen am

Bodensee, hieb das Thor ein und überfiel die Wache am Spieltisch. Ohne Schwertstreich bemächtigte er sich der Stadt mit ihren reichen Vorräten aller Art. Man bot ihm eine große Summe Geldes; er schlug sie aus, denn diesmal stand sein Sinn nach etwas anderem, es fehlte ihm in seiner neuerbauten Kirche noch eine Orgel. Diese ließ er sich von einem Kloster derselben geben und zog damit ab. — Seine Kriegszucht war streng; er duldete bei seinen Kriegern keine Ausschweifung, keine Bedrückung des friedlichen Bürgers, kein Fluchen und Schwören. — Als nun der Herzog in alle seine Rechte und in den ungeschmälerten Besitz des Landes wieder eingesetzt war, da übergab ihm Wiederhold die unbezwungene Veste am 4. Juli 1650 viel fester und besser, als er sie übernommen hatte. Er starb als Obervogt von Kirchheim und Besitzer der Rittergüter Neidlingen, Ochsenwang und Randeck, von seinem Fürsten geehrt, vom Vaterlande in dankbarstem Andenken behalten. Sein Vermögen hat er zu gemeinnützigen Zwecken, zur Unterstützung von Studierenden, Armen, Kirchen und Schulen vermacht. Auf seinem Grabmal in Kirchheim steht:

Der Kommandant von Hohentwiel,
fest wie sein Fels, der niemals fiel,
des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
der Künste Freund, des Armen Hort,
ein Bürger, Held und Christ wie Gold,
so schläft hier Konrad Wiederhold.



Friedwald in Hessen.



„Friedwald“ wie schön von Namen! Fried und Wald so hold vereint,
Daß man hier des Friedens Samen ewig sprossen, blühen meint,
Gleichwohl hat im Hessenlande keine Burg in Thal und Höh'n,
Ja von Drangsal, Mord und Brande, blut'gen Kämpfen mehr gesehn.

Und das End' der kleinen Feste kam im siebenjähr'gen Krieg,
Wo, es zeigen's noch die Reste, ihre Not aufs Höchste stieg;
Aber auch die höchsten Ehren heimst' ein Häuflein Tapfrer ein —
Deutschen Heldenruhm zu mehren, nichts wohl konnte würd'ger sein!

Daß die Gegend man befreie von des Raubgesindels Brut,
Nahm ein Trüpplein einst auf's neue Ort und Feste in die Hut:
Fünfzig Mann von Freytag-Jägern, zehn Berittne auch dabei,
Steigleder ihr Führer, Pfleger, hüten Ort und Feste treu.

D'rauf achttausend Mann der Franken, General Stainville an der Spitz,
Bringen nicht die Burg zum Wanken, mit Gewehr nicht, noch Geschütz;

Als sie von drei Seiten stürmen, fällt sogar das Häuf-
lein aus,
Daß sich Leichenhügel türmen und die Feinde packt ein
Graus!

Nicht zum Andern wagt's der Franke, schonend seiner
Mannschaft Blut,
Und es kommt ihm der Gedanke: hier verschlägt nur
Feuersglut!
Bald erfüllt der Kanonade Wiederhall der Berge Rund,
Glüh'nder Kugeln Schwarm, Granate speit der Feuer-
schlünde Mund."

Doch es stehen fest die Mauern, fester noch die Helden-
schar,
Bis in Rauch und Flammenschauern schier nicht mehr
zu atmen war.
Schon erstickt sind zwei der Rosse, da erst wird ka-
pituliert,
Auf der Brück', durch Feinds Geschosse, noch die Schar
n'en Mann verliert.

Als das Häuflein kommt gegangen, spricht der Feinde
General:
„Euch nun hätten wir gefangen, doch wo bleibt die
größ're Zahl?"
Aber ihn erfaßt ein Staunen, als dies nun die ganze
Macht,
Die zwei Tage lang Kartaunen kühn getrotzt und
heißer Schlacht!

So in Kugelsaat und Feuer, wie ein grimmer Königsaar,
Wider Schwärme wilder Geier, hielt sie aus, die Heldenschaar,
Würdig, in des Lieds Geleiten, auf des Ruhmes Sonenhöhn,
Mit den Tapfern aller Zeiten zur Unsterblichkeit zu gehn.

Karl Schaumburger.



Die Totenhöhe.



Bei Frankenberg liegt eine Hochebene, die Totenhöhe genannt. In grauer Vorzeit wurde hier eine Schlacht geschlagen, und an dem jedesmaligen Jahrestage erheben sich in der Nacht die Gebliebenen und wiederholen von neuem das blutige Spiel. Als einst in einer Winternacht Holzhauer über die Straße gehen wollten, sahen sie die Geisterschlacht; ganze Scharen von Bewaffneten zu Roß und zu Fuß kämpften in wildem Streite, daß dumpf der Boden davon dröhnte. Da ergriff sie Schrecken und Angst, und ihre Äxte wegwerfend, eilten sie zu ihrer heimischen Hütte zurück. Als sie aber des Morgens wiederkamen, ihre Axte zu suchen, sahen sie nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

G. Landau.



Die Wichtelhäuser.



Am Wollenberge, zwischen Wetter und Caldern, werden wilde Steinklippen, die Wichtelhäuser genannt, gesehen. Vor Zeiten sollen Wichtelmännchen darin gewohnt haben, die oft in die Dörfer kamen und bei den Leuten Eimer und andere Gerätschaften borgten. Es waren kleine, gutmütige Geschöpfe, die nur dann schadeten, wenn sie gereizt wurden; jetzt sind sie alle gestorben und ihre Häuser verfallen. Landau.



Dem Hessenland.



Am stillen Weltmeer, wo die Welle
An das Gestade schäumend rauscht,
Und wo am Strand die schlanke Palme
Gleich wie im Traum der Brandung lauscht;

Wo durch des Urwalds ewige Schatten
Geheimnisvolles Echo zieht,
Und aus der leichten Bambushütte
So trostlos klingt des Indiers Lied:

Da hab' ich, ach, wie oft gestanden,
Wenn auf die Welt der Abend sank,
Fremd all' dem Zauber, denn ich fühlte
Mich wandermüd und heimwehkrank.

So wandermüd, wie jenes Segel,
Das dort am Horizont verschwand,
So heimwehkrank, wie jene Wolke,
Die träge hinschwebt überm Land.

Wenn dann ein Glühen, Duften, Zittern
In dem verschlung'nen Dickicht bebt,
Und von dem Meeresrand sich leuchtend
Des Südens Kreuz verheißend hebt,

Wenn im Gebirg ein Urwaldsriese
Mit dumpfem Krach zu Boden schlägt,
Und sich in hohen Cederwipfeln
Ein bunt' Gevögel träumend regt:

Dann hab' ich an der Sykomore
Gefurchten Stamm die Stirn gelehnt
Und hab' so recht aus Herzensgrunde
Nach meiner Heimat mich gesehnt.

Und sanfter, däucht mir, rauscht die Brandung,
Und aus dem Walde säuselt's mild,
Und es entrollt vor mir barmherzig
Erinnerung ihr liebstes Bild.

Dich, Lahnstrom, hör' ich wieder rauschen,
Der oft des Knaben Brust umspült,
Der oft mit seinen Silberwellen
Mein junges Herz hat sanft gekühlt.

Dein Schloß, mein Marburg, seh' ich ragen,
Durch deine Gassen schreit' ich hin
Und fühl', wie Gram und Jahre schwinden
Und wie ich wieder glücklich bin.

Der Eltern Haus — von ihm hier schweig ich —
Doch, sag' mein Herz, was hemmt dich hie,
Was fesselt dich an diese Mauern? —
— In diesem Hause wohnte sie! —

Dort steht die Linde noch genüber,
Wo ich so manche lange Nacht
Von Weh geschüttelt und von Sehnen
Und zu ihr betend hingebracht!

In jenem Hause wohnt ein Lieber,
Ein and'rer Freund in dem und dem,
Hier das Geländer, dort der Brunnen,
Ach, alles, alles, wie vordem!

Was wecket mich der braune Sklave
Und mahnt mich welsch an meine Pflicht?
Ich war daheim im Hessenlande
Und träumte ein wie schön' Gesicht!

Ach, wie an dir, hängt an der Heimat
Kein Volk der Welt so wunderbar,
Ich glaub' auch nicht, daß je ein Hesse
In fremdem Lande glücklich war!

Ricardo Jordan



St. Elisabeth-Brunnen.

(Schröder Brunnen bei Marburg.)

O klare, edle Quelle,
Wie du gelabt mich hast!
O feuchte, kühle Zelle,
Wie lädst du ein zur Rast!
Wie seg'n ich diesen Gang!
Ich möchte träumend lauschen
Dem Plätschern und dem Rauschen
An dieser trauten Stelle,
Noch viele Stunden lang!

Ob auch auf manchem Tische
Ich Wein in Silber fand
Küß' lieber dieses frische
Getränk aus hohler Hand;
Das ist ein Labetrank!
Mich lockt nicht Festgepränge
Hier in des Waldes Enge
In der gewölbten Nische,
Auf graubemooster Bank.

Wenn auch bethörend prächtig
Musik zu Tanz erklingt,
Schallt doch sie nicht so mächtig,
Als wenn man hier ein's singt;
Von manchem kräft'gen Sang'
Noch weiß der Wald zu künden,
Der einst in diesen Gründen —
Und oft, wenn's mondennächtig,
Als Geisterchor — erklang!

Wohin ich um mag schauen,
Gemahnt's mich früher Zeit.
Die Frömmste aller Frauen
Hat diesen Ort geweiht.
Sie wallte her von fern
Den schmalen Pfad zur Quelle,
Und wusch auf dieser Schwelle
In stillem Gottvertrauen
Der Armen Kleider gern.

Nun rauscht es in den Rüstern
Der Wind durch Wipfel weht;
Ich hör' ein leises Flüstern:
Elisabeths Gebet.
Und wenn ins Dickicht sacht
Die Zapfen niedergleiten,
Die Fürstin hör' ich schreiten,
Im Tannengrün, im düstern,
Beim Schein der Sternennacht.

Du hast in Waldes Mitten,
O holdes Frauenbild,
Ein Denkmal dir erstritten,
Wie du, so hehr und mild.
Viel Heldenruhm verscholl —
Der deine ist geblieben:
Gott und dein Volk zu lieben
Hast Schmach und Not erlitten,
Und bliebest liebevoll!

Pauline Spangenberg.



Der Elisabethen-Brunnen bei Marburg.



Eine Stunde von Marburg quillt unter einem zierlichen, von Bäumen beschatteten Gewölbe der Elisabethen-Brunnen, auch Schröckerbrunnen genannt, welcher sehr häufig von Marburg aus besucht wird. Der Sage nach ging die heilige Elisabeth oft dahin, um in der Einsamkeit zu beten und um in dem klaren Wasser des Quells ihr Weißzeug zu waschen; wenn es rein gewaschen war, warf sie es nur in die Luft, da blieb es sogleich auf den Sonnenstrahlen hängen. Lange gingen seitdem die Frauen und Mägde aus den nahen Dörfern hierher, um zur Pfingstzeit gleichfalls ihr Weißzeug am Brunnen zu waschen, und das thaten sie noch vor etwa 50 Jahren, denn ohne Seife wäscht, so sagen sie, das Wasser dieses Brunnens rein.

Einmal begegnete der heiligen Elisabeth ein Verbrecher, der zur Richtstätte geführt werden sollte. Einige Leute, die gerade vorüberkamen, bedauerten den Verbrecher; doch Elisabeth sagte: „Er wird es verdient haben.“ Alsbald fiel alle ihre Wäsche aus der Luft.

Lyncker.



Der heiligen Elisabeth Fußtritt.



Bei einem Dorfe in der Nähe von Homberg fließt ein Bach, in welchem die heilige Elisabeth oft ihr Weißzeug gewaschen haben soll. Sie warf die Sachen

nachher in die Luft, wo sie auf den Sonnenstrahlen wie auf einer Leine hängen blieben und trockneten. War sie mit dem Wasser fertig, so sprang sie jedesmal über den Bach. Auf dem anderen Ufer lag ein großer Stein, der noch gezeigt wird, auf welchem von einem solchen Sprunge die Spuren sich abdrückten. Ein Fuß ist ganz zu sehen, mit dem anderen war sie darüber hingeglitten.

Lynder.



Die Sage vom Weißenstein.



Hervor aus wald'gen Höhen schaut kahl der Weißenstein,
Und ihm zu Füßen fließet die Lahn im Sonnenschein;
Der Sommer schmückt mit Blumen, mit frischem Grün den Strand —
Bleich blickt und ernst, wie immer, der Weißenstein ins Land!

Die Burg, die er getragen, zeigt heut' nicht eine Spur;
Wie mächtig sie gewesen — das weiß die Sage nur:
Ein Riese hauste drinnen mit seinem Töchterlein —
Er, wie die Eich' im Walde, sie, wie wie die Ros' am Rain!

Der Riese herrscht durch Schrecken rings in dem blüh'nden Land,
Er lenkt die Thalbewohner mit seiner Eisenhand;

Das Töchterlein, das schöne, birgt er im Felsenschloß,
Von da schaut oft es nieder zur Well', die unten floß.

Die Nix' im kühlen Strome, die liebt das Riesenkind
Sie sieht es oft mit Trauer, wie seine Thräne rinnt;
Oft hat in nächt'ger Stunde getröstet sie die Maid
In ihrer freudelosen, liebleeren Einsamkeit! —

Manch' Jahr ist so vergangen, der Riese herrscht durch Mord,
Durch Grausen und Entsetzen im Thale fort und fort
Da rüsten eines Tages die Männer sich im Thal
Und bergen im Gewande die scharfe Wehr von Stahl!

Sie kommen an Schlosses Pforte: „Herr Riese, thu' uns auf!
Tribut dir darzubringen kam unser Zug herauf!"
Auf thut der Ries' die Flügel von seiner Feste Thor,
Da zieh'n die blanken Klingen die aus dem Thal hervor!

„Herr Riese, Schwertertänze hast stets du gern geseh'n
Wir woll'n vor dir tanzen, um deine Lust zu höh'n!"
Sie springen mit ihren Klingen, als gält es einen Tanz:
Der Riese ist umgeben von dräu'nder Waffen Glanz.

Was hilft ihm nun sein Toben? Viel Feinde steh'n umher,
Sie schlagen manche Wunde ihm mit der scharfen Wehr;
Er sinkt und stirbt, — da zünden auch seine Burg sie an:
Bald steigt die helle Flamme hoch flackernd himmelan.

Aus einer kleinen Pforte steigt zu derselben Zeit
Hernieder zu dem Ufer die allerschönste Maid:
Es ist des Riesen Tochter, viel Gold und Edelstein
Hat sie sich mitgenommen im Korb von Elfenbein.

Am Ufer sitzt sie nieder und bricht in Thränen aus,
Da steigt empor die Nixe aus ihrem kühlen Haus;
Sie faßt in ihre Arme des Riesen Töchterlein
Und zieht mit süßen Worten sie in die Flut hinein.

In heitren Sommernächten da schallt vom Uferrand
Ein leises, süßes Singen hin durch das stille Land;
Dann steigt des Riesen Tochter vom Fluß zur Ufer-
höh' —
Wer ihre Weisen höret, dem wird so wohl, so weh!

Karl Schmitt.



Konrad von Marburg.

(1232.)

Am Wellenstrand des grünen Rheins
Hält heut Gericht die Krone,
Magister Konrad steht zu Mainz
Vor König Heinrichs Throne.
Verklagt hat er den Grafen Sayn,
Den Erzbischof zu Köln am Rhein
Und den zu Trier als Dritten.

Schon sind verbrannt auf Konrads Spruch
In Stadt und Land viel Bürger,
Durchs ganze Reich geht Brandgeruch,
Zur Lust der Ketzer-Würger.

Doch heut der König selber tagt,
Weil mächt'ge Herrn sind angeklagt,
Der Ketzerei verdächtig.

Der Erzbischof von Köln beweist,
Wie sehr die Klagen trügen,
Und der von Trier zeiht Konrads Geist
Sogar der frommen Lügen;
Der Graf indes zeigt frank und frei,
Daß Konrad reif zur Hölle sei,
Nicht wert des Priesterrockes.

Drauf spricht der König voller Huld,
Nach klüglichem Besinnen,
Sie frei von jeder Ketzerschuld
Und läßt sie zieh'n von hinnen.
Doch Konrad zürnt: „Mein König, wißt,
Da Euer Spruch ein Freispruch ist,
Es geht nach Rom die Klage."

Dann setzt er sich aufs Roß und schickt
Sich gleichfalls an zum Reisen.
Der Trotz, der aus den Augen blickt,
Sucht fort nach Schuldbeweisen.
Er sucht und sinnt, der Gottesmann
Und kam am fünften Tage dann
Zu Kappel an bei Marburg.

Im Dämmerschein der Sommernacht
Sieht er am Wald hier halten
In gräflich Sayn'scher Rittertracht
Schwarzfunkelnde Gestalten;

Und ihm des Wegs entgegen ritt
Herr Ritter Dernbach dann im Schritt
Und hub ihn an zu grüßen:

„Dein heil'ger Durst nach Ketzerblut,
Du grimmig-frommer Zecher,
Und deiner Scheiterhaufen Glut,
Dir fordern jetzt den Rächer.
Du bist dem Evangelium
Doch nur im Weg, drum schau herum,
Hier harren dein die Richter."

Herr Konrad bebt, er ist entsetzt
Und klappert mit den Zähnen,
Sieht er vor seinen Augen jetzt
Brandglut und blut'ge Thränen?
Dann saust ein Schwertstreich durch die Luft,
Und zu den Opfern in die Gruft
Sinkt Deutschlands blut'ger Schrecken.

Noch hält in seinem goldnen Mainz
Der König Hof zur Stunde,
Als auf den Wellen ihm des Rheins
Herüber rauscht die Kunde.
Er hört sie an und hat kein Wort
Als: „Heil'ger Gott, so ward ein Mord
Zur Sühne grausen Mordens!"

Carl Preser.



Wünschelrute beim Schatzgraben.



Im Frauenberge bei Marburg liegt nach dem Glauben der Leute ein großer Schatz geborgen, und es hatten sich einst drei Männer aus Weidenhausen verabredet, denselben zu heben. Dazu bedurften sie einer Wünschelrute, das ist ein Haselstock, der wie eine Gabel ausläuft, und am ersten Advent um Mitternacht auf der Landesgrenze gebrochen werden muß. Sie warteten also den Advent ab, und als sie dann auf diese Weise den Zauberstab sich verschafft und unter einander abgemacht hatten, daß keiner, was auch kommen möge, ein Wörtchen reden sollte, gingen sie in einer Nacht nach dem Frauenberge. Mit Hülfe der Wünschelrute fanden sie bald den Ort, wo sie zu suchen hatten, fingen an zu graben und stießen nach kurzer Mühe auf einen großen kupfernen Kessel, der aber so schwer war, daß ihre vereinten Kräfte nicht hinreichten, ihn vollends aus der Erde zu heben, und sie begannen die Grube größer zu machen. Doch lange Zeit verstrich, ohne daß ihre Arbeit einen merklichen Erfolg hatte. Auf einmal stand ein Hund unter ihnen, klein wie ein Dachs, und so jung, daß er noch nicht beißen konnte, weil ihm das Gebiß fehlte, doch machte er einen so entsetzlichen Lärm durch Heulen und Bellen, daß den drei Männern nicht wohl zu Mute dabei war, und einer in der Angst schon davon laufen wollte. Wie das einer der beiden andern bemerkte, lief ihm aber die Laus über die Leber, er vergaß das Stillschweigen, stieß einen Fluch aus und

rief: Greift zu und macht, daß wir fertig werden! Allein er hatte kaum den Mund aufgethan, da war auch der Kessel samt dem Hunde verschwunden. Später gruben sie noch mehrmals nach, doch fanden sie gar den Ort nicht wieder, wo der Kessel gesteckt hatte.

Lyncker.



Nixenbraut.



Nicht weit von Kirchhain liegt ein tiefer See, der Nixenborn geheißen, und öfters lassen sich auch die Nixen sehen, um sich an den Ufern zu sonnen. Die Mühle die dort am Wasser gelegen ist, heißet die Nixenmühle, da baden die Nixen sich zuweilen am hellen Mittage. Sie haben alsdann unten einen dünnen farbigen Leib wie eine glatte Schlange, thun jedoch niemandem etwas Böses, nur wer sie neckt, der muß es büßen.

Sie verkehren wohl auch mit den Menschen, haben dann ganz menschliche Gestalt, und man kann dann ihre Art nur daran erkennen, daß der Saum ihres Gewandes immer feucht bleibt.

So kamen eine Zeit lang drei wunderschöne Jungfrauen aus jenem See in die Spinnstube des Dorfes Nieder-Gleen, brachen aber unweigerlich immer um elf Uhr mit dem ersten Glockenschlage auf. Ein Bursche des Ortes hatte eine Nixe lieb gewonnen und verstellte die Uhr um eine ganze Stunde.

Ahnungslos gingen die Jungfrauen fort. Doch am anderen Morgen schwammen drei Blutstropfen auf dem Wasser des Seees, und am dritten Tage danach starb der Bursch, der sie getäuscht hatte.

H. Pfister.



Auf dem Staufenberge.*)



Die sanften Höhen glänzen
Im hellen Sonnenlicht
Und ihre Scheitel kränzen
Die alten Buchen dicht.
Die blauen Berge schließen
Die grünen Thäler ein,
Die weißen Wolken fließen
Dahin im Sonnenschein.

Ein uralt Burggemäuer
Grüßt mich aus Buchengrün,
Ich seh' es hell im Feuer
Des Abendrots erglüh'n
Des Dorfes Dächer blinken
Aus grünem Blättermeer,
Und schlanke Türme winken
Aus weiter Ferne her.

*) Bei Lollar.

Einst ragt' auf diesem Gipfel
Ein Schloß in alter Zeit
Hoch über grüne Wipfel
In stolzer Herrlichkeit.
Im kühlen Burghof sangen
Der frohen Knechte viel,
Die Ritterharfen klangen
Beim süßen Minnespiel.

Weit leuchteten die Zinnen
Und Turm und Erkerbau,
Wo oftmals stand in Sinnen
Die edle Ritterfrau.
Es rauscht zu ihren Füßen
Ein endlos Blättermeer,
Aus weiter Ferne grüßen
Des Vaters Burgen her.

Noch einmal dem Gemahle
Winkt sie mit weißem Tuch,
Der abwärts ritt zu Thale
Mit reis'gem Knappenzug.
Ein Waldhorn klingt herüber
Als letzter Scheidegruß.
Sie seufzt: „O weh, du Lieber,
Daß ich dich lassen muß!" —

Die Burg ist längst verfallen,
Zum Pfluge ward der Stahl,
Und grüne Saaten wallen
Vom Schloßberg in das Thal.

Des Turmes graue Mauer
Ragt düster in die Luft,
Als blickte sie voll Trauer
Auf all' den Glanz und Duft.

Die wilden Ranken fließen
Ums alternde Gestein,
Als wollt' es sich verschließen
Dem neuen Sonnenschein.
Wie hat sich's umgestaltet!
Nicht Ritter mehr, noch Knecht,
Und in den Thälern waltet
Ein anderes Geschlecht. —

Nun stoßt noch einmal klingend
Im alten Burghof an,
Dann zieh'n wir fröhlich singend
Thalabwärts durch den Tann.
Die blauen Berge tauschen
Noch Grüße wie vor Zeit,
Die grünen Wälder rauschen
In alter Herrlichkeit.

Friedrich Frevert.



Der Taufstein.



Der Taufstein ist vor Zeiten der heiligste Berg gewesen ringsherum, und die alten Heiden haben dort ihre Kirche gehalten. Der heilige Bonifazius ist aber hergekommen und hat daselbst eine Kapelle aus Holz

gebaut und aus der Quelle, die oben fließt, die ersten Christen im Vogelsberg getauft. Seitdem heißt der Berg der Taufstein.

Auf der Herchenhainer Höhe ist ein Felsbrocken, von dem herab hat der Heilige den Heiden gepredigt, den nennt man noch heute die Bonifaziuskanzel.

Th. Bindewald.



Der Bilstein.



Der Bilstein mit seinem spitzen Felsgestein soll in den alten Zeiten noch viel höher gewesen sein und eigentlich der Bildstein geheißen haben, wegen eines ungeheuer großen Götzenbildes, das da oben gestanden hat. Früher zündete man im Mitt-Sommer auch da Feuer an, und noch jetzt stecken am Pfingstabend die Bursche von Busenborn eine mächtige Maie darauf unter lautem Gesang.

Th. Bindewald.



Der Elben Tanz unter dem Bilstein.



Einer von den alten Breungeshainer Pfarrern ging einmal nach Burkhards bei früher Morgenstunde, als der Mond noch voll am Himmel stand und ehe die Sterne erblichen. Als er auf den Baalsweg unter den Bilstein kam, sah er durch eine Waldlichtung auf einem kleinen Wiesenplatz einen weißen Rauch auf dem Erd-

boden schweben, der ging rundum, schneller und schneller. Er machte sich also hinzu, um das Ding näher zu betrachten, aber nun war der Nebel fort, statt dessen aber sah er auf der Wiese eine unzählbare Schar wunderschöner weißer Jungfrauen, welche wechselweise ihre Hände gefaßt hatten und daselbst im Kreise gar fröhlich auf und ab tanzten. Sie waren aber kleiner als die Menschen, etwa so groß wie ein zweijähriges Kind, rosigen Angesichts, und trugen kleine goldene Kronen auf ihren Häuptern. Zugleich ließen sie einen gar feinen lieblichen Gesang hören, süßer wie Vogelgesang. Eine Weile sah der alte Pfarrer verwundert dem Reigen zu, dann trat er näher und redete sie im Namen Gottes an. Alsbald wurde alles unsichtbar, und er würde die Begebenheit für einen Traum gehalten haben, wenn er nicht, auf den Boden blickend, auf dem feuchten Wiesengrund die kleinen Fußstapfen der holden lichten Wesen ringsum vor sich gesehen hätte.

Bindewald.



Am Forellenteich.



Ein unbekannter Mann, der aber jedenfalls mehr verstand, als Birnen zu schälen, kam von Schotten herauf und gerade nach Breungeshain hinein, wo er sich einen Bauer bestellte, der ihm seinen Ranzen den Oberwald hinauf tragen sollte. Es gingen also die beiden selbander bis oben auf die Höhe. Da wollte der Fremde

den Bauer wieder heim gehen lassen, doch dieser in seiner Dienstfertigkeit sagte: „O, ich will noch ein Stück mit euch gehen! — „Nun, so verschlägt mir's auch nichts," antwortete jener, „geht mit, aber gebt mir den Ranzen und versprecht mir, daß ihr mausestill sein wollt und euch nicht rühren noch regen, es mag vorkommen, was da will

Der Breungeshainer versprach's hart und fest, und so gelangten die zwei allgemach zum obern Forellenteich, wo der Fremde nochmals sagte: „Jetzt gilt's, haltet euch ruhig, es passiert euch nichts." — „Ja doch," sprach der andere. Darauf nahm jener den Ranzen, wendete ihn um und zisselte etwas heraus, das war lebendig und hatte das Ansehen, als ob's Rattmäuse wären, und dann ging er dreimal hinter einander, immer schneller, fast als flöge er, um den Teich, so daß dem Zuschauer Hören und Sehen verging.

Es dauerte nicht lange, so flog aus dem Wasser ein ungeheurer Rabe auf und flatterte mit weit ausgestreckten Flügeln und häßlichem Gekrächze über den Teich hin. Gleich nach ihm tauchte ein wilder Hund aus den Fluten und sprang auf sie zu, aber der Fremde schlug mit seinem Stock nach ihm. Zum drittenmale hob sich das Wasser und ein Ungetüm ward sichtbar, wie ein riesengroßer Mann, halb nackt bis auf den Nabel und ganz schwarz, mit grünen Haaren um den Kopf, so lang und straff wie Schilfblätter. Er bleckte die Zähne und schaute mit funkelnden Augen um sich.

Jetzt aber wurde es dem Bauer doch zu bunt, er zitterte und bebte am ganzen Leibe und schrie so laut

er konnte: „Ich will fort, ich will fort!" Kaum hatte er gerufen, so geschah ein Knall, wie ein Donnerschlag. Alles war weg, der Rabe, der Hund, der Wassermann, und ruhig, als wäre nichts geschehen, lag der Teich vor seinen Blicken. Nur von ferne noch sah er den Fremden eiligst sich davon machen und bald in ein Gebüsch verschwinden.

Die Geschichte hab' ich dem Mann selbst aus dem Mund gehört, als er sie ganz frisch noch auf dem Rainhof in der Schmiede meinem Großvater erzählte; aber was sie bedeuten solle, wußten sie alle beide nicht herauszukriegen.

Bindewald.



Nidda.



Eine Gräfin hatte das Gelübde gethan, an der Stelle, wo ihr Esel zuerst mit ihr stehen bliebe, ein Schloß zu erbauen. Als nun der Esel in einer sumpfigen Gegend stehen blieb, soll sie gerufen haben: „nit da, nit da!" Allein das fruchtete nichts, und das Tier war nicht von demselben Platz zu bringen. Also baute sie wirklich ihr Schloß dahin, welches gleich der später da herum entstandenen Stadt den Namen Nidda erhielt, die nahe gelegene Wiese aber den der Eselswiese.

Grimm.



Der Altenburgskeller bei Nidda.



Auf der Altenburg bei Nidda geht eine Frau in weißem Gewande um, die schaut gar milde und freundlich drein, grüßt den ihr Begegnenden und bietet ihm eine Blume an. Die meisten hatten den Mut nicht, die Blume anzunehmen; ein armer Mann nur wagte es einmal, und da ging die weiße Frau vor ihm her, und sie kamen an ein großes Thor. Er hielt seine Blume an das Schloß, die Thorflügel öffneten sich, und die weiße Frau führte ihn in den Keller der Burg, wo große Fässer voll edlen Weines in langen Reihen lagen. Da dachte der Mann, er wolle sich ein wenig stärken und laben, solchem Wein begegne man nicht oft, dann sei es noch Zeit, den Schätzen nachzugehen. Er stieß mit seinem Messer einen Pfropfen ein, steckte den daliegenden Krahn in das Loch und zapfte und trank lustig zu, bis der Kopf ihm schwer wurde. Da meinte er, jetzt sei es Zeit zu gehen, es werde ja spät, und er taumelte weg. In dem Augenblick rief eine Stimme: „Freund, vergiß das Beste nicht!“ Aber er hörte nicht darauf, stieg die Treppen empor und sank oben schlaftrunken auf einen Stein. Als er aufwachte, war die Frau fort, die Blume fort, und der Eingang zum Keller nicht mehr zu finden; er hatte sein Glück ganz und gar verscherzt.

J. W. Wolf.



Das Raubschloß bei Grünberg.



Eine halbe Stunde östlich von Grünberg im Waldrevier Tiergarten liegt eine Waldhöhe, welche das Raubschloß heißt. Da soll in alten Zeiten ein Schloß gestanden haben, wovon jedoch kaum noch einige Mauerreste übrig sind. Abends zeigt sich auf dieser Höhe eine weiße Frau mit einem Bund Schlüssel. Wenn sich jemand der Gegend naht, winkt sie ihm und schließt die Erde auf, um erlöst zu werden; doch wagte es bis jetzt noch niemand, sich mit ihr einzulassen und mit ihr unter die Erde hinabzusteigen. J. W. Wolf.



Der junge Herr von Steckelburg.



Der junge Herr von Steckelburg,
Den soll man nicht vergessen;
Auf seiner festen Edelburg
Saß er im Land zu Hessen.

Sein Sinn war recht von Rittersart,
Mund und Wange blühte;
Er trug einen dunklen, dunklen Bart,
Sein schwarzes Auge, das glühte.

Und als der edle Vater sein
Einging zur ewigen Ruhe:
Im Fasse da schäumte goldner Wein,
Und Gold lag in der Truhe.

Der junge Herr, der sprach: „Das Gold
Liege, bis ich's nötig habe;
Einst, wenn ich mir freie ein Fräulein hold,
So sei es die Morgengabe.

Und in den Fässern die goldne Flut,
So hört' ich in alten Liedern,
Die soll verjüngen mit Zauberglut
An Seele, Haupt und Gliedern.

Heut fühl' ich tief innen noch holde Gewalt,
Noch ist das Leben mir teuer;
Einst aber, wenn ich matt und kalt,
Dann ströme das fließende Feuer!"

Da saßen unter der Steckelburg
Drei schöne, drei liebliche Frauen;
Es waren das ganze Land hindurch
Schönere nicht zu schauen.

Sie sahen den edlen Rittersmann,
Sie liebten ihn alle dreie;
Und jede dachte: „O käm er heran!
O daß er um dich doch freie!"

Er aber sagte: „Noch liegt die Welt
Weit vor mir ausgebreitet;
Das wäre mir ein rechter Held,
Der sie zu seh'n nicht ausreitet!

Zum Freien bin ich noch viel zu jung,
Ihr lieben und schönen Frauen;
Behaltet mich gut in Erinnerung —
Ich will mir die Welt beschauen!"

Und als er kam ins welsche Land,
Da ward seine Freude verdorben;
Von eines Bösewichtes Hand
Ist der junge Herr gestorben.

Im Schlosse daheim, bei der Mitternacht Schein,
Da sprachen die Kobolde:
„Was machen wir nun mit dem feurigen Wein,
Was mit dem blinkenden Golde?"

Und sie stiegen in die Kemenat,
Und schoben, trugen und huben;
Sie senkten all' den flimmernden Staat
In die tiefen, tiefen Gruben.

Und die Fässer all' mit dem goldenen Wein,
Sie rollten sie sachte, sachte
Wohl aus dem Keller, und ließen sie ein
In die tiefen, tiefen Schachte.

Die Fräulein aber, mit Schmerzensschrei,
Rauften die blonden Haare;
Und kaum noch war ein Jahr vorbei,
Da lagen sie auf der Bahre.

Im Kinzigthal, an dem schilfigen Rand,
Siehst du sie nächtig schweben;
Sie sollen ins leuchtende Brautgewand
Silberne Fäden weben.

J. L. Rodenberg.



Brüderchen und Schwesterchen.*)



Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Kinder, ein Söhnchen und ein Töchterchen. Eines Tages schickte sie die beiden ins Holz, d. h. sie sollten Holz suchen gehen, unter dem Versprechen, daß wer zuerst wiederkäme, das größte Butterbrot kriegen sollte. Der Knabe kam zuerst wieder und fragte auch gleich nach seiner Belohnung. „Geh' hinaus," sagte die Mutter, „dein Butterbrot liegt in der Lade". Er ging und wollte es heraus thun, da kam sie aber, seine Mutter, und schlug den Ladendeckel über ihn zusammen, so daß sie ihn tötete. Sie steckte ihn darauf zerstückelt in einen Topf am Feuer, um ihn zu kochen. Als nun auch das Schwesterchen kam und auch nach dem Butterbrote fragte, da sagte die Mutter, es solle es sich in der Lade holen, dann aber nach dem Feuer sehen und es schüren, aber bei Leibe nicht den Deckel von dem dabei stehenden Topfe aufheben. Das Schwesterchen, neugierig gemacht, was wohl so besonderes im Topfe stecken möge,

*) Umgegend von Schüchtern (Ahlersbach). Diese Sage findet sich in den Grimm'schen Märchen unter dem Titel: „Vom Machondelbaum."

lüftete den Deckel, und da guckte ein Fingerchen heraus. Da ging es um das Haus herum und weinte, denn es dachte sich's wohl, die Mutter müsse das Brüderchen getötet haben, weil sie auf sein Fragen, ob dasselbe noch nicht wieder zurück sei, mit „nein" geantwortet hatte. Der Vater war draußen im Walde und machte Stöcke (machte sich Holz, indem er Erdstöcke, Strünke und Gewurzel von gefällten Bäumen ausgrub). Als es nun Mittag wurde, da sagte die Mutter zum Töchterchen, es solle dem Vater das Essen bringen, was es auch that. „Nun," sprach verwundert der Vater, „heute bringst du ja Fleisch!" Und noch mehr verwunderte er sich, als ihm das Fleisch so süß schmeckte und so gut, wie er noch keins gegessen zu haben sich erinnerte. Sein Töchterlein aber blieb traurig und las die abgegessenen Knöchlein auf und sammelte sie, und siehe da! die Knöchlein, als sie beisammen waren, flogen fort wie ein Vöglein. Und das Vöglein kam auf ein Bäckerhaus zu sitzen, da sang es:

Meine Mutter mich schlug,
Meine Schwester mich trug,
Mein Vater mich aß,
Mein Schwesterje mich zusammenlas,
Auf e Stöckelje (Stöcklein)
Ich fortgefloge bi e Vögelje.

Der Bäcker, dem der Gesang gefiel, rief dem Vögelchen zu, daß, wenn es noch einmal so sänge, er ihm einen Wecke hinaufwerfen werde. Das Vögelchen that's und bekam den Wecke. Darauf flog es auf das Haus eines Schuhmachers. Da sang es wieder:

Meine Mutter mich erschlug,
Meine Schwester mich trug,
Mein Vater mich aß,
Mein Schwesterje mich zusammenlas,
Auf e Stöckelje
Ich fortflog bi e Vögelje.

„Dein Sang," rief der Schuhmacher, „gefällt mir gar wohl, laß ihn noch einmal hören, dann werd' ich dir auch ein Paar Schlappen (alte, zu Pantoffeln gewordene Schuhe) geben!" Das Vöglein willfahrte und bekam daher die Schlappen hinaufgeworfen. Es flog weiter, erst auf eines Hutmachers Haus, wo es, nachdem es da auch mit seinem Gesange gefallen und ihn hatte wiederholen müssen, einen Hut, dann auf das Dach eines Schneiders, wo es auf dieselbe Weise eine Weste erhielt; und so bekam es auf dem Hause eines Metzgers eine Wurst und endlich auf dem eines Müllers einen Mühlstein. Nun flog es auf den Schornstein seines Vaterhauses. Da kratzte es den Mörtel los, daß er auf die Klöße fiel, welche eben von der Mutter gekocht wurden. Die Mutter, bös darüber, schickte das Schwesterchen hinaus, zu sehen, woher das komme. Das Schwesterchen konnte nichts ersehen, bekam aber ein paar Schlappen herunter geworfen. Nun mußte, weil die Klöße immer noch mehr verunreinigt wurden, der Vater hinausgehen. Der konnte ebenso wenig etwas sehen, bekam aber einen Hut herabgeworfen. „Geh' du noch einmal," sagte darauf die Mutter zum Töchterchen, „damit ich erfahre, wer da gar nicht aufhören will, meine Klöße mit Dreck zu bewerfen." Und wieder

war nichts zu sehen, und wieder kam ein Geschenk ein Wecke, herab. Und so kam nachher, als der Vater ebenfalls zu schauen gegangen, eine Weste herab, und als auf's neue das Töchterchen war hinausgeschickt worden wieder eins, eine Wurst. „Nun," rief da die Mutter aus, „weil ihr bei all' den hübschen Sachen noch nichts entdecken könnt, so will ich wenigstens sehen, ob ich auch etwas herabgeworfen kriege!" Kaum stand die aber draußen, so kam der Mühlstein geflogen und schlug sie sieben Klafter tief in die Erde hinein.

Dr. Lotich.



Aus dem Spessart.



Der Spessart ist ein wunderbarer Wald,
Und drin erzählt man seltsame Geschichten;
Die Welt da draußen wechselt die Gestalt,
Wir bleiben stets die Alten, Treuen, Schlichten!

Mein Jäger sprach's und setzt in Ruh' den Hahn.
Vergeblich birschten wir drei Morgenstunden;
Es lief kein Tier die müden Schützen an,
Daß Ruhe wohl that Jägern so wie Hunden.

„Hier rasten wir! Der Platz ist wunderschön,
So kühl, so frei! Welch ein ergötzlich Schauen,
Hier in das Thal, dort nach den grünen Höhn,
Darüber fern und ferner Kuppen blauen!

Und hier der Bach, umrauscht von Erlenlaub,
Und in dem Bach die Muscheln — wie sie blitzen!
O schöne Muscheln, bald des Jägers Raub:
Es soll mein Lieb als Armband euch besitzen."

Drauf mein Gefährte: „Wünscht solch Kleinod nicht,
O, wagt es nicht, in diese Flut zu langen!
Ihr Weisen nennt es draußen ein Gedicht,
Was man erzählt von dieser Muscheln Prangen;

Und ist es kein Gedicht: die Ahne mein
Hat's schon erzählt — ihr könnt es jetzt auch lesen —
Wie einst ein Schloß da drüben auf dem Stein,
Und stolze Ritter in dem Schloß gewesen.

Schön war des Ritters Tochter, wunderhold,
Weshalb der Alte gern sein Liebstes schmückte,
Ihr Arm und Finger reich umwand mit Gold,
Und auf das Haupt ein Perlenkrönlein drückte.

Sie aber sprach: „„O, schau das Volk umher:
Wie elend ist's, wie ganz der Not zu eigen!
Sieht es den Glanz, fühlt es die Qual nun mehr;
Man soll den Armen keine Schätze zeigen!

Ja, gäb es hier, wie drüben in dem Bann,
Gewicht'ge Pächter, wollt' in Gold ich prangen;
Es könnte jeder reiche Vater dann
Fürs Töchterlein den gleichen Schmuck erlangen.

Doch schaut, im Bache gibt es Muscheln viel!
Mit Muscheln will ich Stirn und Busen kränzen;
Das ärmste Mädchen mag zu eitelm Spiel
Sich Muscheln suchen, kann in Muscheln glänzen.

Bringt Muscheln mir zu stolzem Krönelein,
Bringt Muscheln mir als Armband und als Kette!"“
Wie schön sie war in ihrer Muscheln Schein,
Schöner, als wenn in Gold gestrahlt sie hätte! —

Da war ein Knab' im Dorfe, sein Aug' so klar
Sein Herz wie Gold. Niedrigem Haus entsprungen,
Barg er den Wunsch, der still verblühet war,
Doch Tag für Tag ihn mächtiger umschlungen.

Sie kannt' ihn kaum; sie kannte nur den Gruß
Des scheuen Knaben, der mit frommem Bangen
Den Weg betrat, auf dem gewallt ihr Fuß.
Er hörte kaum des schönen Kind's Verlangen.

Nach Muschelzier, so ging er Tag und Nacht
Zum Bach und suchte Muscheln, suchte, wählte,
Und wählt' und suchte, bis ein Schmuck voll Pracht
Beisammen war, dem nur ein Stück noch fehlte:

„Dies letzte aber soll das schönste sein!“ —
Der Bach geht tief; im tiefsten, tiefsten Grunde
Lag eine Muschel; tück'schen Zauberschein
Warf spielend sie in weiter grüner Runde.

„Die wird doch mein!" — Und willenlos fast springt
Der Knabe von der Brücke jähem Rande:
Die Muschel wurde sein; den Taucher schlingt
Die Welle fort und wirft ihn tot zum Strande.

Den Schmuck erhielt das Mädchen, und sie hing
Ihn weinend um, die stumme, geisterbleiche;
Und als der Knab' begraben wurde, ging
Die Herrin weinend hinter seiner Leiche,

Trug nochmals jenen Schmuck und legt' ihn dann
Still zu den Schätzen, die nun alle ruhten —
Auch sie war tot, bevor ein Jahr verrann. —
O, tückisch sind die Geister solcher Fluten!"

Alex. Kaufmann.



Kaiser Friedrich I. und Gela.



Der edle, ritterliche Hohenstaufe, Friedrich Rotbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmutigen Wetterau. Er war damals erst drei und zwanzig Jahre alt und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer seiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmut der Jungfrau entzündeten in der Brust des Jünglings eine heftige Liebe, die bald sein ganzes Wesen erfüllte. Eines Tages

begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingerissen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Schöne Gela, ich lieb' euch, und kann es nicht länger verbergen.“

Die Jungfrau stand da, hoch errötend und verwirrt, und schlug die Augen nieder. — „Zürnt nicht!“ rief Friedrich, und drückte ihre Hand an seine Lippe und entfernte sich eilig.

Von dieser Stunde an schien Gela den jungen Herzog zu meiden. Er wurde darob trübsinnig und fast menschenscheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderungen, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte die Ursache erraten. Die schöne Gela allein wußte recht gut Bescheid, aber das Geheimnis lag wohlverwahrt in ihrem Busen.

Eines Abends begegneten sich beide in einem einsamen Gehölz an der Kinz. Gela suchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schwester. Friedrich grüßte sie ehrerbietig — doch als sie auf dem schmalen Pfad an ihm vorüberging und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor seinen Blicken; mit einem dumpfen „ach“ taumelte er gegen einen Baum und hatte Mühe, sich an dem Stamm desselben aufrecht zu erhalten.

Gela wurde ergriffen von seinem Zustande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet ihr mich in der Burgkapelle.“

Friedrich fand sich bald nach Mitternacht an dem bestimmten Orte ein, denn der Schlaf floh seine Augen. Gela erschien mit dem ersten Hahnenschrei. Sie zog ihn sanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, setzte sich neben ihn und sagte: „Ihr liebt mich, und ich mag euch nicht verbergen, daß ich euch auch liebe, wenn ich schon nicht die Eurige werden kann, denn ihr müßt euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen und Herzöge." —

Friedrich wollte sie unterbrechen, aber sie legte ihm sanft die Hand auf den Mund und fuhr fort: „Ich mag nichts haben außer dieser meiner Liebe, ihr dürft euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte ist heilig, und wenn ich fehle, so ist mir die Mutter des Erbarmens nahe. Ich will euch, wenn ihr's wünscht, jeden Tag, in eben dieser Stunde und an eben diesem Orte sehen — aber sonst nirgendwo ohne Zeugen. Unsere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte sie einst mit hinübernehmen, wenn ich scheide."

Der Jüngling schaute sie an, wie ein höheres Wesen, und ihm wahr, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegossen. Er hätte jetzt alle seine Ansprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabscheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht untersank im Strom weicher Gefühle. Die Liebenden sahen sich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte in stiller Seligkeit an Gelas Wange, an Gelas Herzen, doch stieg nie eine unreine Begierde auf in seinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiser

Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit sei, der Ehre seine Schuld zu bezahlen. — „Unsere Liebe ist ewig!“ rief der edle Hohenstaufe, und bot ihr die Hand zum Abschied. „Ewig!“ sagte Gela, und sank an seine Brust.

Er ging nach Palästina und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinz zurück. Sein Vater war inzwischen gestorben und das Herzogtum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich suchte seine Gela auf, aber sie hatte den Schleier genommen, und er fand nur einen Brief von ihr des Inhalts:

> „Du bist Herzog und mußt Dir eine Gattin wählen. Ich habe ein glückliches Jahr gelebt, und dies reicht aus für mein übriges Leben. Unsere Liebe ist ewig.“

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten seiner Geliebten und schwur, ihrer wert zu bleiben. Gelas Brief trug er beständig auf seiner Brust, und als er nach einigen Jahren sich vermählte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er sie nie lieben könne. An der Stelle, wo er seine Geliebte im Gehölz gefunden, legte er den Grundstein zu einer Stadt und nannte sie Gelahausen, und in diesem Namen bewahrt sich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenstaufen.

A. Schreiber.



Gelnhausen.



Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu sprechen:
Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend uns halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demut küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.

Herrlich hat sein Schloß gestanden
Hier vor langer, ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heil'gen Streit.

Rotbart, wie so fest gebunden?
Hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden?
Sind das Thränen an der Wand?

Alter Herr, ich kann dir melden
Reiches, schönes Freudenwort:
Schau! Dort zieh'n viel tausend Helden
In die Schlachten Gottes fort.

Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heil'ge Kreuz;
Wieder kehrt aus deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.

Magst nun dich zur Ruhe legen,
Altes, stolzes Kaiserhaupt!
Deine Kraft, dein Waffensegen
Wird uns nimmermehr geraubt.

M. v. Schenkendorf.



Sagen aus Nassau.





Der Rhein von Mainz bis Coblenz.



Der Rheingau.

So geht's hinab den breitgestreckten Rhein!
Smaragdne Inseln tauchen aus den Wellen,
Die in der hocherglühten Sonne Schein,
Umweht von Kühling, üppig grünend schwellen,
Fruchtfelder wogen dort am hohen Strand,
Des Blütenstaubes volle Wogen quellen
In Wolken auf, befruchtend rings das Land;
Darüber ragen dicht fruchtreiche Bäume;
Weingärten blühen weiter, ihren Rand
Umgrenzen hoch am Berg der Wälder Säume.

Und Dorf und Städtchen grüßen nah der Flut,
Turm, Giebel, Gärten spiegelnd in dem Flusse,
Die klaren Wogen klingen wohlgemut,
Bezaubert von der Landschaft holdem Kusse. — —
Und wilde Rosenkränze, morgenschön,
Umleuchten bald die Stirnen ros'ger Frauen,
Die Männer winden sich beim Liedgetön
Des Weinstocks Zweige rings um Haupt und Brauen.

Bacchantisch wallt es fort, als käm zu Gast
Ein lustig Märchen durch die Welt gegangen.
Wir machen dann am Waldessaume Rast,
Von schmucken Buchenzweigen überhangen —
Dicht hinter uns duftvoll Waldeinsamkeit,
Viel wilde Blumen sieht der Blick dort prangen,
Die Amsel singt aus hohen Wipfeln weit,
Die scheuen Rehe zieh'n am Abhang nieder —
Erschreckend rauscht der Eiche grünes Kleid,
Und zieh'n aus Schluchten süße Waldhornlieder

Und vor uns liegt so reich der rheinische Gau,
Daß selbst ein Engel seinen Segen priese.
Ihr glaubt nicht mehr nach dieser mächt'gen Schau
Das Märchen vom verlornen Paradiese.
Und strahlt' euch auch der Erde hellster Glanz,
Nie saht ihr Lande heller noch als diese
Im Sommertage blüh'n. Den Blütenkranz,
Den diese Landschaft beut, sucht ihr vergebens.
Dem Dichter glaubt: hier blühet voll und ganz
In seiner Herrlichkeit der Baum des Lebens!

Denn auf den milden Sonnenhügeln steh'n
Der Erde würzigste und beste Reben.
Mögt ihr der Länder weiten Kreis durchgeh'n,
Duftreicher wird kein Freund den Wein euch geben.
Bei diesem Schmuck in Berg und Strom und Flur
Wie treibet Flut auf Fluten hier das Leben!
Es ist als staunte selbst sich an Natur!

Seht tausend Lerchen in die Lüfte klettern
Und über dieser Landschaft im Azur
Die nimmermüden süßen Lieder schmettern!

Von Bingen bis Coblenz.

Und ernster wird der Landschaft heitres Bild:
Natur, die eben hold und froh gedichtet,
Ergießt sich hier in Rhythmen, stürmisch wild,
Rings hat sie Schöpfungstrümmer aufgeschichtet.
Den Lauf des breiten, tiefen Stromes hemmt
Geklipp und Riff, fest, trotzig aufgerichtet,
An denen sich der Kahn zerbrechend stemmt,
Wenn klugen Sinn's ihn nicht der Schiffer leitet.
Und zornig ob der Hindernisse schwemmt
Der Fluß, der Unheil und Gewalt bereitet.

Bald dehnt er sich, ein glatter weiter See,
Melancholie liegt brütend drauf ergossen,
Als hegte hier die Welt ein tiefes Weh,
Verschlossen zwischen starren Felskolossen,
Als trau'rte sie ob einem jähen Tod.
Waldbäche kommen in den Fluß geschossen —
Der einz'ge Klang! Ein dumpfer Schrei der Not
Gibt dir das Echo Antwort aus den Schluchten;
Der Rhein vergaß fast, daß er Strom; das Boot
Des Schiffers zieht gemach gleich wie auf Buchten.

Doch vom Gestad grüßt mancher stolze Bau,
Das Mittelalter hat sich hier entfaltet;
Rings ragt Gemäuer, fest, gewaltsam, grau,
Zur Zeit des Faustrechts kriegerisch gestaltet.

Es ist, als wäre jener Zeit Geschlecht,
Das nun im namenlosen Grab erkaltet,
Geflüchtet her zu mördrischem Gefecht,
Es ist, als müßten aus den dunkeln Türmen
Gestalten, die einst trotzten allem Recht,
Noch Nächtens hier zu Geisterschlachten stürmen.

So sind sie alle! Sieh, welch prächtig Nest!
Da hängt's mit seinen starken dumpfen Mauern,
Mit seinen Türmen an dem Berge fest!
Sieh, seine Thore, die zerbrochen trauern!
Der Epheu kriecht das Steinwerk grün hinan,
Die Ginster schaust du drauf im Winde schauern,
Riedgras dabei! Da liegt es wie im Bann.
Hier hat die Armbrust lange nicht geschwirret,
Hier hat mit Schwert und Lanze Mann und Mann
Im blut'gen Kampfe lang sich nicht verwirret.

Dazwischen ragen Kirchen alter Zeit.
Du trittst hinein und fühlst die Seele beben.
Die Kunst hat sie geheiligt und geweiht.
Wer wagte diese Säulen zu erheben?
Wer hat des Kreuzgangs Wölbungen erdacht,
Wer dieses Zierats holdes Blumenleben?
Wer malte dieses Fensters Flammenpracht,
Durchlodert von der Sonne Strahlengeistern?
Sie haben still und ernst ihr Werk vollbracht,
Doch niemand spricht dir von den großen Meistern.

— — — — — — — — — — — —

Vom Felsenkamme starrt ein Ritternest
Mit kühnerhabner Türme trotz'gen Zinnen,
Mit starren Mauern, stark gefügt und fest,
Mit dumpfen, tiefen, feuchten, grausen Kerkern,
Mit kecker Brücken kargem Überrest,
Mit hohlen Fenstern und mit öden Erkern.

Wolfgang Müller von Königswinter.



Lorelei.



Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin!
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließet der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar;
Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

H. Heine.



Die Jungfrau auf dem Lorelei.



In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Lorelei (Lurley) um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmutiger Stimme sang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu Grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeuges achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgelöst wurden, wie das zarte Leben der Blume sich in süßem Dufte verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendrot und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihr Netz auswerfen sollten, und jedesmal, wenn sie den Rat der Jungfrau befolgten, thaten sie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wohin sie kamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mär und faßte eine innige Zuneigung zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand,

auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen und ließ sich stromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug dem Lorelei näherte. „Seht ihr sie dort, die verwünschte Zauberin? Das ist sie gewiß!" riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie am Abhang des Felsenberges; nicht weit vom Strome, saß und einen Kranz für ihre goldenen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme und war bald seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nötigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und noch einige Schritte davon wollte er ans Land springen und die Jungfrau fest halten; aber er nahm den Sprung zu kurz und versank in den Strom, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammenschlugen.

Die Nachricht von dieser traurigen Begebenheit kam schnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wut zerrissen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den strengsten Befehl erteilte, ihm die Unholdin tot oder lebendig zu liefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen; doch bat er sich aus, die Hexe ohne weiteres in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dies zufrieden. Der Hauptmann zog gegen Abend aus und umstellte mit seinen Reisigen den Berg in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drei der beherztesten aus seiner Schar und stieg den Lorelei hinan. Die Jungfrau saß oben auf der

Spitze und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von fern kommen und rief ihnen zu, was sie suchten. „Dich, Zauberin!“ antwortete der Hauptmann, „du sollst einen Sprung in den Rhein dahinunter machen.“ — „Ei,“ sagte die Jungfrau lachend, „der Rhein mag mich holen.“ Bei diesen Worten warf sie die Bernsteinschnur in den Strom hinab und sang mit schauerlichem Ton:

„Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind.“

Urplötzlich rauschte ein Sturm daher; der Rhein erbrauste, daß weitum Ufer und Höhen von weißem Gischt bedeckt wurden; zwei Wellen, welche fast die Gestalt von zwei weißen Rossen hatten, flogen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erst erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sei und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück und fanden dort mit Erstaunen den totgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Loreleijungfrau ließ sich von der Zeit an nicht wieder hören, obgleich sie noch ferner den Berg bewohnte und die Vorüberschiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte. A. Schreiber.



Die Gründung von Mainz.



Gewaltig schüttelte der Herbststurm die Wipfel mächtiger Tannen und wühlte in den grünlichen Fluten des alten Rheins; einzelne Wolken zogen flüchtig aus Westen am Himmel hin, von wo der Mond nur ein mattes, blasses Licht zur Erde sandte; das heisere Geheul hungriger Wölfe drang aus den dichten Wäldern: es war eine schauerliche Nacht viele Jahrhunderte vor unserer Ära. Desungeachtet wanderte ruhig und furchtlos ein fremdartig gekleideter Mann mit einem Ränzlein auf dem Rücken und einem breiten Schwerte an der Seite den Ufern des Rheines entlang. Er war hochgewachsen, und sein Gesicht beschattete ein Bart, wie man ihn jetzt noch an den antiken Köpfen aus den Römerzeiten sieht; die ganze Erscheinung war Ehrfurcht gebietend.

Es war etwa in der Gegend der alten Stadt Trier, als sich der Wanderer ermüdet am Rande einer mit Hagenbuttensträuchern bewachsenen Erhöhung unter einer alten Tanne niederließ. „Welcher Sturm tobt über diese rauhen Gefilde!“ begann er zu reden, „es ist doch ein wildes, barbarisches Land, dieses Germanien; seine Einwohner gleichen gewiß dieser Natur. Was habe ich aber für Wahl! Ausgestoßen aus dem schönen, milden Lande jenseits der Gebirge, bleibt mir nichts übrig, als meine Kunst unter diesem rauhen Himmel zu üben, und ich glaube, es soll mir gelingen, Land und Leute zu mildern.

Nach dieser Rede öffnete der Wanderer sein Päck-

lein und fing, durch die Reise hungrig geworden, begierig an zu essen. Plötzlich ließ sich ein fürchterliches Geheul vernehmen, das aus einem nahen Busche kam. — „Nicht allein die Menschen, sondern auch diese graubepelzten Tiere, die hier noch häufiger als im schönen Italien sein sollen, scheinen es auf mich gepackt zu haben,“ — dachte der Fremde. Und wirklich hatte er sich nicht getäuscht, denn ein mächtiger Wolf stand auf einmal vor ihm und betrachtete ihn mit grimmigem Blicke. Der Fremde ergriff aber ohne Furcht sein kurzes, breites Schwert, und bevor die Bestie Zeit hatte, einen Satz zu thun, stieß er es ihr mit solcher Macht in die Brust, daß sie zu seinen Füßen ihr räuberisches Leben ausröchelte. Hierauf setzte er sich wieder an seinen Platz und verzehrte den Rest eines geräucherten Käse, gerade als ob nichts vorgefallen wäre.

Dieser Fremdling war der in Zubereitung kräftiger Salben und in der Kenntnis der mannigfachen Kräfte der Natur wohlerfahrene Mago Nequam, von Geburt ein Kelte, und vertrieben aus Italien, weil er die Götter verhöhnt und den Aussagen der Priester keinen Glauben beigemessen hatte.

Den Tag nach der obenerwähnten Nacht kam Nequam in dem alten Trier, damals nur aus einigen Höfen bestehend, an. Sein Erscheinen war den wilden, rauhen Söhnen Germaniens auffallend; kein römischer Fuß hatte bis dahin Deutschland betreten, und noch unabhängig von fremdem Einflusse und frei von fremden Sitten lebten seine Einwohner in einem halb wilden Zustande, tranken ihren Met und aßen ihr Wildbret.

Kamen je einmal die naseweisen Gallier zu einem ungebetenen Besuche, so wurde ihnen derselbe von den deutschen Speeren und Streitäxten so verleidet, daß sie selten einen zweiten wagten! Auch Nequam wäre fast erschlagen worden ob seines fremdartigen Aussehens, hätte sich nicht eine Priesterin seiner angenommen, mit prophetischem Geiste des Fremdlings Weisheit mit beredten Worten preisend.

Von dem Horne eines gewaltigen Auerochsen schwer verwundet, lag der Graf des Gaues gefährlich darnieder; man führte Nequam vor ihn; er untersuchte die Wunde, bediente sich seiner mitgebrachten Salbe und kräftigen Kräuter, und der Gaugraf genas in kurzer Zeit. Aus Dankbarkeit erlaubte ihm derselbe, in der Gegend zu bleiben und seine göttliche Kunst zu üben, und siehe! Nequam that es mit solchem Erfolge, daß sein Ruf bis tief in die germanischen Wälder drang. Dabei war er ein schöner, stattlicher Mann, der in Führung des Speeres und in tapferen Thaten keinem Deutschen nachstand. Was Wunder also, wenn die blauäugige Tochter des Gaugrafen es gerne sah, daß der liebenswürdige Zauberer ihr schön that; seine Worte waren süß und einschmeichelnd und ganz dazu geeignet, ein weibliches Herz zu gewinnen. Manche Abende belauschte der Mond das liebende Paar, wie es in harmloser Minne schöne Stunden verlebte; aber plötzlich zogen sich an dem Horizonte der Liebenden düstere Wolken zusammen. —

Mechtilda sollte nach dem Willen ihres gestrengen Vaters das Weib eines Anderen werden. Gerhardo,

der Sohn eines mächtigen Gaugrafen in der Nachbarschaft, hatte bereits um sie geworben und die Zusage ihres Vaters erhalten. Nequams Nebenbuhler war aber ein gar wilder und ungestümer Mann, der dem Zauberer jedenfalls das Lebenslicht ausgeblasen hätte, wenn nicht die Sage verbreitet gewesen, diesen seinen Feind könnten keine irdischen Waffen verwunden, er sei fest gegen Feuer, Speer und Schwert. —

Außer Mechtilda hatte Mago Nequam unter den Deutschen auch noch viele andere Anhänger und Verehrer; mancher, dem er mildere Sitten und nützliches Wissen beigebracht hatte, war seinen Lehrer in treuer Anhänglichkeit ergeben.

Der Zauberer war ein großer Freund des edlen Weidwerks, und fast kein Tag verging, daß er nicht in Begleitung seiner Schüler und Freunde die Wälder durchstrichen hätte. Nun trug es sich zu, daß er eines Tages seinem Feinde Gerhardo auf der Jagd begegnete. „Ha, elender Fremdling, jetzt fährst du hinab in der Hela finsteres Reich!“ — rief Gerhardo, mit gewaltigem Arme seinen Speer nach Nequam schleudernd; dieser aber wich schnell und gewandt dem vernichtenden Wurfe aus, so daß die Waffe über ihn weg in eine Eiche fuhr. Es entstand nun ein allgemeiner Kampf, in welchem Gerhardo schwer verwundet wurde. —

Noch war die Dämmerung nicht angebrochen, als Mechtilda ihren Geliebten hastig aus dem Schlafe rüttelte. „Eile!“ begann sie, „soeben erhalte ich die Kunde, daß Gerhardo's Vater mit seinen sämtlichen Mannen im Anzuge ist; er will seinen Sohn rächen

oder selbst untergehen. Auch mein Vater ist sehr ungehalten über dich, deines Bleibens ist daher nicht mehr hier. Sei indessen zufrieden, ich folge dir." Wenn du mir folgen willst, so sei es!" entgegnete der Zauberer, sich schnell reisefertig machend. Draußen harrten ihrer schon die getreuesten Anhänger.

Noch waren die Flüchtlinge nicht weit entfernt, als sie schon die Schlachtgesänge der herbeieilenden Germanen vernahmen. Sie beeilten ihre Schritte und erreichten glücklich die Stelle, der gegenüber sich des Maines gelbliches Gewässer mit den grünlich klaren Fluten des Rheines vermischt. „Da ist's schön, da laßt uns weilen!" sagte die schöne Mechtilda. „Ja, da ist's schön, da wollen wir uns niederlassen!" entgegnete Nequam und seine Begleiter. Auf des Zauberers Befehl waren bald einige Häuser errichtet; sein Ruf als Meister in der Zauberkunst verbreitete sich bald in die fernsten Gegenden; von allen Seiten strömten die Germanen herbei, um sich seines Rates zu bedienen, ein Haus entstand nach dem anderen und — Moguntia war gegründet. —

Einst fand man einen breiten Stein, und als man denselben mit vieler Mühe umgekehrt hatte, sollen deutlich die Worte da gestanden haben: „Moguntia ab antiquo Nequam."

G. Kaut.



Der Mäuseturm.



Es war, wie die Sage berichtet, nach Christi Geburt 968, als Hatto II., Abt zu Fulda, ein Mann von großer Klugheit und überhaupt glänzenden Geistesgaben, zum Erzbischof von Mainz erwählt ward. Er war aber ein hartherziger Mann und dem Geize sehr ergeben, häufte daher Schätze auf Schätze und verwahrte sie sorgfältig.

Während seiner Regierung trat zu Mainz und in der umliegenden Gegend eine so große Hungersnot ein, daß die Armen aus Mangel an Lebensmitteln dahin starben. Ein großer Haufen drang vor Hattos Schloß und bestürmte ihn mit flehenden Bitten um Linderung ihrer Not.

Der hartherzige Mann verweigerte es ihnen und schalt sie, daß sie müßiges, schlechtes Volk wären und nicht arbeiten wollten.

Die Armen wurden ungestümer und forderten mit furchtbarer Stimme Brot.

Da ließ Hatto eine große Anzahl Hungriger, unter dem Scheine, als sollten Früchte und Lebensmittel unter sie ausgeteilt werden, in eine Scheune sich sammeln, ließ diese dann zuschließen und in Brand stecken, so daß alle den elenden Tod in den Flammen starben. Und während der Unglücklichen Klaggeschrei aus dem Feuer himmelan stieg, rief er in ruchloser Fühllosigkeit den Mithelfern des Verbrechens zu: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen?"

Aber es schwieg nicht bei dieser Greuelthat die Rache des Himmels, die einen wunderbaren und noch nie erhörten Tod über Hatto verhängte. Es entstand nämlich und stürzte aus der Asche der erbärmlich Verbrannten auf ihn zu ein solches Heer von Mäuse, daß, wohin er sich auch wenden mochte, diese Tiere mit Bissen ihn verfolgten. Schloß er sich noch so eng ein, so drangen sie durch die kleinsten Ritzen, stürmten in unzähliger Menge auf ihn los und bissen, zerfleischten und zernagten ihn. Und so groß war ihr Ungestüm, daß, je heftiger man sie abzuwehren suchte, mit desto stärkerer und erneuerter Wut sie auf ihn losgingen; ja, wo sie an Wänden und Tapeten seinen Namen fanden, den nagten sie weg.

Als sich nun der Bischof in dieser jämmerlichen Lage zu Land nirgends sicher sah, da suchte er im Wasser Hülfe. Er ließ sich deshalb in einem Nachen nach einem unterhalb des Städtchens Bingen mitten im Rhein erbauten Turme übersetzen, der von alters her als Warte diente, um die Schiffenden vor der Gefahr des Bingerlochs zu warnen.

Hier, durch doppeltes Bollwerk sich sicher wähnend, hoffte er, der reißende Strom werde den Mäusen den Zugang zu ihm verwehren und er so vor ihrer Wut gerettet sein. Allein auch da entging er der göttlichen Strafe nicht. Die Mäuse schwammen in so ungeheurer Zahl über den Strom, daß sie, obgleich eine Menge im Strome ersoff, dennoch zu Tausenden am Turme anlangten. Nun kletterten sie an den Mauern hinauf, drangen überall ein, dem Bischofe nach und zerfleischten

ihn so, daß er endlich des jämmerlichsten Todes sterben mußte.

Lehnert.



Der Mäuseturm.



Am Mäuseturm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht;
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein.

Du flohst auf den Rhein in den Inselturm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schlossest den Turm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt;
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht;
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

A. Kopisch.



Ritter Brömser von Rüdesheim.

Als der heilige Bernhard zu Speier das Kreuz predigte, ließ sich nebst vielen andern Edlen des Rheingaus auch Hans Brömser von Rüdesheim mit demselben bezeichnen und zog nach Palästina. Dort verrichtete er große Thaten durch die Tapferkeit seines Arms, und sein Name war hochgeehrt unter den Franken und sehr gefürchtet unter den Sarazenen. In einem wilden, felsigen Thal hauste ein Drache, der sich dem christlichen Heer gar furchtbar machte, denn er erwürgte die Kriegsknechte, welche dahin geschickt wurden, Holz und Wasser zu holen, und zuletzt wollte sich niemand mehr in die Nähe des Ungetüms wagen. Da setzte Brömser seinen Helm auf, nahm Schild und Schwert und ging zum Lager des Drachen und tötete ihn, als er eben aus seiner Höhle hervorkroch. Aber in diesem Augenblick fiel ein Haufe Ungläubiger, die im Hinterhalt gelauert hatten, über ihn her und schleppte ihn als Gefangenen fort. Lange schmachtete er gefesselt in einem Kerker und fern war jede Hoffnung der Erlösung. Da gelobte er eines Tags, so er wieder heimkehren würde an den schönen Rhein, seine einzige Tochter Gisela dem Himmel zu weihen und ihr den Schleier zu geben. Bald darauf wurde der Ort, wo Brömser gefangen saß, von seinen Landsleuten eingenommen und nun vertauschte er freudig die Waffen mit dem Stab und der Kürbisflasche und pilgerte über Frankreich nach dem deutschen Lande.

Ohne irgend einen widrigen Zufall stieg er zu Rüdesheim ans Land. Thränen netzten seine Wangen, als er seine Burg betrat und seine Tochter mit dem Gesinde jubelnd ihm entgegen kam, und er konnte nur mit einem Blick zum Himmel ausdrücken, was in seiner Seele vorging. Die schöne Gisela war während seiner dreijährigen Abwesenheit zur blühenden Jungfrau herangewachsen und die Freude über die Heimkehr ihres Vaters hatte ihr ganzes Wesen verklärt. Aber wie von der Hand des Todes berührt, erstarrte das junge Leben in ihrer warmen Brust, da jetzt der alte Brömser seines Gelübdes erwähnte.

Gisela hatte ihr Herz seit einigen Monaten an einen jungen Ritter aus der Nachbarschaft verschenkt, der ihrer Liebe vollkommen wert war. Darum hatte sie auch gehofft, ihr Vater werde ihre Wahl billigen. Sie warf sich zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und flehte mit Worten und Thränen. Ihrer Liebe wolle sie entsagen, nur möge er sie nicht verstoßen aus dem Hause, in welchem sie geboren worden. Treulich wollte sie sein Alter pflegen und seine trüben Stunden zu erheitern suchen. — Sie erinnerte ihn an die Zeit, da er sie als Kind auf den Armen getragen, an ihre Mutter, deren Andenken ihm immer so teuer gewesen, aber Thränen und Worte konnten seinen starren Sinn nicht biegen. Er drohte, ihr zu fluchen und der Asche ihrer Mutter, wenn sie nicht gehorchen würde; da brach ihr Herz, ihre Sinne verwirrten sich, sie sprang auf, öffnete die Thüre des Söllers, der über dem Rhein erbaut war; der Sturm heulte im Thal, furchtbar

tosten die Wellen des Stromes, wie ein Gespenst rauschte hinter ihr her der Fluch ihres Vaters; sie wollte entrinnen und stürzte sich in den Abgrund. Bei Hattos Turm fand man des andern Morgens ihre Leiche.

Oft sieht der Schiffer noch in der stillen Abendstunde ihren Schatten am alten Burggemäuer schweben und hört ihren Klageton, der im Gesäusel des Windes zerfließt.

Der alte Brömser härmte sich über den Tod seiner Tochter und gelobte zur Lösung ihrer Seele eine Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieses Gelübdes wieder. Da weckte ihn einst um Mitternacht eine furchtbare Erscheinung; vor ihm stand der Drache, welchen er einst in Palästina getötet, und sperrte den schrecklichen Rachen gegen ihn auf und drohte ihn zu verschlingen. Aber plötzlich schwebte eine blasse, jugendliche Gestalt herab, die er für seine Gisela erkannte. Bei ihrem Anblicke entfernte sich das Ungetüm; die Gestalt sah ihn wehmütig an und verschwand. In diesem Augenblicke fielen die Sklavenketten, welche er in Palästina getragen und zum Wahrzeichen mitgebracht, laut rasselnd von der Wand herab, er erwachte darüber, zitternd vor Angst. — In der Frühe desselben Tags kam einer seiner Knechte mit einem Marienbilde vom Felde nach Hause. Ein Ochse hatte es hervorgescharrt, und das Bild hatte um Hilfe gerufen. Jetzt machte Brömser sogleich Anstalten zur Erfüllung seines Gelübdes. Auf der Stelle, wo das Bild gefunden worden, ließ er eine Kirche erbauen und ein Kloster und nannte es Not Gottes.

Noch zeigt man in der Kirche seine Sklavenketten und die Zunge des von ihm besiegten Drachen.

In der Burg, welche jetzt dem Grafen von Metternich gehört, erinnert noch manches an jene alte Zeit. Im Rittersaale hängen die Ahnenbilder, je Mann und Frau auf einer Tafel, dabei Namen, Jahrzahl, Wappen und Reime. In der Kapelle sieht man die Hörner des Ochsen, welcher das Wunderbild aus der Furche gescharrt.

Das Schlafgemach ist mit allerlei Figuren bemalt und das geräumige Ehebett mit Schnitzwerk verziert und mit Vorstellungen aus dem alten Testament, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. Neben dem Bett ist ein uraltes Schränkchen, und hin und wieder erblickt man verschiedenes Geräte, Stühle, Fußschemel und dergleichen, alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie damals auch die Menschen waren.

A. Schreiber.



Rolandseck.



Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, streifte einst von Ingelheim am Rhein hinab, um die schönen Gegenden im Frühlingsschmuck zu sehen. Abends kam er auf eine Burg, wo er um ein Nachtlager bat und mit treuherziger Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Der Burgherr schüttelte ihm freundlich die Hand, wie einem alten Bekannten, und seine Tochter

holte alsbald Wein und Brot herbei und füllte einen schönen gläsernen Pokal, worauf das Wappen des Burgherrn gar künstlich in Farben zu sehen war. Als nun die Jungfrau vor ihm stand in aller Schönheit und Anmut und mit züchtigem Erröten ihm den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar sonderbar, und seine Hand zitterte, indem er das Glas nahm, und er wurde darob glühend rot. Da dachte er bei sich: Das ist dir nie vor dem Feinde geschehen, und selbst unter den Säbeln der Sarazenen nicht; und schnell ermannte er sich wieder und wußte dem Burgherrn auf alles recht gut Bescheid zu geben. Aber die ganze Nacht durch stand das Bild der Jungfrau vor ihm, und er schlief nur wenige Stunden. Des Morgens beim Abschied fragte ihn der Burgherr nach seinem Namen. Roland schämte sich fast, ihn zu sagen, denn es war damit gar großer Ruhm verbunden, und das Volk sang viele Lieder von seinen Thaten. Der alte Ritter war höchlich erfreut, einen solchen Gast bei sich zu haben, und bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. Die sittsame Hildegund sagte kein Wörtlein dazu, aber man mocht' ihr's wohl ansehen, daß ihr der Fremde nicht ungelegen war.

Roland blieb gern, und seiner Liebe wuchsen bald die Schwingen so schnell, daß sie mutig wurden. Bald gab es auch eine günstige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten und fand dort die Jungfrau, wie sie unter einem Apfelbaum saß, die Hände faltete, als ob sie betete. Ein frommer, freundlicher Traum mußte in ihrer Seele sein, das sah man an der Huld ihres Mundes und an der Sinnigkeit ihrer Geberden.

Roland ging auf sie zu und wußte nicht recht ein Gespräch anzuknüpfen. Die schöne Hildegunde sah eine Rosenknospe am Boden liegen und hob sie auf. Roland bat sie darum. Bis jetzt, sagte er, schmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und der Tugend ihrer Fräulein sprechen, muß ich die Augen niederschlagen und schweigen.

Die Jungfrau errötete, schaute ihn an, überrascht und ergriffen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ihm die Rose geben, ließ aber schnell den Arm wieder sinken. Rolands Auge flehte so innig und doch so bescheiden, daß sie ihm die Rose darreichte mit den Worten: Das Schöne vergeht schnell.

Roland wagte es jetzt, von seiner Liebe zu reden, und Hildegund gestand ihm, mehr mit Blicken als Worten, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Sie gelobten sich ewige Treue, und Roland versprach gleich nach dem bevorstehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren und sie heimzuführen als seine Hausfrau.

Der Abschied der Liebenden war still und schmerzlich. Sie schieden mit einem Händedruck, und was sie sich hätten sagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in gänzlicher Zurückgezogenheit und harrte täglich auf Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er sich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, sangen seine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verflossen und die Nach-

richt von einem Frieden verbreitete sich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß und bat um Herberge. Er hatte in Karls Heer gedient und Hildegund erkundigte sich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden.

Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen. Im stummen Schmerz saß sie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen bat sie ihren Vater, den Schleier nehmen zu dürfen, und sie ging in das Kloster auf den Frauenwörth. Der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, war ein Verwandter ihres Hauses und gestattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen und nach drei Monaten schon das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um sie als Braut heimzuführen. Er war für tot auf der Wahlstatt liegen geblieben, aber doch wieder zu sich gekommen und durch sorgsame Pflege seiner Wunden genesen.

Als er hörte, was vorgegangen, warf er seine Waffen von sich und ließ eine Klause bauen auf dem Fels, der seitdem Rolandseck heißt, an dessen Fuß der Frauenwörth im Rheine liegt. Da saß er nun tagelang vor der Thüre seiner Einsiedelei und sah herab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, stand er auf vom Lager und ging hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme

unterscheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sei Hildegunde die für ihn bete.

Zwei Jahre gingen so vorüber und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbstmorgen schaute er herab auf das Kloster, wie gewöhnlich, und sah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüsterte: Es ist für Hildegunden! Er schickte einen Boten in das Kloster und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebenden von den Toten. Der Schmerz überwältigte sein Leben, und man fand ihn vor seiner Klause sitzen, starr und tot, die Augen nach dem Kloster gewandt.

A. Schreiber.



Das Wisperthal.



Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehreren Jahrhunderten begab sich's daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustreisten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch

hörten sie von dem wunderlichen Thale und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Mutig arbeiteten sie sich durch die Wildnis und gelangten nach einer halben Stunde zu einer ungeheuren Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale, spitz zulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Domes. Aus einem der Fenster schauten neben- und übereinander drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes „Bst“ zu, und diese sagten untereinander: „Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf und ihnen die Zeit verkürzen.“ Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thür. Die drei Gesellen gingen hinein und kamen durch einen langen, dunklen Gang an eine Treppe. Diese führte sie in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsternis war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen geriet einer der Wanderer an eine Thür und öffnete sie. Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. „Seid uns willkommen!“ riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen; aber die Gesellen befanden sich in großer Verlegenheit, denn statt der drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten

welche hervor und boten den Fremden die Hände zum Gruß und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthür und ein hochgestalteter Greis trat heraus in schwarzem Gewande und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu und sagte: „Ihr seid wohl gekommen, meine Töchter zu freien. Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und will einem jeden von euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben.“

Da lachten die Mädchen noch mehr und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. — „Nun, so nehme ein jeder die Seinige!“ rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihm die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an und sagte: „Ich will's euch bequemer machen.“ Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu und wie unheimlich es auch den Gesellen ums Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht und sie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — „Ich erlaube euch, eure Bräute zu küssen,“ sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. „Jetzt müßt ihr aber auch eine Probe eurer Liebe geben“, fing der Greis wieder an. „Meine Töchter haben seit gestern abend ihre drei Schoßtiere verloren; das eine ist ein Star, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran

kennen, daß der Star ein Rätsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, ihr wackern Freier, und holt die lieben Tierchen, die fromm sind und sich gern fangen lassen."

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ungefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel nebeneinander auf dem Aste einer abgestorbenen Eiche sitzen.

„Starmatz, sag' uns dein Rätsel!" rief einer der Gesellen.

Der Star flog herab, ihm auf die Schulter, und sagte:

„Sprich, was sitzt dir im Gesicht
Und du sieht's im Spiegel nicht?"

„Rabe, Rabe, sing dein Liedlein!" rief der zweite.

Der Rabe sang mit etwas heiserm Ton:

„Einst ins Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vors Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um ins Vaterland
Und schwören: „Bei den Schlaraffen
Sei doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber größer sein.""

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baume herabflatterte und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte.

„Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von deiner Großmutter", rief jetzt der dritte.

Die Elster warf sich in die Brust und erzählte:

„Meine Großmutter war eine Elster und legte Eier und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wären, so lebten sie noch."

Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittiche und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu, welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen und ebenso wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung und in drei Nischen standen drei Tische mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unsere lieben Freier," krähten sie, wie aus einem Munde und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu schnattern und zu klappern an, der Star sagte sein Rätsel her, der Rabe sang sein Liedlein und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. Kurz, es war ein Gequiek und Gepiek, daß niemand ein Wörtlein verstehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm und führte ihn an einen der drei Tische und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie mit einander

verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich ein jeder einen Becher köstlichen Weins aufnötigen und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen in dichtem Gestrüpp am Fuß einer wildzerrissenen Felsenwand und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen und sich ins Freie zu arbeiten. Voll Scham und Ärger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte Bst, Bst herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinse. Am Ausgange aus dem Thale in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied, und der Star sagte sein Rätsel und die Elster erzählte ihnen ihre Geschichte. Einer der Gesellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüber ging: „Guter Freund, kannst du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?“

„Wenn ihr mir's nicht übel nehmen wollt,“ antwortete der Bauer, „so deut' ich euch den Scherz. Das Rätsel des Stars geht auf eine Nase, wie sie wohl mancher schon bekommen hat, die aber zum Glück niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster er-

zählt eine Geschichte, die eure Enkel auch einmal von euch erzählen werden."

Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an und vermaßen sich hoch und teuer, nie wieder auf ein Bst zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte. A. Schreiber.



Der Felsenritt im Wisperthale.



Der Ritter Sibo von Lorch war ein alter Mann, von Gram und Kummer schwer gebeugt; verlassen von der Gattin, die ihm ein früher Tod von der Seite gerissen, hatte er nur noch einen Trost, seine liebliche Garlinde, ein zwölfjähriges Töchterchen, aus dessen Augen ihm ein ganzer Himmel von Liebe und Leben entgegenlachte. Der Welt draußen war er abgestorben, Freunde suchte er nicht, Gäste sah er keine auf der Burg, und wenn je einmal ein Wandrer Einlaß begehrte, erhielt er mürrischen, unfreundlichen Bescheid.

So auch an einem späten Frühlingsabend, als der Thorwart anmeldete, ein Fremder stehe draußen, der um gastliches Nachtlager bitte. Sibo trat ans offene Fenster und sah im Mondschein über dem Graben ein kleines verwachsenes Männchen stehen. „Der Kobolde einer?" fuhr der Ritter heraus, „die mit Diebstahl und böser Hexerei den Dank abstatten? Fort mit dir, du Unhold."

Der Zwerg erwiderte einige unwirsche Worte, die

der Ritter nicht verstand, und verschwand. Dem Thorwart aber ward's angst und bange, er kannte das Geschlecht der Berg- und Waldgeister, die den Menschen versuchten mit allerlei Proben, den Gütigen lohnten mit mancher Gutthat und den Hartherzigen heimsuchten mit Spuk und Schabernack.

Der Ritter Sibo ging früh am nächsten Morgen auf die Jagd. Nichts Arges ahnend blieb er über die gewöhnliche Zeit im Forst; als er zurückkam, stürzten ihm die Diener entgegen mit der Botschaft, Garlinde sei verschwunden, sie hätten sie überall gesucht, nirgends aber gefunden, und der Thorwart brummte schmerzlich: „Das haben die Berggeister gethan."

Verzweifelnd ritt der Vater zurück in den Wald, um seinen Liebling zu suchen, nach allen Richtungen zerstreuten sich seine Reisigen, sie brachten keine Kunde von der Verlorenen, er selber irrte am steilen Kedrich umher, durchsuchte Busch und Strauch, aber keine Spur ward sichtbar. Da war ein Hirtenjunge unter seinen Schafen, den fragte der unglückliche Sibo: „Weißt du mir nichts zu sagen von meinem holdseligen Kinde, das so gern hier spielte, und das jetzt verloren ist?" „O ja, erwidert der Schäfer, ich sah heute morgen ein blühend Mägdelein dort am Bache Blumen sammeln. Da ward es plötzlich finster um mich her, wie ein Gewitter kam's herangezogen, der Himmel grau, die Luft durchzischt von Pfeifen und Geheul, zwei graue Zwerglein kamen herabgeschwebt, ergriffen das schreiende Mädchen und trugen es da den Berg hinauf."

„Weh mir!" ruft Sibo aus. „O Garlinde, Gar-

linde, wo bist du?" Dabei blickt er die steile Felshöhe hinan und ganz oben auf der äußersten Kuppe winkt ihm ein lockiger Mädchenkopf herab, es ist sein Kind, sein Herz sagt's ihm mit tausend Zungen. Er will hinan, er ruft die Seinigen herbei, sie erklettern die ersten Klippen, aber mit blutig zerschundenen Händen und Füßen kehren sie um; ein neuer Anlauf wird gemacht, Werkleute werden herbeigerufen, um Stufen in die Felsen zu hauen, man kommt ein paar Schritte weiter, da dröhnt ihnen ein Steinhagel entgegen und sie müssen abermals zurück. Das Unmögliche ist eben unmöglich, und was Geister können, das ist den Sterblichen versagt.

Ein gebrochener Mann kehrt Sibo auf sein Schloß zurück. Sein Ein und Alles ist dahin, er hat kein Glück mehr hienieden. Täglich wandert er hinaus an den Kedrich, wie man zum Grab der Lieben auf den Kirchhof wandert. Hie und da erfreut ihn ein freundlicher Blick seines Lieblings von oben, aber die Höhe bleibt unersteigbar, wie bisher, und seine Wunde tief im Herzen wird jeden Tag von neuem aufgerissen.

So verstrichen vier Jahre in namenlosem Schmerz. Schon hat Sibo aller Hoffnung entsagt, da wird ihm eines Tags gemeldet, ein fremder Ritter in schwarzer Rüstung hoch zu Roß, von einigen Mannen begleitet, stehe vor dem Burggraben und begehre Einlaß.

Der alte Sibo war seit Jahren für niemanden zu sprechen gewesen. Er hatte sein Glück im Hause, was fragte er nach fremden Menschen? Auch jetzt war seine erste Bewegung, den Einlaß abzuschlagen, wie sonst.

Aber da dachte er jenes Gnomen, dessen schnöde Abweisung sich so schwer bestraft. Das Schicksal hatte den harten Mann mürbe gemacht, er antwortete: „Laßt ihn herein.“

Der Ritter Ruthelm, so hieß der Fremde, trat herein. Der Alte kannte seinen Namen, wußte von seinen kühn bestandenen Abenteuern, von der Wucht seines Armes und den tapfern Thaten seines Degens. Als er sich anbot, sein Leben zu wagen, um sein teures Kind zu retten, da schlug er freudig ein.

„Ersteigt den Felsen,“ rief er ihm zu, „befreit Garlinden, bringt sie ihrem unglücklichen Vater zurück, und wenn sie euch gefällt, will ich eure Hände ineinanderlegen, ihr sollt mein Tochtermann und Erbe sein.

Und Ruthelm begann und bestand das Wagnis. Wie es zuging, das lassen wir der Dichterin Ad. v. Stolterfoth, erzählen:

„Hinauf, hinauf trotz Furcht und Zagen,
Hinauf mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen
Steht meiner Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit goldenem Kamm,
Und ewig mit Brot und Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.

Drum nimmer ohne Zagen
Mein treues Roß hinauf;
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.

Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund,
Und ich will mir mein Lieb gewinnen,
Oder stürzen in den Schlund."

So ruft der kühne Reiter
Umstarrt von Tod und Grab —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht herab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand.
Ha sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldenes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen ihm Lieder,
Jetzt strahlt's wie Himmelsglanz —
Vom Turm beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.
Ihr Vater ruft bezwungen:
„Willkommen mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen,
Dem Kühnen gehört die Welt."

A. Schreiber.



Der Rheinstein.



Die Ruine, welche der Prinz Friedrich von Preußen in den zwanziger Jahren (1822) ankaufte und zu einem stattlichen Schloß im Stil des Mittelalters ausbauen ließ, hieß ehemals nicht Rheinstein, sondern „Vogtsberg“ und bildete, wahrscheinlich mit der „Landburg Klopp“ bei Bingen zusammen den Grenzschutz des Rheingaus, seit dieser durch die Ottonische Schenkung an das Erzbistum Mainz übergegangen war.

An diese Burg, die wir der Verständlichkeit halber im Folgenden stets so nennen wollen, wie sie seit 1822 allgemein heißt, und ihre Nachbarschaft, die Ruine Reichenstein und die zwischen beiden liegende Clemenskapelle knüpft sich eine hübsche Sage.

Auf Rheinstein hauste im 13. Jahrhundert ein reicher Ritter, Sifrid geheißen. Der hatte in seiner Jugend ein wildes, stürmisches Leben geführt, Jagd und Fehden, wüste Gelage und Schwelgereien waren seine einzige Freude gewesen; da ward er plötzlich ein andrer Mensch, zum Staunen seiner Nachbarn und Genossen verschwand er gänzlich aus den Kreisen, in denen er bisher der Erste gewesen war, wohl aber vermutete man den Zusammenhang. Sifrid heiratete ein fremdes Mädchen von großer Schönheit, das er einst als Gefangene von einem Raubzuge nach Hause gebracht.

Seit diese, Juta war der Name der schönen Fremden, auf dem Schlosse war, schien sich der rauhe Ritter in einen Betbruder verwandelt zu haben, der Zauber ihrer

Anmut und Frömmigkeit hatte das Wunder vollbracht, sein Glück schien vollständig, als sie ihm eine Tochter gebar, aber deren Geburt raubte ihr das Leben, und nun verfiel Sifrid gänzlich einer menschenscheuen Zurückgezogenheit.

Inzwischen wuchs die Tochter Gerda zu einer blühenden Jungfrau heran, die in allem das Ebenbild ihrer Mutter und darum der Augapfel des trauernden Vaters war.

Nur um Weniges älter als sie war Sifrids Nachbar, der junge Ritter Kuno von Reichenstein, früh verwaist, wenig bemittelt, aber ein ganzer Held vom Scheitel bis zur Sohle, tapfer, edelsinnig durch und durch und falls der alte reiche Oheim Kurt auf Ehrenfels starb, Herr reicher Güter. Der hatte sein Auge auf die schöne Gerda geworfen, und auch sie war nicht gleichgiltig gegen ihn.

Einst brachte Kuno einen prächtigen weißen Zelter von einem Kriegszuge mit nach Hause. Der sollte ein Pfand seiner Liebe zu Gerda werden, er richtete ihn sorgfältig ab und nach Jahresfrist erschien er mit ihm auf Rheinstein.

Sifrid und Gerda hatten ihre Freude an dem prächigen Tiere, Kuno lud sie ein, das Pferd zu besteigen, und als die Jungfrau herantrat, da bog dieses sittsam die Vorderknie, ließ sie aufsitzen und trug sie umher wie in einer schaukelnden Sänfte, gehorsam jedem Winke und jedem Worte.

„Der Zelter sei euer,“ sagte Kuno zur Jungfrau, „für euch hab' ich ihn abgerichtet, nehmt ihn als eine

Freundesgabe freundlich an." Und damit empfahl er sich und ritt davon.

Gerda und Sifrid waren entzückt über das prächtige Geschenk, Kuno aber baute darauf kühne Hoffnungen.

Noch am selben Tage ritt er zu seinem Oheim Kurt hinüber, gestand dem hocherrötend, wie sehr er Gerda liebe, aber auch wie er, der arme Ritter, nicht wagen dürfe, selbst um sie zu werben und bat ihn deshalb, für ihn als Brautwerber hinüberzureiten.

Der Oheim sagte zu, sattelte sein Roß und ritt nach Rheinstein, aber nicht für den Neffen, für sich selbst warb er um die schöne Erbin.

Der alte Sifrid hatte wohl erkannt, was der Zelter als Geschenk Kunos bedeuten sollte, und er sah den stattlichen Jungen nicht ungern, aber als ein kluger Mann fand er die Werbung Kurts höchst gelegen, er erwog, daß Jener ein armer Schlucker, dieser ein reicher Mann sei und sagte ihm seine Tochter zu. „Und Gerda?" fragte der alte Kurt beklommen.

„Gerda ist meine Tochter," erwiderte Sifrid bestimmt, „sie ist im Gehorsam gegen mich aufgewachsen und wird den Mann lieben, den ich ihr bestimme."

Unter Thränen empfängt Gerda die Botschaft des harten Vaters. Sie sagt nicht ja und nicht nein, sie unterwirft sich wie ein Opferlamm und sieht dem Hochzeitstage wie ihrer Hinrichtung entgegen.

Der verhängnisvolle Morgen bricht an. Kurt eilt zu seiner Verlobten, er findet sie nicht. Die Zofe sagt ihm, sie sei in der Kapelle. Dort findet er sie hin-

gegossen an den Stufen des Altars, in Thränen und Gebet verloren.

Leichenblaß erhebt sie sich, keines Wortes mächtig wankt sie an der Seite des ungeliebten Bräutigams hinaus. Dort erwartet sie der weiße Zelter. Sie wirft einen Blick voll unendlichen Wehs hinüber nach Reichenstein.

Dort über die Zinnen schaut ein wohlbekannter Ritter heraus, es ist ihr, als vernähme sie sein Herzklopfen, seine stillen Vorwürfe, seinen verzweiflungsvollen Schmerz.

Sie wird auf ihren Renner gehoben, und der trägt sie, fromm und sanft wie da, als sie ihn zum ersten Mal bestiegen, hinunter nach der Fähre, die den Reiterzug über den Rhein setzen soll. Vater und Bräutigam reiten ihr zur Seite.

Da aber entsteht plötzlich ein Aufenthalt.

Der Zelter Gerdas will nicht in die Fähre, man schmeichelt ihm, er sträubt sich, man treibt ihn an, er bäumt sich auf, man will ihn mit Gewalt hineinzerren, da reißt er sich los und springt zur Seite. Gerda hat sich an dem Hals des treuen Tieres festgeklammert, und mit seiner teuren Last jagt er querfeldein, Sifrid und Kurt, rufend und fluchend, hinter ihm her.

Nach mancherlei Kreuz- und Quersprüngen schlägt das gehetzte Roß einen wohlbekannten Weg ein, den Weg nach Reichenstein.

Kuno hat alles gesehen, er ist herabgeeilt vom Söller, und hat, da er den Zelter mit der Geliebten heransprengen sieht, die Zugbrücke niedergelassen, das

Thor geöffnet, eben noch sieht er wie die beiden Reiter mit den Pferden stürzen, und einer von ihnen den jähen Felsabhang in die Tiefe hinabgeschleudert wird, da jagt sein edler Zelter, das halb leblose Mädchen auf dem Rücken, mit weitgeöffneten Nüstern, mit Staub und Schweiß bedeckt, in den Burghof herein, die Zugbrücke rollt auf, das Thor schließt sich, und Gerda liegt ohnmächtig Kuno in den Armen.

Gerda erwarmt an des Geliebten Brust. Der aber hat sich kaum mit Wonne überzeugt, daß das Leben zurückkehrt in ihre erstarrten Glieder, da gedenkt er seiner Mannespflicht. Er ruft die Knechte herbei, stellt sie zum Kampfe auf, setzt seine Burg in verteidigungsfähigen Stand, denn er ist eines Angriffs von Seiten der Verfolger gewärtig und entschlossen, seiner Beute nicht mehr gutwillig zu entsagen.

Aber statt eines Waffenherolds, der ihm die Fehde Sifrids und Kurts ankündigt, vernimmt er wenige Augenblicke später eines Bittenden Stimme von jenseits des Grabens, der Einlaß begehrt.

Sifrid ist's, der eingelassen mitteilt, daß Kurt zerschmettert unter den Klippen liege, und daß er bereit sei, den Bund der Herzen, den der Himmel geschlossen, durch den väterlichen Segen zu besiegeln.

So feierte Gerda und Kuno Hochzeit am Abend desselben Tages, an dessen Morgen sie für immer hatten getrennt werden sollen.

A. Schreiber.



Die goldene Brücke.



Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.

Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
mit Schwert und Pupurmantel, die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein
und baut eine goldene Brücke wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
und segnet längs dem Strome die Reben an jenem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
bis ihn im neuen Jahre erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer und trinken im goldenen Saft
uns deutsches Heldenfeuer, uns deutsche Heldenkraft.

Geibel.



Gutenfels.



Auf einem steilen Berggipfel bei Kaub sieht man die uralte Burg **Gutenfels**, die von dem Grafen von Nüringen an die Grafen von Falkenstein kam.

Im dreizehnten Jahrhundert lebte hier Graf Phi-

lipp von Falkenstein, ein mannlicher Ritter, der eine Schwester hatte, Namens Guta. Ihre Schönheit, ihr Verstand und ihre anmutigen Sitten führten eine Menge Freier nach Gutenfels, aber keiner mochte die Gunst des Fräuleins gewinnen. Da wurde ein großes Turnier nach Köln ausgeschrieben, auf welchem die edelsten und tapfersten Ritter nicht nur vom Rheinstrom, sondern auch aus den übrigen Gauen Deutschlands und andern Ländern erschienen. Auch der Graf von Falkenstein und seine Schwester zogen dahin. Unter ihnen zeichnete sich ein englischer Ritter aus durch seine hohe Heldengestalt, die Pracht und Kostbarkeit seiner Rüstung und Waffen und die Schönheit seines Streitrosses. In den Schranken mochte ihm niemand wiederstehen, und er blieb immer Sieger. Bei den Festen, die am Hofe des Erzbischofs von Köln bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, hatten der fremde Ritter, dessen Namen außer dem Erzbischof niemand kannte, und Guta sich gesehen, und von nun an schien der Britte für keine andere Dame mehr Augen zu haben. Auch Gutas Blicke begegneten manchmal den seinigen und drückten mehr aus als Neugier oder gewöhnliches Wohlgefallen an einem tapfern Kämpfer.

Bei einem abermaligen Stechen saß Guta mit vielen andern blühenden Frauen auf einem Balkon und ließ, als der Ritter eben vorübersprengte, aus Unachtsamkeit ihren Handschuh herabfallen. Jener sprang augenblicklich vom Roß, hob den Handschuh auf und sprach, sich tief verneigend, zu dem Fräulein: „Vergönnt, schöne Dame, daß ich dieses Zeichen an meinem Helm

befestigen dürfe, es wird mir Glück bringen." Mit sittsamen Erröten nickte sie ihm ein Ja zu.

Beim Hauptrennen hob der engliche Ritter wie gewöhnlich alle seine Gegner aus dem Sattel. Guta freute sich darob, aber noch höher schlug ihr Herz, als ihr Bruder dem Sieger herzlich die Hand drückte und ihn auf seine Burg einlud.

Der Graf von Falkenstein war mit seiner Schwester erst seit wenigen Tagen nach seiner Burg zurückgekehrt, als der englische Ritter dort erschien und die freundlichste Aufnahme fand. Drei Tage verweilte er daselbst und fand in dieser Zeit Gelegenheit, Guta allein zu sprechen. Er erklärte ihr seine Liebe und seinen Wunsch, ihre Hand zu besitzen. „Wenn ich auch noch meinen Namen verschweigen muß," setzte er hinzu, „so seid doch versichert, daß kein Flecken haftet weder auf der Ehre meines Geschlechtes, noch auf mir selbst. Nach drei Monaten kehre ich wieder und werbe feierlich um euch. Bis dahin bewahrt meine Liebe noch als ein Geheimnis!"

Guta gab in jungfräulicher Verwirrung ihre Einwilligung, und keinerlei Argwohn kam in ihre reine Seele. Der Abschied des Ritters ließ in ihrem Gemüte eine stille Schwermut zurück, die sie jedoch vor ihrem Bruder zu verbergen suchte. Um diese Zeit ging das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen unter; die deutschen Kurfüsten trennten sich bei der Wahl eines neuen Königs; einige gaben ihre Stimme Alphons dem Weisen von Castilien, die übrigen Richard von Cornwallis, der ein Bruder war Heinrichs III., Königs von England. Die

ritterlichen Eigenschaften des letzteren, mehr aber noch sein Reichtum, zogen die Mehrzahl der Fürsten auf seine Seite, und er wurde in Aachen gekrönt.

Inzwischen lebte Guta auf ihrer Burg traurige Tage. Drei, vier und fünf Monate waren vorübergegangen, und sie hatte von ihrem Ritter nichts mehr gesehen und gehört. Ihr stiller Gram konnte auch ihrem Bruder nicht länger entgehen, aber er fragte sie umsonst nach der Ursache, sie schützte jedesmal ein Unwohlsein vor. Eines Tages erschien vor dem Thore von Gutenfels eine glänzende Schar von Reisigen, und auf die Frage des Turmwartes begehrte König Richard Einlaß. Der Graf von Falkenstein ging ihm sogleich entgegen, aber wie erstaunte er, als jener sein Visir aufschlug und der Graf den englichen Ritter erkannte, den er früher auf seiner Burg bewirtet. „Ihr seid überrascht, in mir einen Bekannten zu finden? Ich komme, um die Bekanntschaft zu erneuern und euch zugleich um die Hand eurer schönen Schwester Guta zu bitten.“

„Ach, meine arme Schwester!“ antwortete der Graf; „sie leidet an einem geheimen Kummer, und die Rosen ihrer Wangen verbleichen.“

„So geht zu ihr und meldet ihr einen Freier, verschweigt aber meinen Namen. Dieser Handschuh sei mein Fürsprecher.“ Mit diesen Worten gab Richard dem Grafen den Handschuh, den er von der Guta auf dem Turnier erhalten.

Das Fräulein erschrack, als ihr Bruder zu ihr ins Gemach trat und einen Freier meldete. Aber beim Anblick des Handschuhes kam ein Zittern in ihre Glieder

und sie wäre beinahe in Ohnmacht gesunken. Sie folgte ihrem Bruder in die Halle, wo Richard ihrer wartete. Sie flog in seine Arme. „Ich dachte, ihr hättet mein vergessen, oder wäret im Kriege gefallen.“

„Meinst du, ein Britte kenne die deutsche Treue nicht?“ entgegnete Richard. „Dann verdiente ich nicht, die deutsche Krone zu tragen.“ Guta sah ihn verwundert an. „Ja, ja,“ rief der Graf von Falkenstein, „dein englicher Ritter ist Richard von Cornwallis, unser König!“

Und Richard führte das deutsche Edelfräulein als seine Gemahlin heim.

A. Schreiber.



Die beiden Brüder.



Unter Hirzenach liegen auf jähen, mit Reben bewachsenen Felsen die zerfallenen Burgen Liebenstein und Sternfels, welche insgemein die Brüder genannt werden. In den alten Zeiten der deutschen Tapferkeit und Minne lebte hier ein Ritter, der zwei Söhne hatte, die er sorgsam erzog. Mit den beiden Knaben wuchs ein Mägdlein heran, das elternlos war, aber reich an Besitztümern. Ihre Jugend ging in herrlicher Weise auf, und beide Brüder liebten sie, aber ein jeder trug seine Liebe still in seinem Herzen.

Die Jungfrau war nun in dem Alter, sich zu verheiraten, und der Vater machte ihr den Vorschlag, unter

seinen Söhnen zu wählen. Es war ihr nicht verborgen geblieben, daß in beiden dieselbe Neigung glimme, und sie wollte keinen betrüben. Der ältere Bruder glaubte sie dem jüngeren geneigter und bat sie selbst, sich für ihn zu erklären. Der alte Ritter segnete seine Kinder und legte ihre Hände ineinander, doch sollte der Tag der Trauung noch verschoben werden auf eine gewisse Zeit hinaus.

Der ältere Bruder sah das Glück des jüngeren ohne Neid, aber die Ruhe war doch aus seinem Herzen gewichen, und die Jungfrau kam ihm seit ihrer Verlobung nur noch liebenswürdiger vor. Er faßte daher den Entschluß, sich zu entfernen, und ging nach Rense, zu dem Fürsten, der ihn gern aufnahm in sein Gefolge.

Um diese Zeit kam der heilige Bernhard an den Rhein und predigte das Kreuz. Fast von allen Burgen zogen Edle nach Frankfurt, wo Kaiser Konrad den frommen Abt dem Volke vorstellte, und ließen sich mit dem Kreuze bezeichnen. Bald wehte von allen Schlössern am Rhein die Fahne mit dem Zeichen des Erlösers, und täglich sah man fröhliche Scharen wandern, die nach dem gelobten Lande gingen. Auf den jüngeren Bruder wirkte dies mit unwiderstehlicher Gewalt, und er beschloß, gleichfalls nach Palästina zu ziehen und erst bei seiner Heimkehr seine Verlobte zum Altar zu führen. Der alte Vater schüttelte den Kopf, die Jungfrau suchte ihre Thränen zu verbergen, aber der junge Ritter blieb bei seinem Vorhaben, sammelte ein Fähnlein und führte es nach Frankfurt zum Kaiser. Der Vater starb bald darauf, und jetzt kehrte der ältere

Sohn von Rense auf seine väterliche Burg zurück. Seine Liebe wollte wiederkehren in ihrer ganzen Stärke, aber er meisterte sie dadurch, daß er die Jungfrau gewissenhaft als seine Schwester betrachtete. — Zwei Jahre waren bereits vorübergegangen, als die Nachricht kam, daß der jüngere Bruder zurückkehre aus Palästina und eine schöne Griechin mit sich bringe, die ihm angetraut sei. Seine Verlobte versank in stillen Kummer und faßte den Entschluß, in ein Kloster zu gehen.

Der ältere Bruder aber entbrannte in edlem Zorn; er warf dem Boten, den der jüngere vorausgesandt hatte, seine Heimkunft zu melden, den Handschuh vor die Füße und sagte: Dies ist meine Antwort. Zugleich rief er seine Mannen auf und traf Anstalten zum ernstlichen Kampfe.

Der Kreuzfahrer langte mit einer schönen Griechin auf der benachbarten Burg Sternfels an, welche sein Vater für ihn erbaut hatte. Alsbald begann zwischen den beiden Brüdern eine blutige Fehde, und sie forderten sich zum Zweikampf. Da trat die Jungfrau zwischen sie, mit der Milde eines Engels, und versöhnte sie mit einander. Hierauf schied sie aus dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit und nahm den Schleier.

Stille Trauer schwebte nun von jetzt über den Zinnen von Liebenstein, aber auf Sternfels war der Sitz lärmender Freude. Die Schönheit der Griechin und die Anmut ihres Umganges zogen alle jungen Ritter der Gegend an, und sie ließ sich ihre Huldigungen gefallen.

Der ältere Bruder sah das Unglück des jüngeren,

ehe es dieser selbst erkannte, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich von der Untreue seiner Gattin zu überzeugen. Der junge Ritter schnob Rache und wollte die Griechin ermorden, aber sie entfloh noch zur rechten Stunde.

Jetzt schloß der ältere den Verzweifelnden in seine Arme und sprach zu ihm: Laß uns mit einander ehelos leben und dadurch den Schmerz der Jungfrau ehren, die ihre Jugend im Kloster vertrauert. Sie gaben sich die Hände darauf und blieben unverehelicht und ungetrennt bis an ihr Ende. Mit ihnen erlosch ihr Stamm. Traurig blicken die Trümmer ihrer Burgen ins Thal herab und heißen noch die Brüder.

A. Schreiber.



St. Goar.





In dem schauerlichen Felsenthale, welches noch jetzt seinen Namen trägt, baute sich im Jahre 575 der heilige Goar seine Zelle. Diese Gegend wurde von armen Fischern bewohnt und war sehr gefährlich für die Schiffenden. Der fromme Mann nahm hier seinen Wohnsitz, um denen, die Schiffbruch gelitten, beizustehen und die Fischer in der Lehre des Evangeliums zu unterrichten. Auch fand jeder müde Wanderer in seiner

Zelle ein Obdach und ein Pilgermahl. Kein Wunder, daß der Name des wohlthätigen Eremiten weit und breit bekannt wurde. Auch König Siegbert hörte von ihm und rief ihn an seinen Hof und wollte ihn zum Erzbischof von Trier machen, aber der demütige Goar schlug es aus und kehrte zu seinen armen Fischern zurück.

Als er alt und siech auf dem Sterbebette lag, schickte ihm König Siegbert zwei Priester und ließ später ein Kirchlein auf dem Grabe des heiligen Goar bauen, welches bald mit Gütern und Opfern reichlich beschenkt wurde. Wunder geschahen an seinem Grabe, und seine Zelle blieb nach wie vor der Sitz der Gastfreundschaft, und wer kalt und gleichgültig vorüberging, dem begegnete gewiß etwas Schlimmes. So geschah es Karl dem Großen, als er auf einer Rheinreise gleichgültig an der Zelle des Heiligen vorüberfuhr. Er wurde plötzlich von einem so dicken, finsteren Nebel umgeben, daß er zwischen St. Goar und Coblenz auf offenem Felde übernachten mußte. Seine Söhne Karl und Pipin, welche tötlichen Haß gegen einander trugen, fanden sich am Grabe des Einsiedlers, und plötzlich war aller Groll in ihnen geschwunden, und sie sanken sich versöhnt in die Arme. Auch Karls geliebte Gemahlin, Fastrade, suchte hier und fand Genesung von einer schmerzlichen Krankheit.

Räuber zerstörten später das Grab des heiligen Goar und verbrannten die Kirche, in welcher manches kranke Herz Linderung, und die Zellen, in denen viele müde Wanderer gastliche Aufnahme gefunden hatten.

A. Schreiber.



Die sieben Schwestern.



Von einem Berge hinter Wesel blickt die Burg Schönberg still und einsam in den Rhein hinab. Hier lebten einst sieben Schwestern, welche man die sieben schönen Gräfinnen nannte. Der Ruf ihrer Schönheit verbreitete sich allenthalben, und aus der Nähe und Ferne strömten edle Jünglinge herbei, um sie zu sehen. Wer sie aber sah, der mußte auch einer von ihnen sein Herz lassen, und so geschah es, daß auf Schönberg die Freier aus- und eingingen, wie bei einem stattlichen Hoflager. Die sieben Schwestern hatten ihr Wohlgefallen an den Bewerbungen der vielen stattlichen Ritter, denn es war dabei so heiter und lebendig auf dem Schlosse, daß sie sich kein schöneres Leben wünschen mochten. Die halben Nächte hindurch hatten sie einander zu erzählen, was ihnen des Tages über begegnet war, denn jede hatte ihre eigenen, neckischen Einfälle, denen sich die Liebhaber bequemen mußten. So trieben sie es einige Jahre lang, ohne daß ihre Herzen sich der Liebe geöffnet hätten, und wenn gleich mancher Jüngling des losen Spieles überdrüssig wurde und sich zurückzog, so kamen doch bald wieder viele andere, die sich's wohl zutrauten, die listigen Jägerinnen selbst am Ende noch zu umgarnen. In der That wurden diese auch zuletzt sehr in die Enge getrieben, denn die Jünglinge wollten sich nicht mehr länger zum Besten halten lassen und gaben sich das Wort, die Burg samt und sonders auf immer zu meiden, falls die sieben

schönen Schwestern sich nicht entschließen würden, binnen längstens vier Wochen sich für eine gleiche Zahl aus den Bewerbern zu erklären. Zugleich thaten sie den Schwur, jeden andern Freier, den es in der Folge gelüsten könnte, seine Blicke nach Schönberg zu wenden, mit gewaffneter Hand in den Weg zu treten.

Die Schwestern vernahmen diese Botschaft nicht ohne sichtbare Bestürzung; sie gingen alsbald unter sich zu Rate und beschlossen, die Zumutung, welche sie als einen Schimpf betrachteten, auf eine fast boshafte Weise zu rächen. Es wurde hierauf eine schöne Zofe an die Freier abgeschickt mit der Nachricht, die sieben Gräfinnen hätten sich entschlossen, Bräute zu werden, sie wollten es jedoch bei der Wahl auf das Los ankommen lassen

Tag und Stunde wurden nun anberaumt, und die Jünglinge fanden sich zur gehörigen Zeit im großen Rittersaal ein. Die Zofe erschien jetzt mit einem silbernen Teller in der Hand, worauf zwanzig Lose lagen, denn so groß war die Zahl der versammelten Freier. Die Lose bestanden aus zusammengerollten Pergamentstückchen, die mit den verschiedenen Farben der gegenwärtigen Ritter bezeichnet waren, und wovon sieben die Namen der sieben Schwestern enthielten. Was die Gräfinnen vorausgesehen hatten, geschah. Jeder Ritter langte nach der Rolle mit seiner Farbe, und so fielen die Namen der sieben Schwestern in die Hände der sieben nicht gestaltesten unter den Rittern. Freude und Gelächter, Spott und Ärger durchhallten in lauten Ausbrüchen den Saal. Die Zofe bedeutete nun den Rittern, welche die Treffer gezogen, die Bräute harrten

ihrer in dem Gartensaal. Diese eilten, die trefflichen Preise, welche ihnen das Glück beschieden, in Empfang zu nehmen, aber sie machten große Augen, als sie in die freundliche Rotunde traten und dort nichts fanden, als die lebensgroßen Konterfei der schönen Schwestern. Verdutzt sahen sie sich einander an, und in diesem Augenblicke schallte ein Gelächter vom Rheinufer herauf. Die losen Jungfrauen stiegen soeben in einen mit grünen Zweigen ausgeschmückten Nachen, schifften über den Strom, setzten sich jenseits auf Maultiere und nahmen den Weg nach ihrer Burg an der Lahn.

Als kurze Zeit hernach (seit Menschengedenken zum erstenmale) die sieben Felsenspitzen sichtbar wurden, welche noch jetzt, gleich unter Wesel, bei seichtem Wasser aus dem Rheine hervorragen, da nannten die Schiffer, zum Andenken dieser Begebenheit, diese Felsen die sieben Jungfrauen, und der Name hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.

A. Schreiber.



Treuenfels.



In einem wilden, unwegsamen Thale, nicht weit vom Rheine, sieht man auf einer jähen Felsenwand wenige, mit Gras und Brombeerhecken bewachsene Überreste eines alten Gemäuers, und zwischen dem Gemäuer einen geborstenen Grabstein, auf welchem der Name Liba deutlich zu lesen ist. Von der übrigen Schrift des Steines sind nur noch halb verwischte Züge

zu erkennen. Treuenfels heißt die Thalwand, und die Kapelle, welche da gestanden, war dem Andenken der sterbenden Jungfrau geweiht. Die Geschichte ihrer Erbauung will ich erzählen.

In der Nähe des Siebengebirges lebte ein bejahrter Ritter, Balther mit Namen, der hatte eine noch junge Tochter, die Liba genannt wurde. Das Mägdlein war schön und fromm, daß sich keine andere mit ihr vergleichen mochte, und viele Ritter warben um ihre Hand; aber ihr Vater hatte sie bereits dem wackern Schott von Grünstein zugesagt, und Liba machte gegen diese Wahl wohl auch keine Einwendung, denn der Jüngling war edel von Gestalt und Sitte und mannhaft und biederherzig. Der Frühling der ersten Liebe blühte in reicher Fülle um das beglückte Paar, und weder der Ritter noch die Jungfrau bemerkten die schwarze Wolke die hinter ihnen aufstieg.

Der alte Balther nährte lange schon einen tiefen Groll gegen den frommen aber strengen Bischof Engelbert von Köln, dessen Dienstmann er war, und als einst einige seiner Nachbarn zu ihm kamen, die sich ebenfalls gar heftig gegen den Bischof beschwerten, da zog er die Augenbrauen zusammen und sagte: „Könnt ich noch ein Schwert führen, wie in den Tagen meiner Kraft, ich wollte wahrlich den pfäffischen Übermut nicht dulden. Behandelt er uns nicht wie seine Eigene, und sind wir von minder edler Geburt als er?“

„Was können wir thun?“ fragten jene.

Da nahm Balther einen Becher mit Wein, der vor ihm stand, und rief: „Auf den Tod unseres Erzfeindes!

Wer von euch ein Mann ist, der wird mich verstehen.“ Mit diesen Worten leerte er den Becher. — „Das trinken wir mit“, schrieen die Ritter und schwuren, den Bischof aus dem Weg zu räumen.

Das geschah auch bald nachher; aber der Kaiser ließ die Thäter ergreifen und schmählich hinrichten. Vor ihrem Tod bekannten sie, daß Walther sie zu dem Frevel angemutet. Der Kaiser ergrimmte darob und befahl, seine Burg zu verbrennen und alles, was darin sein möchte. Ein Heerhaufe wurde stracks ausgesandt und umzingelte Walthers Schloß, noch bevor er einen Argwohn geschöpft hatte. Es war in einer finstern, stürmischen Nacht, und er lag in tiefem Schlafe, als Liba im leichten Nachtkleide, mit fliegenden Haaren in sein Gemach stürzte und ihn durch ihr Jammergeschrei weckte. Walther geriet außer sich vor Angst, denn die Burg brannte schon, und jeder Weg zur Flucht war versperrt. Er stand eine Weile betäubt und sprachlos, dann riß er sein Schwert aus der Scheide und wollte sich das Leben nehmen. Liba fiel ihm in die Arme. „Wir wollen durch den unterirdischen Gang entfliehen“, sagte sie, und zog ihn mit sich fort die Treppe hinab. Von beiden Seiten schlugen schon die Flammen ihnen entgegen und sengten das Haar und die Augenbrauen Walthers. Liba blieb unberührt, als ob eine unsichtbare Macht sie schützte. Der Gang zog sich unter einem Waldbach hin und führte in eine ferne Bergschlucht, welche dicht mit Gesträuch bewachsen war. Ermattet sanken die Flüchtlinge dort in einen kurzen Schlummer, aus welchem das frühe Gezwitscher der Waldvögel sie

erweckte. Liba brach einige wilde Beeren von den Hecken, um sich etwas zu erquicken. Ihr Vater, dem seine versengten Augen heftigen Schmerz verursachten, wurde von einem schrecklichen Durst gequält und lechzte nach einem Trunk Wasser. Schüchtern wagte sich die Jungfrau aus dem Gestrüpp hervor und erspähte in der Nähe eine kleine Quelle. Sie machte aus Baumrinde eine Art Schale, füllte sie mit Wasser und brachte es dem leidenden Greis. Sie verweilten an dieser Stelle bis zur Abenddämmerung und setzten dann ihren Weg weiter fort durchs einsame, wilde Geklüft und kamen endlich zu einer Höhle, am Fuße der Felswand, wo die Trümmer der Kapelle liegen. „Hier wollen wir bleiben", sagte Liba, „denn in diesen schauerlichen Aufenthalt mag wohl selten ein Mensch sich verirren."

„Was soll hier aus uns werden?" seufzte der Greis.

„Was Gott will", entgegnete Liba mit schönem Vertrauen und küßte die Hand ihres Vaters.

Sie blieben einige Wochen in der Höhle, Wurzeln und Kräuter waren ihre Nahrung. Balthers Augenübel vermehrte sich täglich, und er wurde zuletzt blind. Doch trug er alles mit großer Geduld und sagte oft: „Ich danke Gott, daß er mir noch Zeit läßt, mein Unrecht zu büßen." Unterdessen nahmen die Lebensmittel immer mehr ab in der unfruchtbaren Gegend, und Liba mußte sich schon eine ziemliche Strecke weit von der Höhle entfernen, um ein kleines Körbchen, das sie sich aus Binsen geflochten, mit Himbeeren und Erdbeeren zu füllen. Bei einer solchen Wanderung erblickte sie

einst einen Jäger, der etwa hundert Schritte von ihr unter einem Baume saß und sein Haupt, müde oder traurig, mit der Hand stützte. Neben ihm lag sein Jagdspieß und ruhten zwei große Doggen. Nach einer Weile stand der Jäger auf, und die Hunde sprangen um ihn her — Liba erkannte ihn — es war Schott von Grünstein, ihr Verlobter.

Unwillkürlich streckte sie ihre Arme nach ihm aus und wollte ihn beim Namen rufen, aber das Wort erstarb ihr auf der Lippe. Soll ich ihn auch in unser trauriges Verhängnis ziehen, sagte sie bei sich. Er würde uns nötigen, eine Zuflucht auf seiner Burg zu nehmen und dadurch ebenfalls in die Acht geraten, und ich hätte nicht nur ein Leiden mehr, sondern auch einen Vorwurf auf meiner Seele. Nein, ich muß büßen mit meinem Vater und für meinen Vater, damit die Strafe des Richters dort oben früher von ihm genommen werde.

In diesem hohen Entschluß, der ihrer Seele wunderbare Stärke gab, kehrte sie zur Höhle zurück. Sie fand ihren Vater ruhiger als sonst, und er sagte, indem er ihre Hand ergriff: „Ich weiß nicht, mir ist heute so leicht ums Herz, und es würde mir noch leichter werden, wenn ich nur einen Augenblick den Himmel da oben sehen könnte. Nicht wahr, Liba, er ist ganz heiter?“

„Er ist heiter“, antwortete die Jungfrau, „bis auf eine schwarze Wolke, aber diese scheint schnell vorüber zu ziehen.“

„Könntest du mich nicht in die Sonne führen? Ich möchte mich wieder einmal wärmen an ihrem Strahle?“

Liba sah sich allenthalben um. „In diese Schlucht herab kommt die Sonne nicht“, sagte sie, „aber ein bequemer Pfad führt auf die Felsenwand, da will ich euch hinauf helfen.“

Sie führte ihn auf die Höhe, zu einem bemoosten Stein, wo der Greis sich niedersetzte und an den dürren Stamm einer abgelebten Eiche lehnte. „Liba“, rief er, „ich sehe den Himmel, ich sehe die Sonne!“ „Ihr seht wieder, Vater?“ „Mit diesen toten Augen nicht, die sind vertrocknet, aber in mir steht ein Himmel und eine Sonne.“

Liba warf sich auf die Kniee und betete mit gefalteten Händen: „Richter dort oben, gib ein Zeichen der Versöhnung!“ Da plötzlich rollte der Donner und zuckte der Blitz herab und tötete den Greis und seine Tochter. Walthers Leib war in Asche verwandelt, aber Liba lag neben der Asche, unversehrt und ohne ein Zeichen eines gewaltsamen Todes. In ihrem Antlitz war die Ruhe einer Schlummernden und der Friede der Unschuld.

Schott von Grünstein hatte den Schlag gehört und den Strahl gesehen, wie er auf die Felsenwand herabfuhr. Neugierde trieb ihn, die Spuren zu betrachten, die er zurückgelassen haben mochte, und er erstieg die Höhe. Da fand er seine Verlobte und die Asche ihres Vaters. Sein Schmerz war groß. Er ließ auf der Stelle eine Kapelle bauen und weihte sie der sterbenden Mutter des Erlösers. Der Fels aber heißt seitdem Treuenfels, zum Andenken frommer, kindlicher Treue.

A. Schreiber.



Der nächtliche Reiter.



Zu Dillenburg an der Dill sieht man um Mitternacht einen Reiter auf schwarzem Rosse dahinjagen, weder er noch das Roß aber haben einen Kopf. Hierüber erzählt man sich folgende Sage. In der Stadt wohnte dereinst ein Mann, den das Volk der Hexerei beschuldigte; der Graf wollte nicht recht daran glauben, allein, da das Volk unruhig ward, machte man ihm den Prozeß und verurteilte ihn zum Feuertode. Weil aber der Graf doch im Geheimen an die Unschuld des Mannes glaubte, befahl er, man solle zwar den Holzstoß anbrennen, aber sobald man ein weißes Fähnlein vom Schlosse herabwinken sehe, wieder auslöschen. Die Richter thaten auch so, hielten die Hinrichtung lange hin, allein als das Volk ungeduldig ward, mußten sie doch den Befehl geben, den Scheiterhaufen in Brand zu setzen. Schon schlugen die Flammen an den Kleidern des Unglücklichen in die Höhe, und der Rauch erstickte sein Jammergeschrei, da wehte auf einmal das Fähnchen aus dem Schloßfenster, allein es war zu spät: als man den Holzstoß auseinanderriß, fand man nur die verkohlte Leiche des armen Sünders. Der Graf hatte bei einem Gastmahl, welches er gerade zu dieser unpassenden Stunde gab, unter dem Jubel seiner Gäste sein Versprechen vergessen, und als er sich daran erinnerte, war es zu spät geworden. Zur Strafe muß er nun ruhelos jede Nacht den Weg vom Schlosse nach dem Flusse, wo die Richtstätte war, zurücklegen.

Gräße.



Das eiserne Männchen.



Im Dorfe Schierstein am Rheine lebte ein Fischer, der eine sehr schöne Tochter besaß, und bei welcher sich viele junge Burschen, namentlich Winzer, den Rang abzulaufen suchten. Sie war aber sehr stolz und ein einfacher Landmann war ihr viel zu gering, vorzüglich nachdem sie gesehen, daß ihr der Ritter von Frauenstein den Hof machte. Ihre Eitelkeit lehrte sie vergessen, daß sie nur eine arme Fischerstochter sei und unmöglich die Gemahlin des stolzen Junkers werden könne. Sie ließ sich in ein sehr vertrautes Verhältnis mit ihm ein und bald hatte sie ihm nichts mehr abzuschlagen. Da kühlte sich die Neigung des Ritters sehr schnell ab, er verließ sie, und das arme Mädchen sprang, um ihre Schande nicht offenkundig werden zu lassen, in die Fluten des Rheines. Von Stund an aber stieg in nächtlicher Zeit an der Stelle, wo sie den Tod gesucht, ein Flämmchen prasselnd aus dem Strome und hinauf nach den Mauern des Frauensteins, welche es bis zum Morgengrauen nicht wieder verließ. Der Junker sah das Flämmchen oft, allein im Rausche der Feste, welche er auf seinem Schlosse gab, vergaß er es wieder. Endlich aber schlug auch seine Sterbestunde, im Harnisch und Wehr, wie er im Leben gewesen, ward er zur Gruft seiner Ahnen bestattet, allein in der nächsten Mitternachtstunde kam das Flämmchen hinab zu ihm in die Gruft und hieß ihn aufstehen und trieb ihn hinab zum Rheine. So sah man jede Nacht zur selbigen Stunde

einen Ritter im eisernen Harnisch mitten durch die Weinberge auf dem Pfade, der heute noch den Namen des eisernen Männchens führt, hinabeilen nach dem Strome, gejagt von einem ihn verfolgenden Flämmchen.

Gräfse. Nach Henninger.



Der Drachenfels.



Unter den Siebenbergen hebt sich der Drachenfels mit seinen Ruinen am kecksten am Rhein empor. In uralter Zeit, so erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Anwohner göttliche Verehrung erwiesen und ihm Menschenopfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand sich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und war eine Christin. Sie war von hoher Schönheit und zwei Anführer stritten sich um ihren Besitz. Da entschieden die Ältesten, daß sie dem Drachen vorgeworfen werden sollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entstünde. — In weißem Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt und in der Nähe der Felsenhöhle, wo das Untier lag, um den Leib an einen Baum gebunden, neben welchem ein Stein statt eines Altars stand. Viel Volk hatte sich in einiger Entfernung versammelt, dem Schauspiel zuzusehen, aber es waren wenige, die das

Los der Armen nicht bemitleideten. Die Jungfrau stand ruhig und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne stieg jetzt hinter den Bergen hervor und warf ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor und eilte nach der Stätte, wo es seinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erschrak nicht — sie zog aus dem Busen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück, und mit fürchterlichem Gezisch stürzte er sich in den nahen Waldgrund und ward nie wieder gesehen.

Da trat das Volk, von dem Wunder ergriffen, hinzu und löste die Bande der Jungfrau und sah mit Erstaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung desselben, und alle fielen zur Erde und baten sie, zu den Ihren zurückzukehren und ihnen einen Priester zu schicken, der sie unterweisen und taufen möge. So kam das Christentum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden, wurde eine Kapelle erbaut. A. Schreiber.



Die Jungfrau am Drachenfels.



In Kränze winden wir dich ein,
Des Drachen Opfer mußt du sein.

Um dich liegt mancher Kämpe tot,
Von Zwietracht sind viel Blumen rot.

„Du, Christenjungfrau, bist zu schön,
Drum mußt am Drachenfels du steh'n."

Der Drach' aus seiner Höhle kam,
Ein Kreuzlein von der Brust sie nahm.

Der Drache sah's, da floh er fort
Und fiel zum tiefsten Höllenort. —

„„Ihr Heiden kommt nun, Weib und Mann,
Und betet den Erlöser an!""

Da bogen alle ihre Knie,
Die schöne Jungfrau taufte sie.

A. Kopisch.



Das Siebengebirge.



Sieben Berge ragen mächtig
In den blauen Himmelsdom,
Und vorüber stolz und prächtig
Flutet der gewalt'ge Strom.
Sieben Burgen schauten nieder
Dort in längstvergangner Zeit,
Und aus jeder tönten Lieder
Über Berg' und Thäler weit.

Jene Burgen sind zerfallen,
Doch der Wandrer steht und lauscht,
Ob um die versunknen Hallen
Noch ein leiser Nachhall rauscht.
Und auch Blumen, Moos und Steine
Sammelt manche fromme Hand,
Den Reliquienschatz vom Rheine
Tragend in das Heimatland.

Und der Maler und der Dichter
Sehen her und sehen hin: —
Wolkenschatten, Zauberlichter
Malet jener frisch und kühn;
Aber dieser schaut hernieder,
Lust im Herzen, Glut im Blick,
Denn er denket still auf Lieder
Und an all sein Leid und Glück.

Drachenfels! Du hochgetürmter
Stolzer Bergesriese dort,
Ruht auf dir ein Schmerzdurchstürmter,
Send' ihn dann getröstet fort!
Zeig ihm drunten Strom und Auen
In dem schönsten Hoffnungsschein,
Laß ihn auf zum Himmel schauen,
Daß er ruhig möge sein.

Adelheid v. Stolterfoth.



Der Mönch zu Heisterbach.

Ein frommer Mönch auf Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort:
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag,
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt — doch sieh, schon ist die Kirche hell
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein andrer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn:
Nur unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durchs Heiligtum:
„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr."

„Der letzte seines Namens, tönt es laut,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald,
Man hat den Namen keinem mehr vertraut.“ —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr.
Man nimmt das Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein großes Gotteswunder klar;
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, ihn tötet dieses Leid,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Raum und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar,
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach:
Ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.“

A. Schreiber.



Schlangenbad.



In einem reizend gelegenen Waldthal des Taunus liegt Schlangenbad, dessen Wasser besonders wohlthätig auf das Nervensystem wirkt und auch bei Lähmungen gichtischer und rheumatischer Natur sehr wirksam ist.

Das Volkslied erzählt von einem Jäger, der in

der Dämmerung durch den Wald ging und ein leises Plätschern des Wiesenquells hörte. Das bewog ihn, sich niederzubeugen, und er gewahrte im Wasser und in dem feuchten Grase kleine gekrönte Schlangen, die wie lauter Gold und Edelstein glänzten.

Er raubte einer Schlange die Krone und kam dadurch in den Besitz eines kostbaren Schatzes. Von diesen Schlangen leitet auch das Bad seinen Namen her.

Im Altertum hatte die Schlange eine heilige Bedeutung, man schrieb ihr zauberische und heilende Kräfte zu, weshalb sie auch als das beständige Symbol Äskulaps, dem Gott der Heilkunde, galt.

Dieser allverehrte Halbgott wird stets mit einem von Schlangen umwundenen Stab dargestellt und mit der andern Hand auf dem Kopf einer Schlange ruhend.

Es mochte hiermit zusammenhängen, daß man diesen an Schlangen reichen Quellen eine heilende Wirkung zuschrieb; die Heilkraft ihres Wassers wurde aber auf nachfolgende Weise festgestellt.

Vor mehreren hundert Jahren ließ ein Hirte in der Gegend seine Rinder auf die Weide gehen. Einer der schönsten Ochsen der ganzen Herde war aber durch die Gicht halb gelähmt und konnte sich kaum den andern nachschleppen. Der Hirte dachte schon daran, das Tier auf die eine oder andere Art los zu werden, wenn es auch ein großer Verlust für ihn wäre, denn es würde sich wohl kein Käufer finden, der es in seinem gegenwärtigen Zustande irgendwie preiswürdig übernehme. So blieb nichts übrig, als es zu schlachten und das Fleisch zu geringem Preise zu verkaufen.

Immer noch zögerte der Mann aber mit der Ausführung seines Vorhabens, und inzwischen merkte er, wie der Ochse Tag für Tag sich regelmäßig von der Herde absonderte und sich nach einer bestimmten Stelle im Walde begab. Der Hirte ging ihm eines Tages nach und sah, daß er sich in der dort befindlichen Quelle badete.

Er ließ ihn dabei, in der Meinung, daß das Tier wohl einem natürlichen Trieb folge, beschloß aber, es zu beobachten. Und zu seiner Verwunderung und Freude bemerkte er, daß der Zustand des Rindes sich von einem Tage zum andern besserte, bis es ganz hergestellt war.

Natürlich wurde die Sache allgemein bekannt, und man versuchte die Anwendung der Quellenbäder auch bei Menschen, die mit ähnlichen Leiden behaftet waren.

Der Erfolg war ein durchaus befriedigender, und bald entstand dort ein freundlicher Badeort, und seitdem sind gar manche wie jener Jägersmann zur Quelle der Schlangen gekommen und haben einen kostbareren Schatz als Gold und Edelsteine davongetragen, — den Schatz der Gesundheit.

H. Tharau.



Adolfseck.



Der deutsche König Adolf von Nassau war in einen Krieg mit dem Könige von Frankreich verwickelt, denn dieser wollte gern Unfrieden stiften im deutschen

Reiche und bei solcher Gelegenheit seines Vorteils wahrnehmen. Adolf zog mit einem Heerhaufen in das Elsaß gegen den Bischof von Straßburg, der den Franzosen anhing, wurde aber in einem Gefechte verwundet und in ein Frauenkloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, besonders eine junge Novizin, welche oft die Nacht über bei ihm wachen mußte. Sie hieß Imagina und stammte von einem edlen Geschlecht in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novizin etwas Verführerisches, und als Adolfs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand seiner jungen Wärterin und sagte: „Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich euch danken soll. Durch eure Pflege bin ich genesen, aber eure schönen Augen und euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht.“ Die Novizin errötete und entfernte sich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwidern. Der König erwartete, daß sie wie gewöhnlich gegen Abend wiederkommen würde, aber statt ihrer erschien eine andere Nonne, und von dieser vernahm er, die Schwester Imagina sei von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Diese Nachricht fiel wie ein kalter Reif in den warmen Frühling seiner Liebe und tötete die Blüten seiner Hoffnung schon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrießlich, und seine neue Wärterin hörte selten ein freundliches Wort von ihm. Drei Tage gingen so hin. Am Abend des dritten Tages, um die zehnte Stunde, da schon alles im Kloster schlief, öffnete sich leise die Thür seines Gemaches, und die

schöne Imagina trat herein mit einer brennenden Kerze in der Hand.

„Gnädiger Herr," sagte sie, „der Bischof von Straßburg stellt euch nach und will euch diese Nacht hier im Kloster aufheben lassen. Ich komme, um euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerste Pförtlein des Klostergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet sich wohl ein Fischernachen zur Überfahrt und den Schlüssel zur Gartenthür hab' ich mir verschafft."

Der König säumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Knecht bei sich; diesen schickte er auf der Stelle mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst, von einem treuen Windspiel begleitet, folgte seiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, aber der König bat sie so inständig und rührend, ihn nicht zu verlassen, daß die Liebe zu Adolf, welche sie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleier weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und nun wandelten sie, Hand in Hand, dem Rheine zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte — der Fischer setzte sie über, und Adolf langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an. Im einsamen Felsenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für sie eine Burg aufbauen und gab der Burg den Namen Adolfseck. In

der unbesuchten Wildnis belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite seiner holden Imagina vergaß Adolf der Mühen und Irrsalen, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich früh zum Untergange. Albert von Österreich strebte nach der deutschen Krone, und die Absichten desselben beförderte der Erzbischof von Mainz, aus dem Geschlecht der Eppensteiner, Adolfs nächster Vetter, aber zugleich sein geschworener Feind. Der König zog seinem Widersacher über den Rhein entgegen mit einem starken, sieggewohnten Heere. Imagina konnte sich diesmal beim Abschied nicht von ihm trennen und folgte ihm in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolf sie bereden, im Kloster Rosenthal bei Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber sein würde.

Nicht weit davon gerieten beide Heere aneinander. Der tapfere Nassauer fiel durch seinen Ungestüm, und sein Tod zog den Verlust der Schlacht nach sich. Die arme Imagina lag die ganze Zeit über in der Klosterkirche auf den Knieen und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte sie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der Mond stieg herauf — es wurde stiller und stiller — da sprang das treue Windspiel, welches den König immer begleitete und ihn auch während des Gefechts nicht verlassen hatte, winselnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewande und lief dann gegen die Thür und wieder zurück und fing von neuem an zu winseln und zu zerren. Imagina wurde von einer schrecklichen Ahnung ergriffen und folgte dem Tiere, welches sie mitten auf das Schlachtfeld zur

Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held mit blutigen Locken und bleichem Antlitz von einem nahen Wachtfeuer schauerlich beleuchtet. Imagina warf sich in unendlichem Jammer auf den entseelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tags im Kloster Rosenthal zur Erde bestattet. Die schöne Imagina nahm von nun an weder Speise noch Trank, und eines Morgens fand man sie tot ausgestreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht versöhnt durch den Tod seines Gegners, zerstörte jetzt auch Adolfseck, an dessen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt. A. Schreiber.



Der Roggenbrei.



Von Nassau war's, eine edler Graf,
Den einst ein schwer' Gebreste traf,
Aufs Siechbett ward er hingestreckt
Und weder Speis' noch Trank ihm schmeckt',
Fast glaubt' er sich dem Tode nah'
Und sang schon manch' Halleluja.
Da plötzlich hat die stille Nacht
Ihm einen süßen Trost gebracht.
Als schlaflos er und sinnend lag,
Dacht' er an manch' entschundnen Tag,
An Jugendsünden mancherlei,
An Ursel, Gret' und Anna Marei,

Auch an die Gräfin Portd'amour,
Der Lieb' er einst in Frankreich schwur,
Als er den Krieg dort mitgemacht,
Gefochten in manch' heißer Schlacht.
Und wie er an die Kriegsfahrt kam,
Dünkt's ihm auf einmal wundersam,
Als hab' er dort das Heil gefunden
Und könnt' auch jetzt noch d'ran gesunden
Und dieses Heil, denkt' er, es sei
Nichts andres als ein Roggenbrei,
Wie ihn bereitet einst im Feld
Rollshausen, groß als Koch und Held.
Ein Hesse war's, als Knabe, arm,
Geraten in der Krieger Schwarm,
Wo tapfer er und stets besonnen
Gar hohen Kriegsruhm hat gewonnen.
Mit achtzehn Groschen zog er aus
Aus seiner Väter kargem Haus,
Der Mutter Segen folgt ihm nur
Als einzig Gut, wohin er fuhr,
Bis er in Frankreich fand das Glück.
Dort ward ihm manches Beutestück,
Und was er hatt', nicht wieder schwand.
Heim schickte er ins Hessenland
Maulesel einen ganzen Zug,
Der viele Säck' mit Kronen trug.
Und als der Krieg sein Ende nahm,
Er selbst zur Heimat wieder kam.
Die Burg der Väter neu erstand,
„Klein-Frankreich“ ward sie nun genannt,

Da in Groß-Frankreich ihm vor Allen
Das meiste Gut war zugefallen. —
An Rollshusenum also sandte
Der Graf zum nahen Hessenlande
Und ließ als alten Kriegskam'raden
Ihn feierlich gen Nassau laden,
Von wegen jener Arzenei,
Dem superfeinen Roggenbrei.
Rollshausen stand nicht lange an,
Nach Nassau zog er gleich hindann
Und trat zum Grafen ins Gemach.
„Ach, Freund," sprach dieser, „siech und schwach,
Vom langen Fieber sterbensmatt,
Find'st du mich auf der Lagerstatt.
Der Ärzte Kunst versagt an mir,
Mein einzig' Heil, es ruht in dir.
Ein Roggenbrei, mein lieber Koch,
Wie einst in Frankreich — weißt Du noch? —
Der würd' mir helfen!" — „Wohl, es sei,"
Rollshausen sprach, „ich koch' den Brei."
Die Rüstung legt' er ab, das Schwert,
Und geht zur Küche an den Herd,
Wo er, ganz nach der alten Weise,
Bereitet die verlangte Speise,
Doch als der Graf versucht' den Brei,
Zu tadeln wußt' er mancherlei.
Erst schien er ihm zu dick geraten,
Dann dünkt er sauer seiner Gnaden.
Er rief und schob die Schüssel fort:
„So war der Brei nicht, auf mein Wort!

Den du in Frankreich einst bereitet!
Die Speis' ist gänzlich mir verleidet!"
Rollshausen d'rauf: „Mein Brei ist gut,
Nur eines an ihm fehlen thut —"
„So schaffts herbei!" — „Das kann ich nicht,
Da mir die Macht dazu gebricht.
Hätt' in Euch, wie vordem im Feld,
Der Hunger vierzehn' Tag' gebellt,
Was gilt's — ich wette Schwert und Spieß —
Euch schmeckten bitt're Bohnen süß!"

W. Bennecke.



Selters.



In alten Zeiten stand da, wo sich jetzt die Kirche zu Selters befindet, ein Kapellchen, worin ein Mönch den Gottesdienst versah. Die Bewohner der Umgegend fanden in der Nähe der Kapelle eine Salzquelle, siedelten sich dabei an und bereiteten Salz. Wenn sie dasselbe nun in der Nachbarschaft zum Verkauf brachten, sagte man: „Da kommen die Selzer!" Davon erhielt der Ort seinen Namen.

J. W. Wolf.



Der Dünstberg.



Dieser Berg, der auch Dinsberg oder Dünsberg genannt wird, ist der höchste Punkt in der Gegend von

Gießen. Er trägt um seinen Gipfel ein Band mächtiger Ringwälle. Die Sage meldet, daß unter denselben große Schätze verborgen liegen, die zu bestimmten Tagen im Jahre zugänglich seien.

J. W. Wolf.



Das Wichtelmännchen.



Ein Schuhmacher war ohne sein Verschulden so arm geworden, daß ihm zuletzt weiter nichts übrig blieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Diese schnitt er am Abend zu, um sie gleich am andern Morgen in Arbeit nehmen zu können, und legte sich getrost zu Bette. Da er ein gutes Gewissen hatte, so befahl er sich dem lieben Gott und schlief bald ein. Als er aber am andern Morgen, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, sich an die Arbeit machen wollte, standen die beiden Schuhe schon fertig auf dem Tische. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte, und nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten; sie waren so sauber und kunstgerecht gearbeitet, daß man sie konnte für ein Meisterstück gelten lassen. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein, und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür. Von dem erhaltenen Gelde konnte der Schuhmacher einen Tag leben und außerdem sich Leder für zwei Paar neue Schuhe kaufen. Diese schnitt er am Abend zu und wollte am nächsten Morgen mit frischem Mute an die Arbeit gehen. Dies war aber

gar nicht nötig; denn als er aufstand, waren die Schuhe schon wieder fertig. Auch die Käufer blieben nicht aus und gaben ihm so viel Geld, daß er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. So ging dies fort von einem Tage zum andern. Was er an einem Tage zuschnitt, war am andern Tage fertig, so daß er bald sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward.

Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, daß der Schuhmacher wieder viel Leder zugeschnitten hatte. Da sprach er vor dem Schlafengehen zu seiner Frau: „Wie wär' es, wenn wir die Nacht aufblieben, um durch das Kammerfenster zu sehen; vielleicht können wir die Leutchen belauschen, die uns so hilfreiche Hand leisten.“ Die Frau war damit zufrieden; das Kammerfenster wurde verhängt, so daß man durch eine kleine Spalte sehen konnte, und die beiden Leute blieben in der dunkelen Kammer wach. Als die Glocke zwölf schlug, wurde es plötzlich hell in der Stube. Gleich darauf öffnete sich der Fußboden dicht bei der Werkstatt, und zwei kleine, niedliche nackte Männlein kamen hervor. Sie setzten sich an den Tisch, nahmen alles zugeschnittene Leder vor und fingen an mit ihren zierlichen Fingerchen so behende zu stechen, nähen und zu klopfen, daß der Schuhmacher vor Verwunderung sich kaum zu lassen wußte. Als alle Arbeit fertig war, sprangen sie wieder in den geöffneten Fußboden hinab, und gleich darauf war es im Zimmer so dunkel wie vorher.

Am andern Morgen sprach die Frau: „Die nied-

lichen Männlein haben uns reich gemacht; dafür müßten wir doch dankbar sein. Sie laufen so nackt und bloß herum und haben keine Kleider; sie müssen gewiß frieren. Weißt du was? Ich will Hemdchen, Röcke und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken, du aber mach' ihnen ein Paar Schuhe dazu." Der Mann war es zufrieden. Als sie am Abend alles fertig hatten, legten sie statt der zugeschnittenen Arbeit die Geschenke auf den Tisch und versteckten sich in ihre dunkele Kammer.

Als es Mitternacht war, ward es wieder hell in dem Zimmer, und die Männchen kamen hervor. Da sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, so verwunderten sie sich: bald aber bezeigten sie eine gewaltige Freude, zogen sich die Kleider an, strichen sie sich glatt und sprangen munter und lustig umher, indem sie sangen:

„Sind wir nicht Knaben gar glatt und fein?
Wozu sollen wir länger noch Schuster sein?

Dann hüpften und tanzten sie wieder umher und sprangen auf den Schemel, dann auf den Tisch und endlich husch! zum Fenster hinaus. Von jetzt an kamen sie nicht mehr wieder; die beiden Eheleute aber hatten von ihrer Dankbarkeit keinen Schaden; denn dem Schuhmacher glückte alles, was er unternahm, und es ging ihm und seiner Frau wohl, so lange sie lebten.

Grimm.



Kloster Marienstatt.



Das im Jahre 1215 gestiftete Kloster Kirburg war seiner rauhen Lage wegen ein sehr schlechter Aufenthalt für die frommen Insassen desselben. Einst war der Abt sorgenvoll eingeschlafen, da sah er im Traume die heilige Jungfrau, welche ihn zu dem Grafen Heinrich von Sayn-Kirchberg (1202—1265) hingehen hieß, den man seiner ungeheuren Körperlänge wegen den Großen nannte (er maß $8^1/_2$ Fuß, und sein Schwert wog 25 Pfund), und ihn bitten, er möge in der Nähe seiner Burg Nister (am Flusse gleichen Namens) ihnen ein zweites Kloster in blumiger Gegend bauen. Am andern Morgen hatte er nichts Eiligeres zu thun, als zu den Grafen zu eilen, trotz daß Schnee und Eis seinen Weg beschwerlich machten, und von ihm Erlaubnis zum Bauen zu erbitten, allein dieser wies ihn lächelnd ab und erklärte seine Vision für ein leeres Traumgesicht. Der Abt kehrte traurig ins Kloster zurück, warf sich vor dem Hochaltar nieder und flehte die heilige Jungfrau an, durch ein Zeichen die Wahrheit seiner Erzählung zu bestätigen. Mittlerweile war Graf Heinrich auf die Jagd gezogen und bei der Verfolgung eines Hirsches von diesem in eine felsige Thalschlucht gelockt worden. Auf einmal sah er hier das Wild auf schneeigem Bette liegen, und neben ihm prangte aus tiefem Schnee ein Weißdornstrauch (im sogen. Ainvelde). Reuevoll schonte der Graf des Hirsches und zum heimischen Schlosse zurückgekehrt, ließ er den Abt sogleich

rufen und befahl ihm, auf seine Kosten an jener Stelle das gewünschte Kloster zu erbauen, was auch bereits im Jahre 1226 vollendet dastand. Noch heute aber kann man hin und wieder im Westerwalde die Beobachtung machen, daß der Haselstrauch an sonnigen Tagen des Frühlings in volle Blüte kommt und mit seinem goldgelben Samenstaub den Schnee bestreut, der rings noch tief den Boden bedeckt. Gräße.



Der Gangolfsbrunnen zu Meudt.



Der Ritter Gangolf war aus Meudt nach Palästina gezogen und hatte zuvor seinen Mitbürgern versprochen, wenn er gesund zurückkehre, wolle er allen etwas aus dem gelobten Lande mitbringen. Als er nun glücklich dahin gekommen war, erinnerte er sich, daß der heißeste Wunsch der Einwohner von Meudt sei, einen Brunnen zu besitzen, denn bisher hatte man dort stets fruchtlos nach Wasser gesucht und mußte dasselbe aus weiter Ferne holen. Als er daher am Grabe des Erlösers zu Jerusalem seine Andacht verrichtete, bat er flehentlich den Heiland, seinen Unterthanen eine Quelle aufschließen zu wollen und in der nächsten Nacht erschien ihm im Traum ein Engel Gottes und sagte ihm, der Herr habe sein Gebet erhört, er solle, wenn er nach Hause zurückgekehrt sei, neben der Kirche mit seinem Pilgerstabe in die Erde stechen, und flugs werde eine starke Ader krystallhelles, gesundes Wasser herausbrechen

und nie versiegend fortquellen, bis eine gottlose Hand dasselbe verunreinigen werde, denn dann werde die Quelle sich wieder in die Erde zurückziehen. Als nun der Ritter nach Hause zurückgekehrt war, da hat er seinen Unterthanen erzählt, was er ihnen mitgebracht habe und siehe, vor aller Augen hat er an dem bezeichneten Orte seinen Stecken in die Erde gestoßen, und jener wundervolle Quell ist herausgeschossen, den man heute noch den Gangolfsborn nennt. Dieser hatte nun manches Jahrhundert die Umgegend mit seinem Naß erquickt, da ist einmal am Pfingstmontag, während die Gemeinde vor dem Hochaltar versammelt war, eine schändliche Jüdin zu dem Born gegangen und hat in dem Wasser desselben zum Hohn Windeln ausgewaschen und siehe, plötzlich erscholl aus der Erde ein dumpfes Brausen, und vor den Augen der Missethäterin sank das Wasser in der Erde Schoß zurück und der Brunnen war leer. Darüber entfuhr ihr ein gräßlicher Wehschrei und herbei stürzte alles Volk aus der Kirche und vernahm mit Entsetzen, was geschehen war. Schon wollten sie die Thäterin in Stücken reißen, da rief die Stimme des Priesters sie in das Gotteshaus zurück, er nahm die Monstranz mit der geweihten Hostie und zog, gefolgt von Andächtigen, hin zu dem Brunnen, und nachdem alle nieder auf den Boden gefallen waren und in gläubigem Gebet den Herrn angefleht, nicht so viele um der Sünde einer einzigen Frevlerin willen strafen zu wollen, siehe, da hörte man aus der Erde tief herauf ein Rauschen immer näher und näher heraustönen und plötzlich quoll der Quell wieder wie zuvor. Seit=

dem ist er aber niemals wieder versiegt, wohl aber ziehen noch heute am zweiten Pfingstfeiertag die Kinder zu Meudt nach dem Brunnen und bekränzen ihn mit Blumen und tanzen um ihn herum.

Grässe. Nach Henninger.



Die Christmette in der Kirche von Bergen.



Noch heute erhebt sich einsam auf eines Berges Gipfel die Kirche des nunmehr verschwundenen Dorfes Bergen, um dieselbe zieht sich der Friedhof, wo die Bewohner des Dorfes Werschau beerdigt werden. Bis zum 30jährigen Kriege gehörte dazu ein Dörfchen am Fuße des Berges in dem sogenannten goldenen Grunde gelegen. Da kamen die Schweden ins Land und mit ihnen Pest und Hungersnot. In dem Dörfchen aber wohnte eine Witwe, welche zwei Töchter hatte, die eben so schön als gut waren. Da die Witwe begütert war, so brauchten sie nicht zu arbeiten, sondern wandten ihre ganze Thätigkeit auf Armen- und Krankenpflege. Leider aber gehörte die älteste Tochter zu den letzten Opfern der bösartigen Seuche, welche das Dörfchen entvölkert hatte. Kaum war indes die Krankheit verschwunden, da kehrten auch die Schweden wieder und wüteten unter den armen Dorfbewohnern. Einer der Bösewichter fand Gefallen an der noch lebenden Tochter der Witwe und quälte sie mit seinen schlechten Anträgen. Da sie ihm nicht Gehör gab, so wollte er Gewalt brauchen, das

wackere Mädchen aber entriß sich seinen frechen Händen und eilte den Berg hinan, wo sie auch hinter den Mauern der Kirche, deren Pforte sie hinter sich ins Schloß warf, Schutz suchte. Der Schwede aber ließ sich nicht abhalten, er holte eine Axt und schlug die Thüre ein. Zwar hielt sie ihm das Kruzifix, welches auf dem Altar stand und das sie als Waffe gegen ihn ergriff, entgegen, allein der Schwede zog das Schwert und hieb es in zwei Stücke auseinander und schlang schon seine Arme um sie. Doch noch einmal riß sie sich von ihm los und eilte zur Kirche hinaus und stürzte sich von der Spitze des Felsens hinab, an dessen Fuß man ihre zerschlagenen Gebeine als eine unscheinbare Masse auffand. Nun war die Witwe ganz allein, und täglich flehte sie zu Gott, er möge auch ihrem Leben ein Ende machen und sie mit ihren verstorbenen Töchtern vereinigen. Allein vergebens. So kam das nächste Weihnachtsfest heran und am heiligen Abend legte sie sich nieder, besorgt das Läuten zur Christmette nicht zu versäumen. Um Mitternacht erwachte sie auch durch hellen Glockenklang, sie dachte, es läute schon zur Mette, sprang aus dem Bett, kleidete sich schnell an und eilte, mit dem Festtagskleide geschmückt, hinauf zur Kirche. Zwar war der Pfad still und leer und auch nicht ein Mensch auf dem Wege zu sehen, allein sie dachte, es sei etwas spät und alles schon in der Kirche versammelt denn herab klang der Orgel Feierklang, und als sie den Friedhof betrat, da blitzte durch die Fenster der Kerzen voller Glanz herab auf die Totenkreuze. Als sie aber in das Innere der Kirche trat, da war der Raum der-

selben gedrängt voll von frommen Betern, aber wunderbarerweise keine Kerzen brannten, sondern jeder der Anwesenden war von einem lichten Schein umgeben, und als sie sich die Umstehenden etwas genauer ansah, sah sie keinen aus dem Dorfe, der noch lebte oder den sie kannte, wohl aber erblickte sie eine Menge Personen, die teils kurz vorher oder länger schon verstorben waren. Selbst der Priester, der vor dem Altare stand, war schon vor einiger Zeit gestorben. Plötzlich gewahrte sie aber in ihrem gewöhnlichen Kirchenstuhl ihre zwei verstorbenen Töchter, welche ihr freundlich zunickten. Sie eilte auf sie zu, dieselben nahmen sie zwischen sich, umarmten sie und sprachen: „Ehe noch der Wald sich wiederum belaubt, wird auf deinem Grabe schon die Schlüsselblume emporsprossen!" Noch schwelgte, berauscht von Glück, die Witwe an ihrer Töchter Brust, da tönte herab vom Turme in dumpfen Schlägen der zwölften Stunde Klang, und plötzlich wird alles still, die lustige Schar flieht davon und verschwindet auf den Gräbern, und ringsum in der Kirche schwebt ein leichter Morgenduft, und die Witwe kniet allein im leeren Gotteshaus und statt des himmlischen Lichtes dringt jetzt der helle Mondschein herein durch die hohen Fenster. Noch waren aber nicht acht Tage ins Land gegangen, da lag die Witwe auf der Totenbahre und die Verheißung ihrer Töchter war erfüllt. Das Dörfchen aber ward kurz nachher von Brand durch Feindeshand zerstört und nicht wieder aufgebaut.

Gräffe. Nach Henninger.



Das blaue Ländchen.



Zwei Landschaften führen heute noch im Volksmunde den Namen „blaues Ländchen", nämlich ein Teil der hessischen ehemaligen Grafschaft Katzenellenbogen und die Gegend von Nordenstadt bei Wiesbaden, wo die Landmädchen blaue Röckchen und Häubchen und die Burschen blaue Mützen tragen, obwohl nach andern der blaue schieferartige Boden der dortigen Gebirge die Ursache des Namens gewesen sein soll. Der Sage nach aber wäre ein anderer Grund für die blaue Kleidung der dortigen Bewohner zu finden, nämlich folgender:

Es sollen nämlich die Weiber aus Lorch, welche durch die Messen in Frankfurt a. M. mit der neuen Lehre Luthers bekannt geworden waren, dieselbe auch in ihre Heimat zu verpflanzen versucht haben, allein ihre Vaterstadt hing noch zu fest an Rom und so kam es, daß die ganze starke Weberzunft (300 Stühle stark) aus der Stadt vertrieben ward. Sie wandten sich nach der Herrschaft Katzenellenbogen, wo sie der Landgraf Philipp der Großmütige aufnahm und wo ihr Fleiß das schöne blaue Tuch webte, welches dann die Kleidung der dortigen Bewohner ward.

Gräffe.



Die Lahn hat gerufen.





Noch immer, wenn jemand in der Lahn bei Gießen ertrunken ist, hat sie gerufen, und das haben die Müller und Bleicher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesmal mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf, schlägt starke Wellen, und dann ruft es mit starkem Schrei aus dem so aufgeregten Wasser:

„Die Zeit ist da!
Die Stund' ist da!
Wär' nur der Mensch da!"

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen: „Die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald jemand!" und das ist auch jedesmal zugetroffen, es ist bald darauf wirklich jemand in der Lahn ertrunken.

Bei Neustadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen: „Ich will einen Menschen haben, einen Menschen will ich haben!" Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn, denn es wird ihnen bange.

J. W. Wolf.



Die Kirche von Dietkirchen.

Auf schroffen Felsen am Ufer der Lahn steht die Kirche von Dietkirchen. Hier ward in der heidnischen Zeit das uralte Gericht zum Reckenforst gehalten, das jedesmal das Volk aus dem ganzen Gau um sich versammelte. Da erschien der heilige Lubentius, der Apostel der Nassauer, wählte sich den schroff emporsteigenden Felsen über dem Flusse zur Kanzel und verkündete dem zahlreich hier zusammengeströmten Volke (um 350) das Evangelium und errichtete hier eine kleine Kapelle. Weil aber die Kirche so recht eigentlich eine Volkskirche war, so nannte man sie Dietkirchen (Diet von Thiuda, Volk) oder, wie andere wollen, vorzugsweise „Die Kirche“.

Die jetzt hier befindliche Kirche hat aber einen andern Ursprung. Wenn man in dieselbe tritt, gewahrt man darin an der Wand in Stein gehauen einen Rittersmann mit Schwert und Schild, und neben ihm hängen an der altersgrauen Wand schwere Fesseln für Fuß und Hand. Das ist ihr Erbauer, der Ritter Dietrich von Dern. Dieser war mit den Kreuzfahrern nach Palästina gezogen und dort in einer Schlacht in die Hände der Saracenen gefallen. Manches Jahr schmachtete er in tiefer Kerkersnacht und gab alle Hoffnung auf, jemals wieder die Freiheit zu erlangen. Da that er einst, als ihn eben wieder eine unnennbare Sehnsucht nach der Heimat überfiel, das Gelübde, er wolle, wenn er je wieder sein Vaterhaus wiedersehen werde, dort neben der Lahn auf dem heiligen Steine, wo die

Gebeine des heiligen Lubentius ruhten, eine Kirche bauen. So flehte er andächtig, da kam ein süßer Schlummer, wie er ihn lange nicht gekostet, über ihn, und als er erwachte, fand er sich mitten in einem frischen grünen Walde, umtönt von dem lieblichen Gesang der Vögel. Er wollte seinen Augen nicht trauen, da hörte er von Vorübergehenden die heimischen Leute, er raffte sich auf, eilte ihnen nach und fragte, wo er sich befinde. Zwar schauten diese den hagern Mann in ärmlichen Kleidern verwundert an, allein sie sprachen: „Ihr seid in dem Walde von Dern.“ Fort stürmte er hinaus ins Schloß und lag bald in den Armen seiner Gemahlin und seiner Kinder, welche ihn längst für tot gehalten hatten. Und seines Wortes eingedenk, erbaute er auf der Höhe, welche man den Herrnberg nennt, die Dietrichskirche von Dietkirchen. Zum Andenken an den heiligen Lubentius nennen aber heute noch die Lahnschiffer den stromaufwärts blasenden Wind den St. Lubentiwind, und auf dem Strom selbst eine Strömung der Wellen gegen den Strom, die sich bald in der Mitte und bald an dem linken, bald an dem rechten Ufer so breit wie das Geleise eines Schiffleins zeigt, noch heute den Lubentiusstrom. Das Stift zu Dietkirchen aber bewahrte noch im Jahre 1525 ein übergoldetes Brustbild des guten Heiligen und ein silbernes Schifflein, welches ihm, ihrem Patron, die Lahnschiffer geweiht hatten.

Gräße. Nach Henninger.



Der Schuster auf Ardeck.

Auf einem Berge des Lahnthales gewahrt man noch heute die Trümmer der alten Burg Ardeck; dort ist es nicht geheuer, namentlich in der Adventszeit. Einst kam ein Schuster mit einem schweren Lederballen auf dem Rücken auf der Landstraße spät in der Nacht einhergekeucht. Müde und schläfrig, denn er war unterwegs einige Male eingekehrt, konnte er kaum mehr fort, da hörte er plötzlich einen Wagen dahersausen, und er bittet die darin Sitzenden, sie möchten ihn doch aufsteigen lassen und ein Stück weit mitnehmen. Der Wagen hält auch, er schwingt sich auf den Rücksitz, und im Galopp brausen die feurigen Rappen dahin. Auf einmal hält der Wagen, und er sieht sich in dem Hofe eines alten Schlosses, aus dessen Fenstern heller Lichtschein herabglänzt. Aus dem Wagen steigt eine Herrschaft in altertümlicher Tracht, die Diener winken ihm, er folgt ihnen ins Haus und bis zu einem prächtigen Saale. Totenstille herrscht hier, obwohl eine lange Tafel von Rittern und Edelfrauen ringsum festlich besetzt ist. Einer deutet ihm schweigend mit dem Finger an, sich niederzulassen. Ihn ergreift aber unbeschreibliche Angst, und er stößt den Namen „Jesu" aus, auf einmal zerrinnt alles in Nebel, und er selbst sinkt wie vom Schlage getroffen zu Boden. Am andern Morgen erwacht er aus tiefem Schlummer, da sieht er sich voll Grausen auf Steingeröll zwischen den Ruinen der Burg Ardeck liegen, er rafft sich auf und eilt angsterfüllt den

Berg hinab, allein zu Hause angelangt, ergriff ihn schwere Krankheit, und noch ehe der Lenz wiederkehrte grub man ihm ein frühes Grab. Den Wagen hat man nachher noch oft zur Adventszeit gesehen, aber angerufen hat ihn keiner wieder.

Gräße.



Räderberg.



Ein Metzger von Nassau ging aus zu kaufen. Auf der Landstraße stößt er bald auf eine dahin fahrende Kutsche und geht ihr nach, den Gleisen in Gedanken folgend. Mit einmal hält sie an und vor einem schönen, großen Landhaus, mitten auf der Heerstraße, das er aber sonst noch niemals erblickt, so oft er auch dieses Weges gekommen. Drei Mönche steigen aus dem Wagen und der erstaunte Metzger folgt ihnen unbemerkt in das hellerleuchtete Haus. Erst gehen sie in ein Zimmer, einem die Kommunion zu reichen, und nachher in einen Saal, wo große Gesellschaft um einen Tisch sitzt, in lautem Lärmen und Schreien ein Mahl verzehrend. Plötzlich bemerkt der Obensitzende den fremden Metzger und sogleich ist alles still und verstummt. Da steht der Oberste auf und bringt dem Metzger einen Weinbecher mit den Worten: „noch einen Tag!“ Der Metzger erschauert und will nicht trinken. Bald hernach erhebt sich ein zweiter, tritt den Metzger mit einem Becher an und spricht wieder: „noch ein Tag!“ Er schlägt ihn wieder aus. Nach dem kommt ein dritter mit dem Becher und den-

selben Worten: „noch ein Tag!“ Nun mehr trinkt der Metzger. Aber kurz darauf nähert sich demselben ein vierter aus der Gesellschaft, den Wein nochmals darbietend. Der Metzger erschrickt heftiglich, und als er ein Kreuz vor sich gemacht, verschwindet auf einmal die ganze Erscheinung, und er befindet sich in tiefer Dunkelheit. Wie endlich der Morgen anbricht, sieht sich der Metzger auf dem Räderberg, weit weg von der Landstraße, geht einen steinichten, mühsamen Weg zurück in seine Vaterstadt, entdeckt dem Pfarrer die Begebenheit und stirbt genau in drei Tagen.

Die Sage war schon lang verbreitet, daß auf jenem Berge ein Kloster gestanden, dessen Trümmer noch jetzt zu sehen sind, dessen Orden aber ausgestorben wäre.

Grimm.



Der Feldberg.



Der höchste Berg des Taunusgebirges ist der große Feldberg. Sein Gipfel ist sechs Stunden von Frankfurt a. M. entfernt und 850 m über der Meeresfläche. Auf der nordöstlichen Seite seiner kahlen, fast nur mit kümmerlichen Heidekraut bewachsenen flachen Kuppe erhebt sich ein zerklüfteter Quarzfels, welcher 3—4 m hoch ist und 25 m im Umgange hat. Er heißt Brunhildenstein (auch Teufels-Kanzel) und wurde in früheren Zeiten auch wohl Agrippinentempel und Venusstein genannt.

Nach der gewöhnlichen Sage soll er seinen Namen Brunhildenstein von jener grausamen Brunhilde, der Gemahlin Siegberts, Königs von Austrasien, haben, die im 80. Jahre wegen vieler von ihr begangenen Greuelthaten drei Tage lang gefoltert und endlich noch von einem wilden Rosse, an dessen Schweif sie gebunden worden war, zu Tode geschleift ward (613). Sie soll den Feldberg oft bestiegen, hier auch ein Schloß gebaut haben, welches sie ihr Bett nannte und endlich unter jenem Felsen begraben worden sein.

Einer anderen Sage nach rührt jedoch der Name Bettstein oder Bette der Brunhildis von jener Brunhilde her, welche Sigurd in Frakland (d. h. Frankenland) in Hirdar Fiäld fand.

Zu der Zeit, als Bernhard von Clairvaux in Frankfurt das Kreuz predigte, pilgerte auf den Feldberg sehr oft die heilige Hildegard aus ihrem Kloster Ruppertsberg bei Bingen an der Nahe hierher und flehte, daß Gott die Herzen der Menschen erweichen und den Worten des heiligen Bernhard Eingang in dieselben verschaffen möge. Knieend auf hartem Steine, dem Brünhildenfelsen, rang sie hier die Hände von früh bis Abend, endlich ermattete sie und sank auf denselben nieder, allein durch ein Wunder Gottes ward der Stein zu einem weichen Lager für sie, auf welchem sie sanft einschlummern konnte und als sie am nächsten Morgen erwachte, war auf der Stelle, wo ihr Haupt geruht hatte, der Eindruck desselben zu sehen, wie heute noch jeder, der dorthin kommt, bemerken kann.

Gräße. Nach Enslin.



Die Höhle im Altkönig.



Es ging eine Frau den Altkönig hinan, die hatte Gras geschnitten, trugs in einem Korb auf dem Kopf und führte ihr Töchterlein an der Hand. Als sie fast oben war, sah sie im Berg eine bis dahin nie gesehene Thür, welche in eine Höhle führte, worin sieben greise Männer mit langen Bärten an einem Tisch saßen; übrigens war die Höhle ganz voll Gold und Silber. Die Frau trat kühn ein, leerte ohne weiteres ihren Korb und füllte ihn mit den Schätzen. Als sie wieder heraustreten wollte, sprach einer der Männer: „Frau, vergeßt das Beste nicht!“ Sie hörte aber nicht darauf und ging; als sie kaum vor der Thür war, da schloß sich der Berg wieder unter gewaltigem Krachen und schloß das Kind mit ein, welches, mit dem roten Gold spielend, nicht gesehen hatte, daß die Mutter fort ging. Da war die Sorge und Angst der Mutter groß. Sie lief jammernd zu einem Geistlichen und erzählte demselben die Sache. Der aber sprach zu ihr, daß sie ihr Kind nicht vor sieben Jahren wiederbekomme; dann solle sie um dieselbe Stunde auf den Berg gehen. Sie habe aber unrecht daran gethan, den Korb ganz auszuleeren, denn unter dem Gras habe sich auch das Kraut gefunden, welches ihr die Bergeshöhle erschlossen habe. Nach sieben Jahren ging die Frau auf den Berg und siehe, da saß ihr Kind oben und schlief und war noch eben so jung, blühend und

frisch, als sie es verlassen hatte. Von der Thür und der Höhle aber war keine Spur mehr zu finden.

J. W. Wolf.



Der Altkönig und die Pfingstweide.



Der Altkönig ist nächst dem großen und kleinen Feldberg der dritthöchste Berg im Taunusgebirge, derjenige, der nach der Frankfurter Seite vor dem Feldberg steht und den Frankfurtern die Ansicht des letzteren nicht zuläßt. Nach der Erzählung der Umwohner hat früher ein türkischer (!) Kaiser hier oben ein Schloß gehabt, worin er mit seinen vielen Frauen hauste und wovon angeblich noch die zwei aus Quarzblöcken bestehenden Ringwälle, welche seinen Gipfel umgeben, Zeugnis geben sollen. In einem Kriege ist das Schloß zerstört und der Sultan verjagt worden, seine Schätze aber liegen in dem Berge vergraben und werden von feurigen Geistern bewacht, welche diejenigen, die nach ihnen graben, mit Steinen zu werfen pflegen. Einst wird aber der Sultan wiederkehren und sein Schloß wieder aufbauen, und dann werden auch die Schätze wieder zu Tage kommen.

Auch an andern Orten in dieser Gegend, besonders zwischen Soden und Neuenhain, liegen viele Schätze begraben, oft ist nach ihnen gesucht worden, allein die Polizei hat sich stets hineingemischt und das Schatzgraben untersagt. Einmal aber, sagt man, hätten die

Schatzgräber doch eine schwere Kiste gefunden, hätten sie aber nicht aufmachen können, sie wären also mit derselben auf die sogenannte Pfingstweide*) gekommen und da ihnen kein Schlosser dieselbe habe zu öffnen vermocht, hätten sie solche einstweilen vergraben, um sie später wieder zu holen. Wie sie aber wieder dorthin gekommen seien, hätten sie den Platz, wo sie selbige eingescharrt hatten, nicht wieder finden können. Um dieses zu können, müsse man einen sogenannten Erdspiegel haben, der zeige den Ort an, aber nicht jedwedem, sondern nur Sonntagskindern.

Grässe. Nach Enslin.



Die wunderbaren Steine am Altkönig.



Der Altkönig hat mehrere Vorhöhen. Eine davon heißt der Kellerberg. Dieser wird im Sommer besonders von Scharen von Kindern besucht, welche dort Heidelbeeren suchen, die da in großer Menge wachsen. Am Wege erhebt sich ein ziemlich großer Felsblock, und noch heute ist es unter den Kindern dort Sitte, an

*) Die Pfingstweide, am Ostende der Stadt gelegen, diente früher den Waisenkindern am Pfingstfeste zu ihrem großen Spieltage, an dem sie mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist wurden (am sogenannten Reisbreifeste). Von dieser Waisenspeisung zu Pfingsten scheint jene große Wiese ihren Namen zu haben (Frankfurter Waisengrün). Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wird aber dieses Fest im Frankfurter Walde auf dem Forsthause gefeiert.

dieser Stätte drei Steine gegen den Felsen zu werfen. Dies ist eine Art Opfer, gerichtet an einen Riesen, der in dem Steine wohnen soll. Thut dies ein Kind nicht, so findet es angeblich keine Beeren oder strauchelt und fällt an jener Stelle.

An einer andern Vorhöhe, dem sogenannten Hühnerkopfe, befindet sich mitten im Waldesdickicht ein moosiger Fels, der sogenannte Hauptstein. Darin soll eine purpurrote Henne mit goldbefiederten Küchlein wohnen. Die Kinder, welche hier Beeren suchen, vermeiden diesen Ort aufs ängstlichste, denn man sagt, daß, wenn eins zufällig mit dem Fuße an jenen Felsen stoße, dann komme die Henne mit ihrer Brut heraus und sauge ihm das Blut aus.

Gräße.



Burg Eppenstein.



Am Taunusgebirge sind vier liebliche Thäler, die der Frühling jedes Jahr mit den schönsten Blumen und Pflanzen beschenkt. Zwischen diesen Thälern liegt auf einem Berge das alte Schloß Eppenstein in Öde und Trauer. Es wurde vor undenklicher Zeit von einem Ritter, Eppo mit Namen, erbaut. Dieser verirrte sich einst auf der Jagd hierher — damals war die Gegend sehr wild und schauerlich. Eppo warf sich ermüdet am Fuße des Berges bei einem Felsenbrünnlein ins Grüne. Nachdem er eine Weile gerastet hatte, erhob er sich wieder und wollte den Heimweg suchen, aber

in diesem Augenblick hörte er den Gesang einer weiblichen Stimme. Das Lied war traurig, und die Stimme schien aus dem Berge zu kommen. Der Ritter arbeitete sich durch das Gestrüpp, ob er vielleicht einen Pfad auf den Berg entdecken möchte; da auf einmal stand er vor einer Felsenhöhle, und am Eingange derselben saß eine Jungfrau von wunderschöner Gestalt. Sie hatte das traurige Lied gesungen und weinte jetzt bittere Thränen und trocknete sich die blühende Wange mit den langen, braunen Locken, die um ihre Schultern hingen. Als sie den Ritter erblickte, streckte sie die Arme nach ihm aus und bat mit leiser, zitternder Stimme, sie zu retten. Eppo fragte nach ihrer Herkunft und wie sie in diese Wildnis geraten sei.

„Ich kann euch mein Unglück nur mit wenigen Worten erzählen," antwortete die Jungfrau, „denn bald ist die Stunde vorüber, während welcher ein tiefer Schlaf meinen Verfolger gebunden hält. — Ich heiße Bertha und bin dort drüben auf der Burg Bremthal geboren. Der Riese, der auf diesem Berge haust, erschlug meinen Vater und meine Brüder und führte mich als seine Gefangene hierher und quält mich mit seiner Liebe. Oft hat er gegen mich Gewalt brauchen wollen, aber wenn ich dann laut zu beten anfange, so weicht sichtbar seine Kraft von ihm, und er ist außer Stand, mir ein Leids zu thun. Täglich in der Mittagsstunde bewältigt ihn ein Schlummer, aus welchem kein Mensch ihn zu wecken vermag. In diesem Augenblick ist er davon befallen und liegt oben auf der Bergkuppe."

„Ich will den Unhold in die Hölle senden," rief Eppo, und zog sein Schwert.

„Ach," erwiderte die Jungfrau, „den Riesen verletzt kein Eisen."

„So will ich ihn den Berg hinabstürzen."

„Auch das ist jetzt unmöglich. So lang er schläft, können tausend Hände ihn nicht von der Stelle bringen!"

Der Ritter that ihr den Vorschlag, mit ihm zu entfliehen.

„Seht ihr denn nicht, daß ich gefesselt bin," sagte Bertha, und zeigte auf die Kette an ihrem Fuß. „So oft die Stunde seines Schlafes naht, und so oft er auf Menschenblut ausgeht, schließt er mich am Eingange dieser Höhle an."

„Ich will, ich muß euch befreien, schöne Jungfrau," rief der Ritter aus, „und wenn es mein Leben kosten sollte."

Bertha sah ihn mit einem dankbaren Blicke an und sagte: „Wenn ihr das wollt, so geht hinüber auf die Burg meines Vaters und laßt euch vom alten Burgvogt das eiserne Netz geben, welches mein Vater als ein Wahrzeichen aus Palästina mitgebracht. Es ist mit wunderbarer Kunst verfertigt, und darin wollen wir den Unhold fangen."

Sie nahm noch weitere Abrede mit Eppo, der auch ohne Verzug auf die Brug Bremthal ging und das Netz abholte und sich damit am anderen Morgen auf dem Platz einfand, den ihm Bertha angegeben hatte. Er mochte eine Stunde lang im Gebüsch gewartet haben, als sie ihm aus dem Gitter der Felsenhöhle zurief:

„Es ist ein günstiger Augenblick, den Gott sendet; der Riese sitzt an der Seite des Berges und schneidet sich eine Querpfeife. Gebt mir geschwinde das Netz und harrt hier, bis ich euch wieder rufe.“

Der Ritter reichte ihr das Netz durch das Gitter, denn es war fügsam zu jeder Gestalt, und Bertha eilte damit auf die Höhe des Berges und breitete es auf der Stelle aus, wo der Riese zu schlafen pflegte, und bedeckte es sorgfältig mit Moos und streute über das Moos viele wilde Blumen, die da umher blühten.

Die Mittagsstunde kam heran; der Riese nahte sich halb schlaftrunken dem duftenden Bette und freute sich ob der Sorgfalt, welche seine schöne Jungfrau ihm bewiesen. Über die Freude vergaß er diesmal auch, sie anzuketten und warf sich taumelnd auf das Lager. Kaum hatte der Schlaf ihn bewältigt, als Bertha das Netz über ihm zuzog und den Ritter herbeirief. Eppo hatte Mühe, den Berg hinan zu kommen, denn der einzige gangbare Weg führte durch die verschlossene Höhle; alles ringsum war eine fast undurchdringliche Wildnis. Endlich gelang es ihm doch, sich auf die Höhe hinanzuarbeiten. Die Jungfrau trat ihm züchtig errötend entgegen und bat ihn, sie nun nach ihrer Burg zu geleiten.

„Das will ich gern,“ antwortete Eppo, „aber ihr seid dort nicht sicher vor dem Riesen, dem es am Ende doch gelingen wird, das Netz zu durchbrechen, und kein Mensch in der Gegend ist vor ihm sicher, darum muß er erst aus der Welt geschafft werden.“ Bertha seufzte, denn ihr war bange um den Ritter; aber dieser führte

sie sorglich den Berg hinab und hieß sie dort seiner warten und kehrte dann auf den Gipfel zurück.

Er versuchte es einige Male, den Riesen, der am Abhange eines Felsens lag, hinabzuwälzen, aber jede Anstrengung war umsonst, der Unhold blieb unbeweglich. Endlich schlug er die Augen auf und fing, als er sich umstrickt sah, so entsetzlich zu brüllen an, daß es weit durch die Wüste hin tönte. Er machte einen Versuch, sich aufzurichten, da nahm Eppo die Gelegenheit wahr und stieß ihn gegen den Rand des Felsens mit solcher Kraft, daß das Ungetüm hinabkollerte. Aber die ungeheuren Gliedmaßen blieben zerschmettert am zackigen Gestein hängen, und das Leben wollte lange nicht weichen aus dem gewaltigen Körper des Riesen. Die Raubvögel kamen in Schwärmen herbei und letzten sich an seinem Blut, und in ihr Gekreisch mischte sich das schreckliche Gewinsel des Sterbenden.

Eppo aber eilte den Berg hinab zur schönen Bertha und führte sie auf ihre Burg; und nach einigen Wochen wurde sie seine Hausfrau. Auf dem Berge, wo er sie gefunden, baute er ein Schloß und gab ihm den Namen Eppenstein. Dann ließ er die Gebeine des Riesen sammeln und unter dem Thorgewölbe der neuen Burg zum Wahrzeichen in Ketten aufhängen.

A. Schreiber.



Falkenstein.



Hinter dem obstreichen Kronenberg, nicht weit vom Altkönig, sieht man auf einer Felsenspitze die einsamen Mauern von Falkenstein. Stille Trauer schwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindrossel bewohnt. Die Burg war in alter Zeit fast unzugänglich, und nur ein einziger, jäher und schmaler Fußpfad führte an das äußerste Thor derselben. Damals wohnte hier ein Ritter von düsterm Sinn und rauher Gemütsart. Er hatte eine einzige Tochter, die schön war und leutselig, und wenn man den Vater dem unwirtlichen Fels der Wüste vergleichen konnte, so erschien sie wie der Stern des Abends, der über dem öden Gestein schimmert. Wer die holde Irmengard gesehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geschäft auf die Burg Falkenstein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte steckten schnell sein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, sagte er zu sich selbst: „Ich will um ihre Hand werben.“

In dieser Absicht machte er nach einigen Tagen einen zweiten Besuch auf Falkenstein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie standen mit einander in einem Bogenfenster und sahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — „Keine Burg liegt so schön wie die eurige“, sagte Kuno, „aber der Weg herauf ist gar zu beschwerlich.“

„Es hat euch doch niemand gezwungen, ihn zu gehen“, versetzte der alte Falkensteiner etwas spitz.

„Wohl hat mein Herz mich gezwungen“, erwiderte Kuno. „Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von euch zu begehren.“

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein schlimmes Zeichen. — „Herr Kuno“, sagte er nach einigem Schweigen, „ihr sollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.“

„Ich gehe sie im Voraus ein“, rief der Jüngling.

„Wohlan“, sagte der Ritter von Falkenstein, „so laßt einen bequemen Weg in diesen Felsen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen kann; aber in einer Nacht muß dieser Felsenweg gemacht werden, hört ihr's?“

Kuno stutzte, der Alte schmunzelte etwas tückisch, und sie schieden eben nicht traulich von einander.

Aber der Ritter von Sayn liebte die Jungfrau zu sehr, und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, rief dort seinen alten, treuen Steiger und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ich kenne das verwünschte Felsennest, und wenn ihr dreihundert Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk nicht in sechs Nächten zu stande, geschweige denn in einer.“

Kuno setzte sich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem

er zufällig die Augen erhob, sah er ein kleines, altes Männchen vor sich stehen mit weißem Haar und Bart.

„Ritter von Sayn“, sagte das Männchen, „ich habe wohl gehört, was du mit deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann, aber das Handwerk versteh' ich besser.“

„Wer bist du?“

„Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolde und Berggeister, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig lustiger und behender sind wir, als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderspiel, den Felsenweg auf die Burg Falkenstein in einer Stunde zu machen.“

„Wenn du das könntest und wolltest —“

„Ich kann und will es“, fiel das graue Männchen ein; „gegen eine Erkenntlichkeit versteht sich. Laß deine St. Margaretengrube hier abhüten, denn wenn deine Leute weiter durchfahren, so kommen sie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlassen. Du sollst dabei nicht verkürzt werden; das Gebirg dort zur Linken ist reichhaltig; ich will dir eine Rute geben, womit du die Gänge finden magst. Sie streichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeister aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.“

Kuno beteuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die schöne Irmengard geben, und das graue Männchen versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches auf den nächsten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemut nach Hause, aber auf der Burg Falkenstein saß die holde Irmengard

gar traurig am Fenster, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um sie geworben, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war schon spät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke schlug elf — da mit einem Male glaubte sie das Geklirr und Geräusch von Brecheisen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff sie, allein sie hatte nicht den Mut, aus dem Fenster zu sehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöse hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. „Ich glaube, der Herr Ritter von Sayn ist toll geworden", sagte er, „und haut mir meinen Felsenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf- und ablassen müssen." Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster — da erhob sich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forstes schüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenster flogen klirrend auf und ein zischendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder still und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

Jetzt atmete der alte Ritter wieder etwas freier und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und teuer, es sei der wilde Jäger gewesen, der da vorübergezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich

zu Mute, denn sein Gewissen war nicht so rein, wie das Gewissen seiner Tochter, und erst als die Vögel im Morgengrau zu zwitschern anfingen, schlummerte er in seinem Armsessel ein.

Die Sonne warf kaum die ersten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem stolzen Schimmel über die Zugbrücke sprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und Gewieher des Rosses; er fuhr bestürzt auf und eilte ans Fenster, und sein erster Gedanke war, der Reiter, den er in seinem Hof erblickte, müsse durch die Luft gekommen sein. Kuno bot ihm einen guten Morgen und setzte lachend hinzu: „Jetzt reitet's sich recht bequem zu euch herauf, Herr von Falkenstein!" Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch aus seinem Fenster einen Teil des neuen breiten Weges, der im Zickzack in den Felsen gehauen war. Kuno ging zu ihm in den Burgsaal, wo sich eben auch die schöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie alles zugegangen.

„Ich will Wort halten", sagte der Falkensteiner, dem es bei diesem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten," und damit legte er die Hand seiner Tochter in die Hand des Ritters.

Noch jetzt führt der Weg, den die Berggeister gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenstein, und das umwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.

A. Schreiber.



Das große Faß zu Eberbach.

Bei dem Kloster Eberbach ist eine Heide, welche Wachholder heißt, wohin die Rheingauer im Jahre 1525 mit Harnisch, Wehren und Geschütz auszogen und vom 2. bis 25. Mai lagerten, als die Bauern in Deutschland fast überall gegen die Fürsten und Ritter aufgestanden waren. Endlich gelang es dem schwäbischen Bunde, die Bauern mit der Schärfe des Schwertes zur Ruhe zu verweisen. Beim Herannahen desselben löste sich auch die Versammlung auf dem Wachholder auf und ergab sich auf Gnade und Ungnade, nachdem sie das große Eberbacher Faß von 74 Zulaß, das wenig hinter dem Heidelberger zurückstand, geleert hatten. Daher kommt die lustige Weise:

Als ich auf dem Wachholder saß,
Da trank man aus dem großen Faß;
Wie bekam uns das?
Wie dem Hunde das Gras;
Der Teufel gesegnet uns das.

Gräffe.

Frankfurt am Main.

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen tot;
Da floh Karolus Magnus, der Kaiser, in großer Not.

„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!"

Nun betet Kaiser Karol auf Knieen an seinem Speer,
Da teilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher.

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand;
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Hinüber zogen alle, wie Israel durchs Meer;
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt.“

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werte Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Karols Kron',
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
Es schöpfte jeder Arme sich Wein aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

Kopisch.



Das Hessendenkmal zu Frankfurt a. M.

2. Dezember 1792.



Euch grüß' ich in Ehrfurcht ihr tapferen Hessen,
Die siegend ihr fielet gen gallische Macht!
Daß euer nicht werde je später vergessen,
Deß nahm Preußens König hochherzig Bedacht.

Schuf er doch ein Denkmal zu euerer Ehre,
Das stolz sich erhebt auf der Wahlstatt am Main,
Wo stürmend ihr riest mit gefälltem Gewehre:
„Den Tod dem „Custinus!“ Ja tot muß er sein!“

Als einziges Zeichen für hessische Krieger
Stehst Denkmal du da, von Epheu umrankt.
Wie oft auch ihr Braven gekämpfet als Sieger,
In Erz, noch in Marmor ward nie euch gedankt.

Im Lande des Colon, an Schottlands Gestaden,
In Holland, Korea, da habt ihr bewährt
Althessische Treue als tapfre Soldaten
Im blutigen Streit, der Bewunderung wert.

Sie konnt' auch der Corsische Held auch nicht wehren,
Als flüchtend gen Frankreich am Denkmal er stand;
„Man halt' auch den Feind, wenn er tapfer, in Ehren!“
So sprach er und schützt' es vor frevelnder Hand.

So ruht denn in Frieden, ihr wackeren Streiter,
Von eueren Müh'n bis zum großen Appell!

Es verstummt, was ersannen die hämischen Neider,
Vor eueren Thaten, so strahlend, so hell!

Schwank.



Die Wunderblume.



Der Knabe lehnt sich an der Mutter Schoß,
Um ihre Märchen treulich einzusaugen,
Es blitzt in seinen Blicken tief und groß,
Er hat der Mutter wundervolle Augen.

Und sie erzählt: Durchs Waldgebirge weit
Ging einst ein Wandrer mit bequemen Tritten;
Hoch stand der Tag, die Mittagszauberzeit
Kam leis geheimnisvoll durchs Thal geschritten.

Kein Vogellied, kein Blätterflüstern scholl,
Dorfglocken tönten fernher in das Schweigen,
Grüngoldne Lichter zuckten rätselvoll
An blanken Stämmen und auf schwanken Zweigen.

Dem Wandrer ward auf einmal schwül zu Mut,
Als sollt' ein seltsam Wunder jäh ihm kommen,
Und sieh', inmitten von weißheller Glut
Steht er geblendet, schwindelnd und beklommen.

Der Wald verschwindet seinen Blicken ganz,
Und eine Blume, herrlich, groß und prächtig,
Erblüht vor ihm in stolzem Farbenglanz,
Duftströme fließen draus, berauschend mächtig.

Nie sah er solch Gebild in Feld und Wald,
Nie sah er es in Garten, Wies' und Heide.
Es drängt ihn, sie zu brechen mit Gewalt —
Hoch schwingt die Hand den Kelch. — O Augenweide!

Im nämlichen Moment erdröhnt ein Schlag,
Als ob ein Wetter dumpf am Himmel stünde,
Welch reiche Pracht, die plötzlich vor ihm lag:
Aufdonnernd öffnen sich des Berges Gründe.

Und mit der Blume wandelt er hinein,
Es häufen türmend unten sich die Schätze,
Rotfunkelnd Gold, hellblitzendes Gestein,
Kaum sieht im Traum man solche Wunderplätze.

Und eine Geisterstimme ruft ihm laut:
Du Glückskind, greife zu und nimm das Beste!
Der Wandrer schaut und wählt und wählt und schaut,
Ach, unentschlossen durch des Berges Feste.

Und wie er nach Geschmeid und Demant faßt,
Legt achtlos er beiseit die Wunderblüte
Und stürmt hinaus mit seiner eiteln Last,
Daß er daheim sie in den Kisten hüte.

Wohl war er reich an manchem schönen Stück,
Doch trieb die Gier aufs neu ihn zu den Forsten,
Er wähnte treu sich, ach, das falsche Glück,
Er glaubte noch den tiefen Berg geborsten.

Wohl war's im Waldgebirg die Mittagszeit,
Wohl war's des hohen Tages Zauberstunde,
Wohl war's der Ort — tiefstille Einsamkeit —
Doch nichts gab vom verborgnen Schatze Kunde.

Nur rief dieselbe Stimme silbern klar:
Du Thor, wodurch bist du hinabgestiegen?
Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr
Was ließest du die Zauberblüte liegen?

So sprach die Mutter, doch der Knabe ruft:
Ich geh ins Waldgebirg, ich such die Blume,
Ich finde sie, auf geht des Berges Kluft,
Doch wahr ich sie gleich einem Heiligtume.

Die Mutter lächelt ob dem schönen Kind
Und schaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer sind;
Sie wünscht dem Knaben günstige Geschicke.

Und als er Jüngling ward, da zog er frisch
Ins bunte Leben auf den schönsten Pfaden,
An Leib und Seele ging er zauberisch,
Es war ein Glückskind recht von Gottes Gnaden.

Und als er einstens stieg in einen Forst
Fand unbewußt er eine Zauberstelle.
Er nahm die Blume, und der Berg zerborst,
Sie öffnet immer ihm aufs neu die Schwelle.

Es war der Schacht der deutschen Poesie!
Draus trug er Schatz um Schatz! — O Morgenröte!
Die Blume war des Dichters Phantasie —
Es hieß der schöne Wandrer Wolfgang Goethe.

Wolfgang Müller von Königswinter.



Sagen aus Thüringen.





Thüringen.



Eine der sagenreichsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes ist Thüringen. Der Thüringerwald mit seinen malerischen Bergen und mit seinen saftig-grünen Thälern, in denen Bäche und Flüßchen munter dahin eilen, ist alljährlich das Ziel vieler Tausende von Fremden. Aber nicht nur durch die Schönheit seiner Natur übt er einen so mächtigen Zauber auf unser Gemüt aus, sondern auch durch den herrlichen Sagenkranz, der ihn umwindet. Von seinen dunkelbewaldeten Höhen blicken Burgen und Ruinen in die Thäler hinab und verkünden uns Mären aus lang verschwundenen, sturmbewegten Tagen. Eine der lieblichsten und ergreifendsten Sagengestalten Thüringens ist die Gemahlin des Landgrafen Ludwig IV., die heilige Elisabeth, durch ihr Leben und Wirken ein Engel der Barmherzigkeit und Milde. Die Herrlichkeiten des Thüringerwaldes preist L. Bechstein, der Sammler der thüringischen Sagen, in folgendem schönen Liede:

Ich bring' euch treu gewunden den reichen Sagenkranz;
Ich reich' ihn dar den Freunden des trauten Heimatlands.
Oft war in stillen Stunden, die Musengunst beschied,
Thüringen meine Freude, mein Saitenspiel, mein Lied.

Und sollte nicht erwecken das Land der Lieder Klang?
Und sollt' es nicht begeistern zu feierndem Gesang?
Das Land, so reich an Reizen, so mancher Sage Schoß,
Des Gegenwart so blühend, Vergangenheit so groß?

Schon alte Lieder tönen dein Lob, Thüringerland,
Die Herzen deiner Kinder sind stets dir zugewandt.
Aus Palästinas Fluren kehrt' heim ein Rittersmann,
Der pries die güldne Aue hoch über Kanaan.

Die Bergesgipfel ragen empor zur Wolkenbahn,
Und kräft'ge Wälder tragen die Kronen himmelan.
Süß traulich murmelnd plätschert ein Bach durch jedes Thal;
Von manchem Felsen stürzt sich ein lichter Wasserstrahl.

Auf deinen Bergen stand ich, oft rastend, ohne Ruh,
Und deinen Thälern sandt ich dann tausend Grüße zu.
In deinen Seeen erglänzte der Sonne Flammenbild,
Und Abendrot umkränzte manch liebliches Gefild.

Die stillen Seeen, umflüstert von windbewegtem Rohr,
Sie schlagen Liebesaugen zum Himmel fromm empor;
Der Himmel tauchet nieder in die krystall'ne Flut,
Als wollt' er drunten kühlen sich von des Tages Glut.

Der Burgen Trümmer schauen herab von wald'gen Höhn;
Wir wollen drum nicht trauern, daß sie zerbrochen steh'n,
Noch glüh'n die alten Warten, geküßt vom Abendstrahl,
Gleich blutigen Standarten hoch über manchem Thal.

Und in der Thäler Schatten ruht mancher Klosterbau,
Verlassen und verfallen, die Mauern starr und grau.
Wo Hymnen fromm ertönet und Psalm und Bußgesang,
Schallt jetzt des Schäfers Flöte zu Herdenglockenklang.

Oft ist mir in Ruinen im Abenddämmer, spät,
Der Vorzeit Geist erschienen und hat mich leis' umweht,
Als wollt' er mich zum Sänger des Heimatlandes weih'n,
Und ich will nun nicht länger dem Ruf entgegen sein.

Thüringerland, du hast mich zum Dichter ja geweiht,
Du sandest einen Stern mir, ach, in gar trüber Zeit,
Und eine Rose zeigtest du mir, so blühend schön;
Gut, daß wir Rosen weiter, als ihre Dornen, seh'n.

Wer mußte nicht erfahren Verkennung oder Neid?
Auch mir, in frühen Jahren, ward oft mein Lied zum Leid.
Doch da nun schön're Richtung der Himmel mir beschied,
Ward oft mein Schmerz zur Dichtung und ward mein Leid zum Lied

Mir blüh'n Erinnerungen an schöne Zeiten still,
Die hält mein Herz umschlungen, das sie nicht missen will.
Ich las der Freundschaft Segen aus manchem treuen Blick
Und fand auf Blumenwegen der Jugendliebe Glück.

Die Gera sah ich wallen durchs Thal mäanderisch,
Dort sangen Nachtigallen sanft flötend im Gebüsch;
Wie hab' ich Lustaccorden still lauschend oft gesäumt,
Und an den Blumenborden der Werra süß geträumt!

Wie rauschen Ilm und Saale an heitern Städtchen hin!
Wie blickt zum Hörselthale der Burgen Königin!
Die Unstrut kommt gezogen gar brausend oft und wild,
Und tränkt mit vollen Wogen ein blühendes Gefild.

Du, Wartburg, schaust herunter vom Berg, du stolze Zier,
Ein Greisenbild, doch munter naht frohe Jugend dir.
Ihr Gleichen, einsam ragend auf euren Bergeshöhn,
Scheint nicht ein Flüstern klagend von euch durchs Thal zu weh'n?

Die Sage wandelt sinnend durchs Land von Ort zu Ort
Und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
In Hainen rauscht ihr Flüstern, wie ferner Harfenklang.

Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmendach,
Sie thront auf Felsenstirnen, sie spielt am Waldesbach,
Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
Daß sie fast aller Orten von alter Zeit erzählt.

Wie duften kühl im Schatten die Waldeskräuter frisch,
Wie blüh'n die grünen Matten so bunt und zauberisch!
Melodisch klingt im Walde das läutende Getön,
Wenn auf der Bergeshalde die Herden weidend geh'n.

Waldeinsamkeit! Wie grüßt mich die grüne heil'ge Nacht!
Von weitem seh' ich prangen der Wunderblume Pracht!
Die Zauberglocken klingen, zum Berg hinan! hinan!
Bald sind dem sel'gen Finder die Pforten aufgethan!



Der Inselsberg.



Der Inselsberg ist nicht des Thüringerwaldes höchster Berg, aber sein schönster; an herrlicher Aussicht übertrifft ihn keiner, und darin steht ihm sogar der berühmte und berüchtigte Bergriese des Harzwaldes, der Brocken, nach, von dem man zwar weiter, aber nicht ein so mannigfach reizendes Gefilde übersieht. Man erblickt vom Inselsberg den schönsten Teil des Thüringer Landes, ein großes romantisches Sagengebiet. Die stattliche Wartburg ruht im Kranz ihrer Wälder, der Hörselberg hebt einsam seinen unfruchtbaren scharfkantigen Rücken empor; Schloß Friedenstein glänzt wie ein Diamant in der Landeskrone; Erfurt prangt mit seinen Citadellen und Domtürmen, den Zeugen alter

Zeit und Herrlichkeit; die drei Gleichen sitzen wie verzauberte Schwestern auf ihren Burgbergen; verlassene Witwen, deren Gatten nach dem heiligen Grabe der Vergangenheit zogen und nie wieder heimkehrten. Nahe herüber blickt von der Höhe bei Altenberga die steinerne Winfriedsleuchte, und aus blauer Ferne grüßt der Harz mit seinem Kyffhäuser, dessen Bergschloß mit Wundersagen und Sagenwundern angefüllt ist, seiner Sachsenburg und dem märchenvollen Gebiet der goldenen Aue. Auf die hochragenden Gipfel des thüringischen Henneberg, den Schneekopf und Beerberg fällt der Blick und streift über die Basaltkuppen des Dollmar und der Geba und über die Disburg nach der blauen Rhön, nach dem alten Buchonien, um von da über die Berge des nachbarlichen Hessenlandes wieder zu den westlichen Endpunkten des Thüringerwaldes, den Krainberg und der Wartburg zurückzukehren. Wie Kinder, die sich traulich in den Faltenmantel einer Mutter bergen, liegen freundlich Städte und Dörfer dicht am Fuße des Inselsberges: Waltershausen mit seinem stattlichen Schloß Tenneberg, Friedrichrode mit der Schauenburg und Reinhardsbrunn, so versteckt, daß sein friedliches Thal nicht einmal sichtbar ist. Brotterode, Ruhla und Winterstein, Kabarz und Tabarz ruhen in diesen Bezirken und hochthronend wie ein Aar mit ausgebreiteten Flügeln, horstend auf dem Kamm des Gebirges, hebt der Berg seine Porphyrkrone, streckt er seinen granitnen Leib.

In den Thalklausen, die sich nach allen Richtungen vom Inselsberg hinabziehen, hat sich vornehmlich die

Sage des Volkes angesiedelt und sich selbst hineingebaut, wie in einen magischen Kreis; ihr Träger, der Aberglaube, flüchtet sich in die Bergschluchten, Thalklüfte und Waldeshöhlen, und scheint seine stillen, von der Furcht gemiedenen, von der Sehnsucht nach dem Abenteuerlichen gesuchten Sitze noch nicht so bald verlassen zu wollen. Hier sind die Herde der Sage anders aufgebaut, wie die in den Kreisen von Wartburg und Reinhardsbrunn; dort erklang Heldenschrift und Chronikenstil, Klosterglocken- und Legendenton, und nur einzelne bunte Märchenfäden webte die örtliche Sage in den romantischen Geschichtenteppich. Hier aber ist der Fall umgekehrt, hier breitet die Volkssage ein buntes Gewebe aus und die Geschichte stickt nur einige ihrer Blumen darauf. Um den gewaltigen Berg und seine Nachbarhöhen wimmelt es von Schätzen, die meisten ruhen noch und harren der Erlösung, andere machten glückliche Finder reich. Fremde rätselhafte Männer durchziehen, der Sage nach, das Land, sie kennen die Stellen, sie haben die Mittel, das Gold zu finden, sie tragen den Reichtum von dannen. In allen Thalengen, auf allen öden Hochebenen, an Wegkreuzen und Grenzsteinen wandert und spukt es, nirgends ist es recht geheuer. Hirten, Bergleute, Greise und Köhler haben viel erblickt, wissen viel zu sagen. Auch Wundermänner und Propheten brachte die Gegend hervor, und diese leben noch im Glauben des Volks als halbmythische Personen fort, an die sich seltsame Geschichten von erfüllten Visionen und Weissagungen und erstaunlichen Wunderkuren knüpfen.

Traditionen von Hexen gibt es in diesen und den Nachbargebieten vollauf, und an heimliche Stellen, in Schlucht und Weiher, ist mancher Geist getragen und gebannt worden. Der dreißigjährige Krieg leiht mehr als einer Geistersage seine blutige Farbe und lebt wie ein Gespenst der Vorzeit in trüber Erscheinung fort. Alter Brauch und alte Sitte blieben am längsten in diesen Thälern, vornehmlich in der Ruhl, doch allmählich schwinden sie mehr und weichen der wachsenden Aufklärung und Verfeinerung. Die Neuzeit will nun einmal Glätte und Glanz.

Nach L. Bechstein.



Der Name des Inselsberges.



Nach einer alten Mär war das ganze thüringische Land einst mit ungeheurem Wasser bedeckt, aus welchem die Spitze dieses Berges noch wie eine Insel aus dem Meere hervorragte; dann ist es aber auch häufig der Fall, daß der Wanderer, der sich auf dem Gipfel des Berges befindet, unter sich nichts gewahrt, als ein unendlich großes wogendes Nebelmeer, aus dem nur inselgleich der Scheitel des Inselberges sich hebt. Auch die Namen Heunselberg (von den Heunen, Hünen, Hunnen) und Emsen- oder Ensenberg (von dem auf ihm entspringenden Bächlein Emse, das durch Winterstein fließt) soll er geführt haben.

Nach L. Bechstein.



Der Rennstieg.



Über den ganzen Rücken des Thüringerwaldes zieht sich ununterbrochen ein fahrbarer Pfad, Rennstieg, Rennsteig oder Rennweg, wegen der hohen Rain- oder Grenzsteine, womit er überall besetzt ist, auch Rainweg genannt. Schon in grauer Vorzeit wurde seiner gedacht; er zieht sich gerade über den Gipfel des Inselsberges hin, bildet häufig die Grenze verschiedener Nachbarstaaten und galt als Grenzweg und Länderscheide zwischen Thüringen und Franken lange Zeit hindurch.

Der Sage nach war es Brauch und altes Herkommen, daß jeder thüringische Landgraf, der die Regierung antrat, mit seiner Ritterschaft und stattlichem Gefolge den Rennstieg von seinem Anfang bis zu seinem Ende entlang reiten mußte, zum Zeichen, daß er Herr des Landes und seiner Grenzmarkungen sei.

Nach L. Bechstein.



Bonifazius kommt an die Ohra.



Der Heidenbekehrer Bonifazius nahm seinen Zug aus Hessen zum zweiten Mal in das Thüringerland; dort hatte er die Donnereiche bei Geismar gefällt, im Eichsfeld das Bild des Götzen Stuffo zerstört und den Dienst des Biel, der Ostara, Lahra und Jecha ausge-

rottet; nun gelangte er in die Gegend an der Ohra und predigte auch hier das Christentum. Die Sage nennt zwei reiche Dynasten des Landes, Herrn Haug oder Hugo, einen Grafen von Käfernburg, und einen Ritter Albolt, die zu den ersten seiner Neubekehrten gehörten. Sie schenkten ihm einen großen Teil vom Land, und er blieb längere Zeit daselbst, lehrte und taufte und bekehrte viele Heiden.

Eines Abends übernachtete er unter einem Gezelte am Ufer der Ohra, da erblickte er plötzlich eine überirdische Helle, der Himmel öffnete sich, und es floß ein wunderbarer Lichtstrom herab. In diesem großen Glanze der alles ringsum erleuchtete, erschien der Erzengel Michael, sprach dem frommen Mann Mut ein zur Verfolgung seines heiligen Werkes und stärkte ihn zum unerschütterlichen Glauben. Als es Tag geworden war, brachte Bonifazius dem Herrn für dieses Gesicht sein Dankgebet und fromme Gelübde dar.

L. Bechstein.



Ein Adler speist den Bonifazius.



Es geschah, daß Bonifazius seinem Diener gebot, Speise zuzurichten und dieser kleinmütig klagte, wie der ganze Vorrat aufgezehrt sei, und er nicht wisse, woher etwas zu bekommen. Dem antwortete der Fromme: „Lieber, meinst du, daß der, welcher in der Wüste ein ganzes Volk vierzig Jahre lang mit dem Brote des

Himmels speiste, nicht auch mir und dir Speise verleihen werde. Decke getrost den Tisch."

Als Bonifazius so gesprochen und der Diener nach seinem Geheiß gethan, siehe, da schwebte ein Adler her, der hatte in seinem Schnabel einen starken Fisch und ließ den auf den Tisch fallen. Der fromme Mann pries dankend den Herrn, ließ den Fisch zurichten, sättigte sich mit seinem Diener und ließ die Reste der Mahlzeit in die Ohra werfen.

L. Bechstein.



Wartburg wird erbaut.



Es war Graf Ludwig, zubenannt der Springer, ein mächtiger Herr in Thüringen. Als derselbe einstmals am Inselsberge jagte, traf er ein Stück Wildes, das er eifrig verfolgte und ihm nachritt bis an das Flüßchen Hörsel und bis gen Nieder-Eisenach, und von dannen wieder bis an den Berg, darauf jetzt die Wartburg steht. Dort blieb er und wollte warten, wo das Wild aus dem Walde lief, betrachtete derweil die schöne Gegend und vornehmlich den steilen Felsenberg und dachte bei sich selbst und sagte: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" So mit großer Lust, auf den Berg zu bauen, trachtete er auf Mittel und Wege, es füglich zu beginnen, denn der Berg gehörte den Herren von Frankenstein, welche nahe dabei schon eine Burg besaßen, der Mittelstein genannt, aber jenseit des Waldes

bei Salzungen dicht über der Werra ihr Stammschloß hatten.

Und der Graf hatte bei sich zwölf Ritter, tapfere freie Mannen, mit denen beriet er sich heimlich, als sie sich zu ihm gefunden hatten, wie er den Berg an sich brächte, und es ward also gehandelt, daß des Nachts vom Schaumberg, der dem Grafen eigen war, Erde in Körben auf den Wartberg getragen wurde und darauf gestreut, und der Graf schlug dann eine Burgfriede mit Gewalt auf, hinter der er sich verteidigen konnte. Bald kamen die Herren vom Mittel- und Frankenstein, konnten aber dem Grafen auf seiner Felsenveste nichts anhaben, verklagten ihn daher bei Kaiser und Reich, daß er sich des Ihrigen mit Gewalt freventlich anmaße. Auf des Reiches Befragen entgegnete der Graf, er habe die Burg auf das Seine gebaut, wolle sie auch nach Urteil und Recht, seines Hoffens, wohlbehalten. Darauf erkannte das Reich, so er mit zwölf redlichen Männern beweisen und beschwören könne mit leiblichem Eide, daß das Land, worauf er gebaut, sein wäre, solle er es behalten. Da erkor der Graf seine zwölf Ritter zu Eideshelfern, trat mit ihnen auf den Berg, steckten ihre Schwerter in die zuvor hinaufgetragene Erde und schwuren, daß ihr Herr, Graf Ludwig, auf dem Seinen stände, und schon vor alters dieser Boden (nämlich der hinaufgetragene) zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg.

Es war aber dazumal im Thüringerland, ja aller Orten, große Hungersnot und großes Sterben, und erhielt durch den Burgbau das arme Volk sein Brot,

um das allein es arbeitete. Der Graf ließ die Steine im Seeberg bei Gotha brechen und herführen, baute das Haus und Kemnaten und Türme, wollte auch gar die Burg mit Kupfer decken und übergolden lassen, das Reich war aber dagegen, so ließ er sie mit Blei decken Und als das Schloß gar köstlich gebaut war, baute der Graf auch die Ringmauer, darin das jetzige Eisenach liegt, denn zuvor war diese Stadt viel weiter von der Wartburg gelegen, und war ein offener Flecken am St. Petersberg, zwischen der Hörsel und der Nesse. Es mußte zu diesem Mauerbau ein jedes Dorf im Thüringerland helfen mit Fuhren und Handreichung, und jedes ein Stück Mauer machen, von welcher verschiedenen Arbeit noch die Spuren ersichtlich sind.

Also ward die Wartburg erbaut und das jetzige Eisenach begründet und mit Mauern umgeben.

L. Bechstein.



Gruß an das Hessenland.



Vom Söller der Wartburg hab' ich entzückt
— Es gingen die Augen mir über —
Die lieben hessischen Berge erblickt,
Sie schauten wie grüßend herüber.

Dort ist mein Herz, und vergeht auch die Zeit,
Die Tage sind nie zu vergessen,
Wo mir das Leben so wenig gemait
Im schönen, im einzigen Hessen. —

Aus der Ferne und an der Sehnsucht Hand,
Von sagenumwobener Zinne,
Grüß ich dich, du mein altes Heimatland,
In treuer und dankbarer Minne. —

Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff.



Der hartgeschmiedete Landgraf.



In Ruhla im Thüringerwalde liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegt man von einem strengen, unbiegsamen Manne zu sagen, er sei in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demütig gegen jedermann. Da huben seine Junker und Edelleute an, stolz zu werden und verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten sie. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt in dem Walde und traf ein Wild an; dem folgte er so lange nach, daß er sich verirrte, worüber die Nacht einbrach. Da gewahrte er ein Feuer durch die Bäume; er ging auf dasselbe zu und kam zu einem Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan und hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied fragte, wer er sei. „Des Landgrafen Jäger". Da sprach der Schmied: „Pfui, des Landgrafen! Wer ihn nennt, der sollte sich allemal das Maul wischen! Des unbarmherzigen Herrn!" Ludwig schwieg und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich diese Nacht; in dem Schuppen, da findest du Heu; magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen." Der Landgraf ging beiseit, konnte aber nicht schlafen. Die ganze Nacht arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart wie dies Eisen!" und schalt ihn und sprach

weiter: „Du böser, unseliger Herr! Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen?“ Und er erzählte also die liebe, lange Nacht, was die Beamten den armen Unterthanen zuleide thaten; klagten dann die Unterthanen, so sei niemand, der ihnen Hilfe gewähre; denn der Herr nähme es nicht an. Die Ritterschaft spottete seiner und hielt ihn gar unwert. Unser Fürst und seine Jäger trieben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die roten Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel.

Mit solchen und anderen Worten redete der Schmied die ganze, lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie Eisen. Das trieb er so bis zum Morgen. Aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und zu Herzen und war seit der Zeit scharf und ernsthaft in seinem Gemüt, bezwang die Widerspenstigen und brachte sie zum Gehorsam.

Grimm.



Ludwig bezwingt die Widerspenstigen.



Landgraf Ludwig führte die widerspenstigen Edelleute auf das Feld, spannte je vier derselben vor einen Pflug und ackerte mit ihnen eine Furche; die Diener hielten den Pflug, er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. Wenn eine Furche geackert war, spannte er vier andere ein und ackerte dann also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden. Den Acker ließ er mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtnis und machte denselben frei, dergestalt „daß ein jeder Übelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frei sein, und wer diese Freiheit brechen würde, sollte

den Hals verloren haben“ Der Acker erhielt den Namen Edelacker. Die Edelleute führte er darauf nach Naumburg, da mußten sie ihm aufs neue schwören und huldigen. Der Landgraf ward aber von der Zeit an im ganzen Lande gefürchtet, und wo die, welche im Pflug gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, erseufzten sie und schämten sich. Die Geschichte erscholl an allen Enden in deutschen Landen. Etliche Edelleute demütigten sich vor ihrem Herrn, denen that er gut und liebte sie, etliche aber wollten es ihm nicht vergessen, standen ihm heimlich und öffentlich nach dem Leben. Derenthalben ging er mit seinen Dienern stets in einem eisernen Panzer, und man nannte ihn deshalb den eisernen Landgrafen.

Grimm.



Der Wartburgkrieg.



Im Jahre 1206 lebten auf der Wartburg am Hofe Hermanns, des Landgrafen zu Thüringen und Hessen, sechs edle und berühmte Sänger: Herr Heinrich, genannt der tugendhafte Schreiber, Herr Walther von der Vogelweide, Herr Reinmar, Herr Wolfram von Eschenbach, alle ritterlichen Standes. Der fünfte war Biterolf, einer von des Landgrafen Hofgesinde; der sechste war Heinrich von Ofterdingen, ein Bürger aus der Stadt Eisenach und von einem frommen Geschlechte. Diese sechs Meister gerieten in einen Streit über die Tugenden und Vorzüge etlicher Fürsten vor einander,

besonders aber des Herzogs Leopold von Österreich und des Landgrafen Hermann von Thüringen. Sie kämpften aber nicht mit den Schwertern, sondern mit ihren Liedern gegen einander, flochten auch artige Rätsel in ihren Gesang, die sie meist der heiligen Schrift entlehnten. Die Lieder aber, die sie damals sangen, sind bis auf unsere Tage gekommen und heißen: der Krieg von Wartburg.

Es trat aber in diesem Kampfe Heinrich von Osterdingen allein gegen die anderen alle auf. Denn während die anderen den Landgrafen Hermann besangen und ihn mit dem Tage verglichen, pries Heinrich von Osterdingen in seinen Liedern den Herzog Leopold von Österreich und verglich ihn vor anderen Fürsten mit der Sonne.

Solches aber mißfiel den übrigen Sängern so sehr, daß sie großen Haß gegen Heinrich von Osterdingen faßten. Darum dachten sie darauf, wie sie ihn um das Leben brächten und nachdem sie in gegenseitiger Verpflichtung, auf Leben und Tod mit ihren Liedern gegen einander zu kämpfen, übereingekommen waren, auch Heinrich von Osterdingen solcher Verpflichtung beigetreten war, ward sogleich nach dem Henker gesandt, damit dieser denjenigen, der als besiegt erfunden würde, alsbald an einem Baume aufknüpfe. Stempfel — so hieß zu der Zeit der Henker — kam und erwartete, den Strang in der Hand haltend, den Ausgang des Kampfes. Er that es aber nur nach dem Willen der Sänger, und weil das Hofgesinde es gestattete; denn des Fürsten Jawort hatte man nicht, da dieser alles

für einen Scherz hielt und sich der Sache nicht sehr annahm.

Aber aus dem Scherze ward ein bitterer Ernst, denn gar zu gern wären die übrigen Sänger ihres Feindes, Heinrich von Ofterdingen, entledigt gewesen. Heinrich sang nun zwar klug und geschickt; allein zuletzt wurden die anderen ihm überlegen und fingen ihn in seiner Rede mit listigen Worten. Da klagte er, daß man ihm falsche Würfel vorgelegt, mit denen er habe verspielen müssen. Als aber die fünf den Henker herbeiriefen, auch selbst Hand an den Besiegten legen wollten, um ihn dem Henker zu überantworten, entfloh er vor ihnen und rettete sich unter den Mantel der Landgräfin, auf deren Schutz er sich verließ.

Da mußten sie ihn auch in Frieden lassen, denn die Landgräfin bat für ihn und wollte, daß sie mit ihm unterhandelten. So dingte er mit ihnen, daß sie ihm ein Jahr Frist gäben. Binnen dieser Frist wollte er sich aufmachen und aus Ungarland den berühmten Meister Klingsor nach der Wartburg holen. Was der über ihren Streit urteilte, das sollte gelten, und wen er für besiegt erklären würde, der sollte durch Henkers Hand sterben. Könnte aber Heinrich von Ofterdingen jenen Klingsor nicht in der besagten Frist herbeischaffen, so sollte er hängen.

Klingsor war ein großer, wohlgelehrter Mann und Weiser, ein Meister in den sieben freien Künsten, ein Beobachter der Sterne, aus denen er zukünftige Dinge vorhersagte. Auch war er ein Meister in der schwarzen Kunst, die Geister mußten ihm gehorsam sein, und

Schätze, die in der Erde verborgen lagen, wußte er wohl zu finden. Darum hielt ihn der König von Ungarn sehr lieb und wert, ließ ihn nicht von seinem Hoflager und gab ihm alle Jahre dreitausend Mark Silber zum Lohne, so daß Klingsor, der auch ein schöner Mann war, seinen eigenen Hof, wie ein großer Bischof, halten konnte.

Kein Mensch auf der ganzen Erde war also wohl mehr im Stande, den Streit der Sänger auf der Wartburg zu entscheiden, als Meister Klingsor, und auf ihn hatte sich Heinrich von Osterdingen berufen, zur Zufriedenheit der übrigen Sänger, die da glaubten, auf diesem Wege ihres Gegners sicher ledig zu werden.

Aber Heinrich von Osterdingen meinte, er allein sei einer solchen Botschaft an den weit und breit berühmten Klingsor nicht gewachsen, sah auch nicht wohl ein, wie er ihn aus Ungarn nach der Wartburg bringen möchte. Darum machte er sich auf zu dem Herzoge von Österreich, offenbarte ihm, wie es auf der Wartburg ergangen, wie er ihn verglichen hätte der Sonne, wie der Landgraf Hermann von Thüringen aber von den anderen Sängern dem Tage verglichen worden wäre, womit sie ihn hätten überlisten wollen, wie er sich aber auf Meister Klingsor zu Ungarn berufen, der in allen Landen wegen seiner Gelahrtheit und Klugheit gar berühmt wäre. Dann bat er den Herzog um Briefe an Meister Klingsor, damit der desto bereitwilliger wäre, ihm nach der Wartburg zu folgen.

Solches gewährte auch der Herzog dem von Osterdingen, dazu noch reichliches Reisegeld, und also aus-

gestattet eilte dieser zu Meister Klingsor. Dieser, nachdem er die Ursache solcher Reise vernommen, auch die Briefe des Herzogs von Österreich gelesen hatte, hieß Heinrich von Ofterdingen willkommen sein, tröstete ihn in seiner Bekümmernis und versprach ihm, ihn sicherlich nach Thüringen zu begleiten. Zugleich verlangte er die Lieder seines Gastes zu hören, damit er sich danach richten könnte. Also mußte ihm Heinrich all seine Gesänge vortragen, die dem Meister über die Maßen wohlgefielen, denn sie waren voll gutes Sinnes.

Nun aber schien es, als wollte Meister Klingsor gar keine Anstalt zu seiner Reise machen und als hielte er seinen Gast nur durch Worte hin, so daß endlich nicht mehr als ein Tag von der dem Heinrich von Ofterdingen zugestandenen Zeit übrig war. Da geriet Heinrich in große Angst und Betrübnis und klagte: „Meister, ich fürchte, Ihr laßt mich im Stich und ich muß allein und traurig meine Straße ziehen. Dann bin ich ehrenlos und darf zeitlebens nimmermehr nach Thüringen.“ Da Meister Klingsor solche Reden hörte, sprach er ihm gütlich zu, gelobte ihm auch, sicherlich mit nach der Wartburg zu fahren. „Ich habe starke Pferde“, sprach er, „und einen leichten Wagen, wir wollen den Weg in kurzer Zeit zurücklegen.“

Aber Heinrich von Ofterdingen fand wenig Trost in dieser Rede, beklagte vielmehr, daß er jemals nach Ungarn gekommen, und konnte nicht schlafen. Darum gab ihm der Meister abends einen Trank ein, durch den er sogleich in festen Schlaf versenkt wurde. Dann legte er ihn auf ein Bett und sich dazu und befahl seinen Geistern,

daß sie ihn schnell nach Eisenach im Thüringer Land schaffen und in das beste Wirtshaus niedersetzen sollten.

Das geschah; sanft und wohlbehalten kamen sie noch vor Tagesanbruch in Heinrich Hellgrafens Hof an, der am St. Georgen-Thor lag, linker Hand, wenn man aus der Stadt ging. Im Morgenschlaf hörte Heinrich bekannte Glocken läuten, und er sprach: „Mir ist, als hätte ich diese Glocken schon gehört, und es däucht mich, ich wäre in Eisenach“ — „Dir träumt wohl“, sprach da Meister Klingsor. Heinrich aber stand auf und sah sich um; da merkte er, daß er in Thüringen war. „Gott sei Lob, daß wir hier sind!“ sprach er. „Das ist Hellgrafens Haus, und hier sehe ich das Thor von St. Georg und die Leute, die davor stehen und über Feld gehen wollen.“

Sogleich verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft der beiden in ganz Eisenach, und auch auf der Wartburg vernahm man, daß Heinrich von Ofterdingen wieder angekommen wäre und den Meister Klingsor mitgebracht hätte, und die Sänger gingen von dem Schlosse, den Meister mit Ehrenbezeugungen und Geschenken zu bewillkommnen, wie es der Landgraf ihnen geheißen hatte. Als man den Ofterdingen fragte, wie es ihm ergangen und wo er gewesen, antwortete er: „Gestern Abend ging ich in Ungarn schlafen und zur Zeit der Frühmette war ich heute hier. Wie das aber zugegangen ist, das weiß ich nicht.“ So vergingen etliche Tage, bevor die Meister vor Klingsor sangen.

Nun geschah es, daß Meister Klingsor eines Abends in seines Wirtes Garten saß und die Gestirne betrach-

tete, lange auf eine Stelle des Himmels hinschauend. Und es waren viele ehrbare Leute von des Fürsten Hofe und ein Teil der Bürger aus der Stadt gegenwärtig, die den Abendtrunk zu sich nahmen. Diese baten den Meister, ihnen etwas Neues zu sagen, wie er oft zu thun pflegte und weshalb man immer gern bei ihm war. „Ich will euch“, sprach er da, „neue und fröhliche Mär sagen. In dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, die wird Ludwig, dem Sohne eures Fürsten, zur Ehe gegeben werden, und von ihrer Tugend und Heiligkeit wird dieses Land und die gesamte Christenheit großen Segen haben.“

Das hörten die Herren aus Hessen und Thüringen, die in Meisters Klingsors Herberge gekommen waren, mit großer Freude, eilten zur Wartburg zurück, und als Landgraf Hermann des Morgens die Messe angehört hatte, verkündeten sie ihm die Worte, die sie von dem Meister vernommen hatten. Der Fürst verwunderte sich gar sehr über dieselben und ritt sogleich hinab, Meister Klingsor zu empfangen und auf sein Schloß zu führen, damit er ihm und der Landgräfin noch einmal die frohe Nachricht sagen möchte. Da ward ein großer Zulauf und ein Gerede unter dem Hofgesinde von den fröhlichen neuen Mären. Dem Meister Klingsor zu Ehren aber ward ein festliches Mahl bereitet.

Als Klingsor sich genug mit dem Landgrafen unterhalten und ihm auf seine Fragen geantwortet hatte, begab er sich nach dem Rittersaale zu den Sängern,

das auszuführen, um deswillen er gekommen war. Da trat gegen ihn auf Wolfram von Eschenbach, der ihm gram war. Sie sangen mit ihren Liedern gegen einander, aber Wolfram that so viel Sinn und Geschick in seinen Liedern kund, daß ihn der Meister nicht überwinden konnte.

Nachdem sie eine Weile gegen einander gesungen hatten, ging Klingsor aus dem Rittersaale, beschwor einen Geist, ließ diesen die Gestalt eines Jünglings annehmen, und indem er ihn zu Wolfram von Eschenbach brachte, sagte er zu diesem in Gegenwart des Fürsten und dessen Mannen: „Wolfram, ich bin etwas müde mit dir zu reden; mein Knecht soll eine Weile mit dir sprechen.“ Und nun fing der Teufel an zu reden von dem Anbeginn der Welt und kam bis auf die Zeit, da Christus geboren ward. Da schwieg er. Wolfram aber sang weiter von der Gnade Gottes, die er durch Jesum der Welt erwiesen, und als er sang von der heiligen Wandlung des Brotes und Weines, da mußte der Teufel von dannen weichen. Klingsor hatte alles mit angehört, wie Wolfram mit gelehrten Worten das göttliche Geheimnis besungen hatte, und glaubte, daß Wolfram wohl auch ein Gelehrter sein möge. Doch wollte Klingsor genauer wissen, ob Herr Wolfram wirklich gelehrt oder nur ein Laie wäre, und darum beschwor er noch einmal den Teufel, der sollte es ihm erforschen.

Nun hatte Herr Wolfram seine Herberge bei einem Bürger in Eisenach, Titzel Gottschalk mit Namen, dem Brotmarkte gegenüber, mitten in der Stadt.

Dahin kam der Teufel des Nachts in ein steinernes Gemach, welches die düstere Kammer hieß, denn sie hatte kein Fenster, war aber zu der Zeit Herrn Wolframs Schlafkammer. Und der Teufel begann zu sprechen von den Sternen, von des Himmels Lauf und Natur und wie es um die Bilder des Himmels beschaffen wäre. Er legte Wolfram auch Fragen vor. Weil dieser aber nur gelehrt war in Gottes Wort, in anderen Dingen aber unerfahren, so konnte er ihm nicht antworten.

Da lachte der Teufel und schrieb mit seinem Finger in die Steinwand, als ob sie ein weicher Teig gewesen wäre: „Wolfram, du bist ein Laie; Schnippenschnapp!“ Darauf entwich der Teufel, die Schrift aber blieb an der Wand stehen.

Weil jedoch viele Leute kamen, die das Wunder sehen wollten, verdroß es den Hauswirt; ließ den Stein aus der Mauer brechen und ins Wasser werfen.

Klingsor aber, als er die Sänger versöhnt hatte, wollte nicht länger bleiben, verabschiedete sich von dem Landgrafen, von dem er noch kostbare Kleider und Kleinode zum Geschenke erhielt und schied mit großem Danke von der Wartburg. Wie er aber hinweggekommen, das wußte niemand.

A. Richter.



Die heilige Elisabeth.



Du Bild der Reinheit, — daß vor dir zerstiebe,
Was nicht zu dir entbrennt in reinster Liebe!

Aushauchte seine Qual an deinem Herzen
Das blut'ge Elend, sicher deiner Liebe.

Dir nahte, schuldbeladen, schmerzzerrissen
Die Sünderin und fand bei Dir noch Liebe.

Du tropftest in die Brust siechbleicher Leiber
Aus reinster Demut Balsam deiner Liebe.

Was Bosheit aus des Glückes Schoß vertrieben,
Es fand noch Rast im Schoße Deiner Liebe.

Kein Elend war zu groß, zu tief kein Leiden!
Du stiegst hinab zu helfen nur aus Liebe.

Und was dafür in Ewigkeit dich heiligt,
War's nicht, und ist es nicht der Geist der Liebe?

Die Rosen beugten sich vor deinen Blicken
Und sanken vor dir hin aus trunkner Liebe.

Der Sonne Goldstrahl küßte deine Flechten
Und rankte sich um Deine Stirn aus Liebe.

Und floß des Mondes Lichtglanz Nachts hernieder,
So goß er Flammen dir voran aus Liebe.

Ja, wenn Sturmwetter um das Haupt dir jagten,
Zerschlugen sie den Feind nicht deiner Liebe?

Elisabeth! Gleich Osterruf durchzittert
Dein Name die Gefilde aller Liebe.

Erhabnes Frauenbild urheil'ger Reinheit:
Auch meine Seele beugt sich dir aus Liebe!

Carl Perser.

Die heilige Elisabeth.

Auch Engel hat die Mutter Erde,
Die fern von ihren Himmelshöhn
In lieblich-irdischer Gebärde
Durch unsre tiefen Thäler geh'n;
Man kennet sie an ihrer Milde,
Ihr Segen schafft ein stilles Glück —
Und wen die Finsternis umhüllte,
Den geben sie dem Licht zurück.

Ein Engel hier auf ird'schen Auen
Das warst, Elisabeth, auch du,
Und trugst, gleich unsrer lieben Frauen,
Verlass'nen Wesen Segen zu!
Du warst in stolzem Fürstensitze
Der Armen Trost, der Niedren Hort:
Da fand der Schwache seine Stütze,
Der Müde seinen Ruheort! —

Einst wolltest du Verlass'ne laben,
Es schalt dich zornig der Gemahl;
Da wurden deine Liebesgaben
Zu lichten Rosen allzumal!

Es zeigte Gott mit leisem Deuten:
Die schönste Blume ird'scher Au
Ist seit der Erde frühsten Zeiten
Die Milde einer hohen Frau.

Carl Schmitt.

„Ich sehe einen Stern, der von Ungarn bis zur Wartburg und von der Wartburg in alle Welt leuchtet. Dem Könige von Ungarn ist in dieser Nacht eine Tochter geboren worden, die Elisabeth heißen und ein heiliges Leben führen wird. Sie wird dem jungen Fürsten Ludwig vermählt werden und durch ihre Heiligkeit das ganze Land erhöhen." So hatte Meister Klingsor aus Ungarn während seines Aufenthaltes auf der Wartburg im Jahre 1207, als er eines Abends eifrig in den Sternen gelesen, prophezeit. Dieser Worte oft gedenkend, sandte Hermann. Landgraf von Thüringen und Hessen, nach Verlauf von drei Jahren eine stattliche Gesandtschaft, zu welcher auch der Graf Meinhard von Mühlberg und der edle Ritter Walther von Vargila gehörten, nach Ungarn zum König Andreas und ließ um die Prinzessin Elisabeth, welche im Jahre 1207 geboren, als Braut für seinen Sohn Ludwig werben. Die Gesandtschaft traf den König zu Preßburg:

„„Wir kommen weit her aus der Thüringer Land,
Vom Landgrafen Hermann gen Preßburg gesandt,
Dem König Andreas entbietet er Gruß,
Ihn treibet des Herrn offenbarter Beschluß,
Er begehrt Euer Töchterlein, lieblich und lind,
Für unsern Herrn Ludwig, sein jung-frisches Kind:
Klingsor, Euer Meister, verkündete sein
Aus wandelnden Sternen, so müßte es sein!"

Da lachte der König: „Willkommen, ihr Herr'n,
Die gütliche Botschaft vernehme ich gern!
Mit meinem Gemahl will ich Rates noch pflegen
Und gleich die Entscheidung mit Ernste erwägen!““

Gern gewährten der König und die Königin die Bitte des Landgrafen und gaben der Gesandtschaft ihr Töchterlein mit, so schmerzlich es ihnen auch war, ihr liebes Kind so früh scheiden zu sehen. Die Königin legte die kleine Elisabeth in eine silberne Wiege, gab ihr noch eine silberne Badewanne, eine Krone, mancherlei goldene Kleinodien, kostbare Geschmeide, einen goldenen Becher und noch 1000 Mark Goldes und empfahl sie beim Abschied ganz besonders dem Ritter Vargila. Glücklich gelangte die Gesandtschaft mit dem holden Königskinde auf der Wartburg an; sie wurden mit Freuden empfangen, und das junge Paar empfing den Segen der Kirche. Mit ihrem Gespielen Ludwig wurde Elisabeth zugleich erzogen, und sie wuchs zu einer lieblichen und anmutigen Jungfrau heran. Schon früh zeichnete sich Elisabeth durch große Frömmigkeit und Wohlthätigkeit aus. Hatte sie beim Würfelspiele einige Pfennige gewonnen, so eilte sie mit freudigem Herzen vor das Thor der Burg, um sie den flehenden Bettlern zu bringen. Konnte sie nicht jeden beschenken, so sah man, wie ihre Augen sich feuchteten und Thränen in das grüne Gras träufelten. Sie eilte zurück, um auch für die Unbeschenkten noch eine Gabe zu erbitten. Oft kam es vor, daß sie beim Spiele plötzlich abbrach und sich in die Einsamkeit und Stille zurückzog; wenn sie am Tanze teilnehmen mußte, tanzte sie nur einen

Reigen und sagte dann: „Eines Umgangs der Welt zu Ehren ist genug, die andern will ich um Gottes willen unterlassen.“ Demütig nahm sie im Gotteshaus ihre Krone vom Haupte und stellte sie neben sich auf die Erde. „Das müsse mir niemals geschehen,“ sagte sie, „daß ich schnöde irdische Kreatur in Gegenwart meines Herrn und Königs Jesus Christus, der für mich mit scharfen Dornen gekrönt ist, hochmütig erscheine.“ Diese große Frömmigkeit mißfiel den heiteren und lebensfrohen Hofleuten des Landgrafen; sie meinten, Elisabeth tauge wohl zur Nonne, nicht aber zu einer Fürstin und dachten daran, sie entweder in ein Kloster zu bringen oder ihrem Vater nach Ungarn zurückzuschicken. Geduldig ertrug Elisabeth ihre Spottreden und bemühte sich noch mehr, dem Herrn durch ihre gottseligen Werke zu dienen. Aber auch die Landgräfin Sophie fand wenig Gefallen an diesem stillen, demütigen Leben der Elisabeth und sprach einst im Zorn zu ihr: „Elisabeth, du hättest nicht sollen unter die Zahl herrschender Fürstinnen, sondern dienender Mägde gerechnet werden.“ Als man glaubte, auch Ludwigs Herz habe sich von seiner Verlobten abgewendet, trat Walther von Vargila zu ihm heran und sprach: „Gnädiger Herr, ich bitte Euch, mir zu sagen, was Ihr thun wollt mit Elisabeth, die ich Euch aus Ungarn gebracht habe, ob Ihr sie zur Ehe nehmen oder wieder nach Ungarn schicken wollt?“ Da antwortete Ludwig, indem er auf den nahen Inselsberg deutete: „Wenn dieser Berg von Grund bis obenaus gediegen Gold wäre, so wollte ich ihn doch lieber geben, als meine Elisabeth von mir lassen; sie

kehre sich an niemandes Wort.“ Das hielt denn Ludwig auch. Im Jahre 1221 vermählte er sich mit seiner vierzehnjährigen Elisabeth und feierte drei Tage lang Hochzeit mit Ritterspielen und großen Festlichkeiten. Die Vermählung änderte nichts in dem Wesen Elisabeths; sie fuhr fort, sich in gottseligen Werken zu üben. Nachts stand sie auf, um zu beten; da sie aber endlich vom vielen Fasten und Wachen so schwach wurde, daß sie nicht mehr von selbst aufwachte, befahl sie ihrer Magd Eisentrud, sie zur Stunde des Gebets zu wecken. War ihr Gemahl abwesend, so legte sie die fürstlichen Kleider ab und pflegte die Armen und Kranken; bei der Rückkehr des Landgrafen zog sie die fürstlichen Kleider wieder an; „das thue ich,“ sagte sie, „weil ich meinem Herrn zu Ehren und Gefallen leben will.“ Zu Eisenach gründete sie das Armenhaus St. Annen, worin sie täglich mehrere hundert Arme speiste, und unter der Wartburg, nach Eisenach zu, baute sie das Krankenhaus, in welchem sie 28 Sieche unterhielt, die sie oft mit eigener Hand pflegte. Man erzählt, Elisabeth habe einmal an einem Tage 64000 Goldgulden an die Armen verteilt. Als man sie einst wegen ihrer allzugroßen Wohlthätigkeit beim Landgrafen verklagte, antwortete dieser: „Lasset meine Elisabeth den armen Leuten Gutes thun, wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Naumburg nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden.“

In dem Jahre 1227 unternahm Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug, um das heilige Land von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien. Landgraf Ludwig versäumte nicht, sich diesem frommen Unternehmen an-

zuschließen. Zu Kreuzburg nahm er Abschied von den Ständen seines Landes und stellte seine Gemahlin und seine Kinder unter den Schutz seiner Brüder Heinrich Raspe IV. und Konrad, welche gelobten, sie bei allen Ehren und Rechten zu erhalten. Es war am Johannistage des Jahres 1227, als Ludwig mit schwerem Herzen von seinen Lieben sich verabschiedete und mit großem Gefolge abzog. Seine getreue Elisabeth jedoch konnte es nicht unterlassen, ihren innig geliebten Gemahl noch einige Tagereisen zu begleiten. Als nun endlich geschieden werden mußte, schloß Ludwig sie in seine Arme, zeigte ihr einen Fingerreif und sagte: „Meine allerliebste Schwester, dieser Fingerreif hat die Figur des Lammes Gottes, gewirkt in einen edlen Saphir, das soll dir ein Wahrzeichen sein, bei wem ich dir das sende, dem sollst du gänzlich glauben.“ Ludwig sah seine Elisabeth nimmer wieder. Zu Otranto in Italien ereilte ihn der Tod, ehe die Fahrt über das Meer zum heiligen Lande angetreten war. Als Elisabeth durch die Landgräfin Sophie erfuhr, daß ihr Gemahl gestorben, rief sie jammernd aus: „Gestorben, gestorben! Nun ist mir die Welt begraben.“

Landgraf Ludwig hatte während seiner Abwesenheit die Regierung des Landes an Heinrich Raspe übertragen. Dieser vergaß, was er gelobt, verstieß Elisabeth von der Wartburg und ließ den Bürgern Eisenachs bekannt geben: daß niemand durch Aufnahme derselben seinen Dank erwerben werde. Verlassen und verstoßen, ohne Hab und Gut, wanderte Elisabeth, die trostlose Witwe, die Königstochter, nur dem allein getreuen

Gott vertrauend, mit ihren Kindern hinab nach Eisenach und bat bei den Bewohnern der Stadt um Obdach und Nahrung. Diese jedoch, der vielen Wohlthaten, welche Elisabeth an ihnen gethan, vergessend, behandelten sie gar übel, und sie mußte endlich ihre Zuflucht in dem von ihr selbst gestifteten Armenhause suchen. Nachdem sie hier längere Zeit die größten Trübsale erduldet, mit Hunger, Frost und Blöße gerungen, fand sie endlich Aufnahme bei einer Äbtissin Mathilde in Kissingen und später bei ihrem Oheim, dem Erzbischof Eckbert von Bamberg. Nicht lange hatte sie hier geweilt, als von thüringischen Rittern, welche vom Kreuzzuge heimkehrten, die Gebeine ihres Herrn zurückgebracht wurden. Mit einer außerordentlich großen Menge Menschen begleitete Elisabeth die irdischen Überreste ihres Gemahls nach Reinhardsbrunn, wo dieselben bestattet wurden. Hier hielt Rudolf von Vargila, der Schenke von Saaleck, in einer harten Rede Heinrich das schwere Unrecht vor, das er an der Witwe und den Kindern seines Bruders begangen. Heinrich fühlte seine Schuld, fühlte, wie treulos er gehandelt; er söhnte sich mit Elisabeth aus und versprach, ihr alles zu gewähren, was sie begehren werde. Elisabeth bat nur um ihr rechtmäßiges Eigentum, nämlich ihre Mitgift und das von ihrem Gemahl ihr zugesicherte Leibgeding.

Nachdem Elisabeth etwa ein Jahr am Hofe ihres Schwagers Heinrich auf der Wartburg geweilt, zog sie unter Vargilas Geleit mit den Ihrigen und ihrem Beichtvater Konrad nach Marburg, welche Stadt ihr als Witwensitz überlassen worden war. Anfänglich

wohnte sie in Wehrda, in einem elenden, armseligen Hüttchen, das kaum Schutz vor Kälte und Regen bot, bis in Marburg ein Häuschen aus Holz und Lehm neben dem Franziskanerkloster für sie erbaut worden war. Am Einfluß der Marbach in die Lahn baute Elisabeth ein Spital, pflegte in demselben die Armen und Elenden, gab her, was sie hatte und war selbst zufrieden mit dem, was sie sich durch Spinnen verdiente. Eine Chronik aus der damaligen Zeit erzählt: „Die erlauchte Fürstin begab sich oft nach diesem Hospital, brachte daselbst ganze Nächte mit Fasten und Beten zu, wusch mit eigenen Händen die Füße der Lahmen, anderer Armen, die dorthin kamen, und gab ihnen von demjenigen zu essen, was für sie am dienlichsten war. Jedermann erstaunte zu sehen, wie eine so schwächliche Person die ununterbrochene Beschwerlichkeit einer solchen Beschäftigung aushalten, und so viele Leute als beständig ankamen, bedienen konnte.“ Als König Andreas von Ungarn hörte, was seiner Tochter begegnet, schickte er eine Gesandtschaft nach Marburg, um Elisabeth zurückholen zu lassen. Elisabeth saß am Spinnrocken, als die Gesandten zu ihr kamen, sie weigerte sich jedoch, zu ihrem Vater zurückzukehren.

Wie in Thüringen, so ließ sich Elisabeth auch in Marburg gänzlich von ihrem strengen und finstern Beichtvater Konrad von Marburg führen und leiten. Sie war ihm in allen Dingen gehorsam. Auf seinen Befehl gab sie sogar ihre lieben Kinder von Marburg fort und entließ ihre treuen Dienerinnen Eisentrud und Guta, um alles, was sie auf Erden noch liebte und schätzte,

und woran ihr Herz noch hing, entbehren zu lernen. Sie legte einen besonderen Wert darauf, als Königstochter und Fürstin diesem armen Manne unterthänig zu sein. „Ich hätte,“ sagte sie, „einem Bischofe oder Abte, welche Besitzungen haben, Gehorsam versprechen können, glaubte aber dies besser dem Magister Konrad zu thun, der nichts hat, sondern ganz und gar ein Bettler ist, damit ich in diesem Leben auch nicht den geringsten Trost hätte. Ich fürchte den Magister Konrad am meisten, aber anstatt Gottes, und wenn ich jenen schon so fürchte, wie sehr muß ich erst Gott fürchten“ Konrad legte ihr die schwersten Bußübungen auf und geißelte oft ihren Rücken so sehr, daß er blutete, aber im Hinblick auf die Leiden Christi ertrug sie alles mit himmlischer Geduld.

Im November des Jahres 1231 wurde Konrad*)

*) Konrad, der Beichtvater der hl. Elisabeth, ist bekannt durch seine grausamen Ketzerverfolgungen, mancher hat durch ihn den Tod in den Flammen oder auf andere Art gefunden. Auch den Grafen Heinrich von Sayn klagte er als Ketzer an; derselbe wurde jedoch auf dem Ketzergericht zu Mainz freigesprochen, und als Konrad von Marburg zurückkehrte, wurde er samt seinen Begleitern am Lahnberge unweit des Dorfes Kappel von den Leuten des Ritters von Dernbach erschlagen. Mit weinenden Augen soll Konrad um Schonung seines Lebens gefleht haben, doch umsonst. „Es sterbe dieser gottlose und grausame Mensch,“ riefen die Reisigen, „und leide endlich, weil er niemanden verschont hat, die verschuldete Strafe.“ Daß jedoch Konrad bei den Bürgern Marburgs in hohem Ansehen stand, geht daraus hervor, daß sie ihn in der Spitalskapelle neben der hl. Elisabeth beerdigten, und als später die Gebeine der hl. Elisabeth in die Elisabethkirche überführt wurden, wurde auch Konrads Leiche dort beigesetzt.

von einer schweren Krankheit befallen, so daß er glaubte, sein Ende sei nahe heran. Er ließ Elisabeth zu sich rufen und fragte sie, wie sie ihr Leben nach seinem Tode einzurichten gedenke. Elisabeth sagte, sie würde noch eher sterben als er und wolle keinen andern Vormund haben als ihn, den Gott selbst ihr gegeben. Und siehe, während Konrad bald von seinem Leiden genas, wurde Elisabeth nach vier Tagen krank, und ihre Kräfte nahmen zusehends ab. Als Konrad fragte, ob sie ein Testament zu machen gedenke, antwortete sie, außer dem Rocke, welchen sie trage und in welchem sie beerdigt werden wolle, gehöre alles den Armen. Am 19. November 1231 erlöste Gott sie von ihren Mühen und Leiden und führte sie an den Ort ihrer Sehnsucht.

Kaum waren nach dem Hinscheiden Elisabeths etliche Tage vergangen, so pries das Volk sie schon als eine Heilige, und von weither strömte es nach Marburg, um sich von ihr ein Andenken zu holen, sei es von ihrem Leibe oder ihren Kleidern. In der Kapelle des Spitals wurde Elisabeth beigesetzt, und bald nach ihrer Beerdigung hörte man von zahlreichen Wundern, die an ihrem Grabe geschehen. Die oben erwähnte Chronik schreibt: „Von dieser Zeit an kam eine unzählige Menge von allen Enden zu dem Grabe der hl. Elisabeth, worunter viele Lahme, Taube, Stumme und andere Personen beiderlei Geschlechts, die mit schweren Krankheiten behaftet waren, dort ihre Gesundheit wieder erhielten." Am 1. Juni 1235 erklärte auch der Papst Elisabeth als eine Heilige. Da die Hospitalskapelle bald zu klein wurde für die Zahl der Pilger, welche

fortwährend nach Marburg strömten, legte am 14. August 1235 Elisabeths Schwager Konrad in Marburg den Grundstein zu einer neuen Kirche. Am 1. Mai fand die Übertragung der Gebeine Elisabeths statt. Auch Kaiser Friedrich II. war an diesem Tage erschienen und mit ihm viele Fürsten, Bischöfe, Prälaten und eine unzählbare Menge Volks, man sagt über eine Million. Man hob den Sarg aus der Gruft, wobei der Kaiser selbst behilflich war und stellte ihn feierlich in der Kirche auf. Das Hochamt hielt der Erzbischof von Mainz. Nachdem der Kaiser der Heiligen eine goldene Krone auf das Haupt gesetzt, legte man sie wieder in die Gruft. Der Sarkophag*), in welchem ihre Gebeine ruhten, war von wunderbarer Kunst und reich mit Edelsteinen geschmückt. Über ihrem Grabe ließ ihr Schwager Konrad ein würdiges Denkmal, eine herrliche Kirche, errichten; dieselbe ist jetzt die größte Zierde der hessischen Universitätsstadt Marburg und heißt die Kirche der heiligen Elisabeth.

C. H.

*) Philipp der Großmütige ließ 1539 die Gebeine aus dem Sarkophage nehmen. Unter Jerôme wurde der Sarkophag nach Cassel gebracht, woselbst er 700 Edelsteine verlor; 1814 kam er wieder nach Marburg. Am 20. August 1854 fand man bei einer Ausbesserung der Grabgewölbe unter dem Grabmonument des Deutschmeisters Konrad in einem Steinsarge einen Bleikasten mit Gebeinen, und man nimmt an, daß diese die Gebeine der hl. Elisabeth sind.



Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild
Die Gaben spendende, hohe Frau
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig — doch Argwohn stahl
Durch Verräters Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschrockne: Was trägst du da?

„Herr, Blumen!" bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!" —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt;
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm=dankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Thal sich herabgewandt
Und die Armen gespeiset mit milder Hand.

L. Bechstein.



Elisabeths Mantel.



Um Agnes, die schöne Schwägerin Elisabeths, freite ein Herzog von Österreich und hatte Hochzeit mit ihr auf der Wartburg. Der Landgraf stattete sie gar wohl aus, und das Haus wimmelte von Gästen. Da nun alle in dem großen Speisesaal zu Tische gehen wollten, so ward Elisabeth vermißt, und mußten die Gäste ihrer lange harren. Außen im Mushaus vor der Treppe hatte sie einen dürftigen Mann gesehen, fast nackend, so daß sie sich verwunderte, wie dieser Arme in seiner Blöße in die Burg und bis zu dieser Stelle gekommen, und dieser bat flehentlich um Almosen; sie antwortete, sie hätte schon alles weggegeben, wollte ihm jedoch zu essen senden. Der Arme aber fuhr fort zu klagen, bis sie von seinen Klagen so gerührt ward, daß sie ihm ihren seidenen Mantel zuwarf. Nun war es aber in jener Zeit Sitte, daß sich die Frauen und Jungfrauen in leichten Mänteln zu Tische setzten; wie sie daher endlich erschien, fragte sie der Landgraf: „Schwester, wo ist dein Mantel?“ Sie antwortete erschrocken und verwirrt: „Herr, in meiner Kammer.“ Da gebot er einer ihrer Jungfrauen, den Mantel zu holen, und wie diese in die Kleiderkammer kam, fand sie den Mantel hängen, nahm und brachte ihn. Der Arme aber war hinweg, und keiner hatte ihn gesehen. Elisabeth dankte Gott und zweifelte nicht, daß der Heiland selbst jener Arme gewesen, der ihr erschienen, wie einst dem frommen Kriegsmann St. Martinus, um ihre Mildthätigkeit zu

prüfen, und habe nun ein neues Wunder an ihr gethan. Alle Gäste, zumal der Herzog mit seiner Neuvermählten, überließen sich großer Fröhlichkeit, und Ludwig freute sich seiner geliebten Elisabeth. Jener Mantel war himmelblau, hier und da bestreut mit kleinen goldenen Bildchen; er war so fein und rein, daß aus ihm ein Meßgewand gefertigt wurde, das lange nachher noch die Brüder im Barfüßerkloster am Fuße der Wartburg aufbewahrten und heilig hielten.

L. Bechstein.



Elisabethen-Brunnen und Garten.



Den Brunnen der heiligen Elisabeth zeigt in Eisenach dem Wanderer jedes Kind. Eine klare, reine, frische Quelle, sprudelt er am Fuße der Wartburg, selbst ein lebendiger Sagenborn, und in ihrem Garten, nahe dabei, blühen ewig, wenn auch nicht sichtbar für einen jeglichen, jene Wunderrosen fort.

Die mildthätige Fürstin Elisabeth weilte oft und gern an dem Brunnen, der noch heute ihren Namen führt; in seiner Nähe legte sie einen Garten an, in seiner Nähe erbaute sie das Siechenhaus für Arme und Preßhafte. Sie wusch am Brunnen ihre Kranken, und niemand wußte, wie Fische in den Felsenquell kamen Einst sandte sie eine Magd mit dem Eimer, um für Leidende Fische zu holen, zu dem Brunnen. Ungläubig ging die Dienerin, aber der Glaube kam ihr durch Schauen, voll Fische zog sie den Eimer aus der Krystall-

flut des Bergquelles. Dort gelangen der milden Fürstin jene hohen Wunder durch die Kraft des Glaubens und des Gebetes, wegen welcher die fromme Vorzeit sie heilig sprach und pries. Sie brachte so vielen das Heil; nicht sie that Wunder, sondern Gott that diese an ihr und segnete ihr Thun. Als sie irdene Waren, Töpfe, Tiegel und Teller auf dem Markt zu Eisenach gekauft hatte für ihr Hospital, und der Kärner auf dem steilen Weg ungeschickt den Karren umwarf, daß er gegen die Felswand fiel, zerbrach kein einziges Stück. Sie heilte die Lahmen, machte Blinde sehend, und in ihrem Schoße mehrten sich wunderbar die Gaben, wenn sie dort saß, Almosen spendend den Armen, die sie in ganzen Scharen umdrängten. Engel schützten und schirmten sie vor allen Gefahren, der Regen näßte ihr Gewand nicht, und hatte sie den Armen ihre Kleider gegeben, sich mit den geringsten begnügend, so fand sie in ihren Gemächern wohl andere und schönere wieder, die dahin gekommen waren, sie wußte nicht wie.

L. Bechstein.



Elisabeths Handschuh.



Oft besuchte die fromme Landgräfin die Kirche in Eisenach, da versammelten sich vor dem Kirchenportal stets sehr viele Arme und Gebrechliche, sie wußten, daß die Herrin jedem eine Gabe spendete, so geschah es auch

an einem Heiligentage, daß die Zahl der Bettler besonders groß war, als die Fürstin mit ihrem dienenden Gefolge heranschritt zum Gottesdienst. Sie spendete Almosen, so viel sie konnte, und bald waren die mitgebrachten Gaben verteilt, doch waren auch alle befriedigt, nur ein halbblinder Greis hatte noch keine Gabe empfangen und drängte sich ihr flehend nach, bis in die Kirche hinein. Elisabeth hatte nichts mehr zu geben, doch jammerte sie der arme alte Mann, und sie besann sich nicht lange, sondern zog einen ihrer reich mit Silber gestickten Handschuhe aus und reichte diesen dem armen Greis. Das sah ein Ritter, der zugegen war, trat zu dem Alten und tauschte den Handschuh gegen eine Summe baren Geldes ein. Als ein Kleinod seltener Art befestigte dieser Ritter den Handschuh an seinen Helm und zog bald darauf in das heilige Land. Dort kämpfte er wacker gegen die wilden Söhne der Wüste, doch in jedem Gefecht mit den Sarazenen war es, als sei ihm die Helmzier ein schützender Talisman. Er kehrte glücklich in die Heimat zurück und setzte freudig und seinen Nachkommen zu dankbarer Erinnerung das Bild von Elisabeths Handschuh in sein Wappenschild. Sterbend küßte er noch die schöne Reliquie von der heiligen Dulderin.

L. Bechstein.



Landgraf Ludwig und der Löwe.



Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor;
Er grüßet fromm den Morgenstrahl
Und schaut herab auf Stadt und Thal.

Und wie er jetzt hinunter schaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut:
Er wendet sich nach dem Geschrei
Und sieht bestürzt den Löwen frei.

Den Löwen, den man ihm geschenkt,
Der seinen Kerker heut' gesprengt.
Sein Haupt, von Mähnen dicht umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und seiner Augen Flammenstern
Ist starr gerichtet auf den Herrn;
Der aber blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge fest in Auge ruht;
Der Landgraf aber droht voll Mut:
„Gleich lege dich, mein edles Tier,
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!"

Da hat der Löwe sich erschreckt
Zu Ludwigs Füßen hingestreckt.
Der Wärter eilt herbei entsetzt,
Der Landgraf steht noch unverletzt. —

Ein fester Blick, ein hoher Mut,
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

Bechstein.



Heinrich das Kind von Brabant.



Als mit Heinrich Raspe der thüringische Landgrafenstamm erloschen war, entspann sich ein langer Kampf um die Herrschaft, wodurch zuletzt Thüringen und Hessen getrennt wurden. Die Hessen erkoren einstimmig zu ihrem Fürsten Heinrich, den zweiten Sohn der Herzogin Sophia von Brabant, einer Tochter der heiligen Elisabeth. Schnell kam Sophia mit ihrem dreijährigen Söhnchen Heinrich nach Hessen, wo sie überall mit großem Jubel aufgenommen wurde. Zu den Bürgern Marburgs sprach sie: „Zu euch nehme ich, verfolgt von meinen Feinden, verlassen von einem großen Teil meiner Unterthanen, meine Zuflucht; eurer Treue und eurem Schutze übergebe ich den Enkel eurer Elisabeth.“ Die Bürger schwuren darauf bei Gott und der heiligen Elisabeth, „Hab und Leben für Sophia und ihren Sohn zu wagen.“ Und sie haben den Schwur gehalten. Mit Hilfe des Kaisers und ihrer Getreuen bezwang sie ihre Feinde. Auch einige raubsüchtige Grafen und Herren in Hessen mußte sie ihre Strenge fühlen lassen. So zerstörte sie eine nicht weit von Marburg an den Ufern der Lahn gelegene Raubfeste, den Weißenstein*), mit Hilfe der Bewohner des benachbarten Dorfes Wehrda. Zum Schutz gegen einen etwaigen Angriff von Seiten der mainzischen Festung Amöneburg baute sie südlich von Marburg auf einem

*) Vergl. „Die Sage von Weißenstein“ S. 183.

weithin sichtbaren Berge in den Lahnbergen die Frauenburg. Als sie etwa $1^1/_2$ Jahre in Hessen geweilt, ihre Rechte gewahrt und für das Wohl des Landes nach Kräften gesorgt hatte, ging sie nach Eisenach. Nachdem sie auch hier ihrem Sohne das Erbe gesichert zu haben glaubte, legte sie die Verwaltung in die Hände des Markgrafen von Meißen, den sie auch zum Vormund ihres vaterlosen Sohnes Heinrich wählte, und ging dann zurück nach Brabant. Aber den Markgrafen gelüstete es selbst nach dem Lande, er eignete sich Thüringen an und streckte auch seine Hand nach Hessen aus. Da kam Sophia im Jahre 1254 wieder zurück, und es entbrannte ein heftiger Kampf. Als man ihr die Thore der Stadt Eisenach verschloß und sie nicht einlassen wollte, nahm sie eine Axt und hieb in das St. Georgenthor, daß man, wie erzählt wird, zweihundert Jahre hernach noch das Wahrzeichen in dem Eichenholz sehen konnte. Da öffnete man die Thore und die Bewohner huldigten ihr von neuem. Der Markgraf aber eroberte Eisenach und nur Wenige blieben der Herzogin getreu. Unter diesen Getreuen, die der Markgraf grausam bestrafte, zeichnete sich besonders Heinrich von Velsbach aus. Zweimal wurde er durch eine Wurfmaschine von den Mauern der Wartburg nach der Stadt zu geschleudert, doch er blieb unverletzt. Als er zum drittenmale hinabgeschleudert wurde, fand er den Tod. In der Luft soll er noch die Worte ausgerufen haben: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant.“ Die Schlacht bei Wettin an der Saale am 28. Oktober 1263 entschied endlich den Erbfolgestreit. Hessen mit der

Landschaft an der Werra kam an Sophia, welche 1265 die Herrschaft ihrem 21jährigen Sohn Heinrich abtrat und nach Brabant zurückzog. Heinrich I., mit dem Beinamen „das Kind", wählte die Stadt Cassel zu seiner Residenz und nannte sich Landgraf von Hessen. Nach einem viel bewegten und mühevollen Leben starb er am 21. Dezember 1308 zu Marburg und wurde in der Elisabethenkirche begraben.



Das Spiel von den 10 Jungfrauen.



Nach den vielen Kämpfen und Fehden, unter denen das schöne Thüringen sehr zu leiden gehabt hatte, brach eine freudigere und bessere Zeit in dem schwergeprüften Lande an. Handel und Gewerbe hoben sich wieder, und auf Märkten und Volksfesten zeigte sich die fröhliche Stimmung der Thüringer von neuem. Zu dieser Zeit veranstalteten die Mönche des Predigerklosters zu Eisenach am 24. April 1322 auf der sogenannten Rolle ein Fest, bei welchem das Evangelium von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen zur Darstellung gelangte. Viel Volks hatte sich eingefunden, und auch Friedrich der Freudige mit seinem ganzen Hofe wohnte dem eigenartigen Feste bei. Christus, umgeben von einem singenden Engelchor und begleitet von Maria, erschien auf der Bühne, um die Jungfrauen zu seiner Hochzeit einzuladen. Nachdem nun die in zwei

Parteien geteilten Jungfrauen Wechselreden über den Wert der irdischen und himmlischen Freuden gehalten hatten, setzten sich die thörichten zur Tafel und entschlummerten. Als sie wieder erwachten, war das Öl ihrer Lampen ausgebrannt. Sie baten die klugen, ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, jedoch ihr Bitten war vergebens. Sie wollten sich nun Öl kaufen, fanden aber die Läden verschlossen. Unterdessen hatte Christus die fünf klugen Jungfrauen, nachdem sie von Maria gekrönt worden waren, in den Hochzeitssaal eingeführt. Die fünf thörichten flehten nach ihrer Zurückkunft um Einlaß, doch Christus wies sie kurz ab. Danach wandten sie sich an Maria, sie möchte doch für sie bitten, doch alles war vergebens. Hierauf traten Teufel ein, umschlangen die fünf thörichten Jungfrauen mit einer Kette und zerrten sie unter Hohnlachen in die Hölle.

Dieses schwere Gericht, welches die fünf thörichten Jungfrauen traf, hatte eine so erschütternde Wirkung auf des Landgrafen Gemüt, daß er vom Schlage getroffen und seiner Sprache beraubt wurde. Seine Kraft war für immer gebrochen, und sein Geist blieb umnachtet. Noch $2^1/_2$ Jahre lebte er nach der Aufführung dieses traurigen Schauspieles; dann erlöste ihn der Tod von seinem schweren Leiden.

H. Wettig.



Die verfluchte Jungfer.



In dem herrlichen, bei Eisenach gelegenen Marienthale befindet sich am Abhange des Berges, auf welchem einst die Feste Frauenburg mit ihren stolzen Türmen thronte, eine ziemlich runde, nicht allzu geräumige Höhle, welche das „verfluchte Jungfernloch“ genannt wird. Von ihr weiß die Sage folgendes zu berichten:

In Eisenach wohnte vor alten Zeiten eine Witwe, welche eine Tochter von großer Schönheit besaß. Sie war aber ein stolzes und hoffärtiges Mädchen und dachte nur an Putz und eitlen Tand, worüber sie Gott und seine Lehre vergaß. Auf ihr goldgelbes Haar, welches ihr schönes Haupt zierte, war sie so eingebildet, daß sie es unaufhörlich mit einer Bürste strählte.

Tag für Tag wurde sie von der frommen Mutter und einem Geistlichen ermahnt, sich doch zum lieben Gott im brünstigen Gebet zu wenden. Doch alle Ermahnungen erwiesen sich als fruchtlos. Als aber das eitle Mädchen sich eines Tages so weit vergaß, daß es über die Lehren Gottes und seines Sohnes, unseres lieben Heilandes, spottete, da verwünschte die fromme Mutter im Zorn ihr einziges Kind in diese Höhle.

Mit prächtigen, seidenen Gewändern geschmückt und vom goldgelben Haar umwallt, soll man die verwünschte, schöne Jungfrau alle sieben Jahre in der Mittagsstunde auf dem Felsen sitzen sehen. Mit Thränen in den

Augen, auf Erlösung harrend, dringt dann die klagende Stimme der Unglücklichen häufig zum Ohre des einsamen Wanderers.

An einem prächtigen Sommertage zog einst ein Fuhrmann mit seinem Gefährte auf der Landstraße an dem Felsen vorüber, auf welchem er die Jungfrau sitzen sah. Da hörte er plötzlich ein leises Niesen, dem der treuherzige Fuhrmann sofort ein „Helf Gott" folgen ließ. Das Niesen wiederholte sich elfmal und ebenso der Wunsch des Fuhrmannes. Als es aber zum zwölftenmale nieste, that der Fuhrmann einen Fluch und rief voll Unmut aus: „Wenn dir Gott nicht helfen kann, so mag dir ein anderer helfen!" Da verschwand die arme Jungfrau mit einem tiefen Seufzer. Nur noch einmal hätte der Fuhrmann sein „Helf Gott" rufen dürfen, und die Jungfrau wäre erlöst gewesen.

Auf dem Platze vor der Höhle wächst nie Gras, weil, wie man sagt, die verfluchte Jungfrau hier ihren Sitz hat. Auch soll es in der Gegend nicht recht geheuer sein. Viele Eisenacher wollen an jener Stelle oft auch ein lautes Rauschen, wie von gewaltigen, unterirdischen Gewässern vernommen haben.

Als einstmals auf dem Berge ein Hirt seine Schäflein hütete, stoben dieselben plötzlich nach allen Richtungen auseinander, viele derselben fielen von dem steilen Felsen hinunter und zerbarsten von dem jähen Fall. Nur einige blieben im Gesträuch, das den Felsen ziert, hängen und wurden von dem beherzten Hirten mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet. Die plötzliche Flucht der Schafe war durch ein rotes Hündlein veranlaßt worden, mit

welchem die verfluchte Jungfrau von älteren Leuten schon öfters gesehen worden sein soll. H. Wettig.



Doktor Luther und der Teufel.



Der Teufel schlich um die Wartburg her
Und suchte lange die Kreuz und die Quer,
Ob wäre dem Doktor beizukommen,
Denn ein Weniges war der Alte beklommen. —
Der Doktor däucht ihm ein wilder Gesell,
Ein trotziger Brauskopf, derb und schnell.
Jetzt faßt' er ein Herz, und beim Lampenschimmer
Schaut er durchs Fenster ins stille Zimmer.
Der Doktor saß eben mit finstrem Gesicht,
Ihm behagte wohl das und jenes nicht,
Und wandte sich ab von seinem Buche
Und murmelte so etwas, gleich einem Fluche.
Das gefiel dem Versucher, und er schlüpft durch die Wand;
Doch kaum hat der Doktor den Teufel erkannt:
Da stellt er sich an mit wildem Grimme,
Und, rufend mit einer Donnerstimme,
Wirft er nach dem Argen das Tintenfaß.
Und dieser am ganzen Leibe naß,
Ist erschrocken und über die Maßen entrüstet,
Weil ihn nie nach solcher Tinte gelüstet;
Und flieht, sich schüttelnd, mit Saus und Braus,
Ob der groben Behandlung — zum Fenster hinaus.

Welcker.



Salzungen und sein See.



In einer der schönsten Gegenden des Werrathales, da, wo die südwestlichen Terrassen des Thüringerwaldes und die nordöstlichen Vorberge der Rhön in der Thalsohle fußen, liegt das Städtchen Salzungen mit seinem kleinen aber tiefen See. Um die reichen Salzquellen, von denen das Städtchen seinen Namen hat, sollen sich bereits die Chatten und Hermunduren arg befehdet haben. Von diesem See weiß das Volk mancherlei Sagen zu erzählen.

Ein Taucher sagte einst aus, daß der See bis unter die Hälfte der Stadt reiche, und nach einer Prophezeiung der sterbenden Äbtissin des Klosters Allendorf soll dieser Teil derselben einst vom See verschlungen werden, der andere dagegen im Feuer aufgehen. Der See verlangt jedes Jahr sein Opfer, sonst braust er auf.

Vor alten Zeiten wohnten auch drei Wasserjungfern im See, die oft in die nahegelegene Kemnate, den Haunschen Hof, in die Spinnstube gingen. Hier tanzten sie gern bei den Festlichkeiten der Burgherren. Sie waren von übermenschlicher Schönheit, hatten grünliche Haare und trugen lange, grüne Schleppkleider, die aber am Saume immer naß waren. Da sie einmal über die Zeit dort zurückgehalten wurden, jammerten sie arg und sagten, sie würden nun nie mehr wiederkommen können, und als sie die große Treppe in den See hinuntergestiegen waren und der See über dieser zu-

sammenschlug, da färbte er sich rot; die Wasserjungfern aber sah man niemals wieder.

Einst brachte auch eine Nixe ihr neugeborenes Kind nach den Fleischbänken, allwo sie gar gut bekannt war, zum Aufziehen. Als das Kind das Alter erreicht hatte, daß es gefirmelt werden sollte — damals war hier herum noch alles katholisch — kam die schöne Wasserjungfer und verlangte ihr Kind zurück; doch die Metzgersleute verweigerten sich, es zurückzugeben. Als aber bald darauf das Kind sich im See badete, wurde es von unsichtbarer Hand in die Tiefe gezogen.

Eine andere Wasserjungfer hatte einen jungen Metzger lieb gewonnen, besuchte diesen täglich in seiner Fleischbank, und als er deshalb von seinen Kameraden geneckt wurde, so hieb er eines Tages der Wasserjungfer, da sie nach dem Fleisch griff, wie aus Versehen einen ihrer zarten Finger ab, um ihr dadurch den Besuch zu verleiden. Von Stund an faulte ihm alles Fleisch in der Bank, so daß es niemand mehr in der Nähe aushalten konnte. Er selbst aber verarmte dadurch, zehrte sichtlich ab und wurde eines Morgens tot im See gefunden.



Von dem im Salzunger See versenkten Silberglöckchen.



Damals, als Salzungen noch das Silberstädtchen genannt wurde, soll einmal der Rat der Stadt sich ver-

sammelt haben, um in einer hochwichtigen Sache zu beschließen, wie nämlich bei dem herannahenden Kriegsvolke, welches die Stadt bedrohe, das über dem Rathause hängende silberne Glöckchen am besten vor räuberischen Händen zu verbergen sei.

Da aber die Herren zu keinem Beschlusse gelangen konnten, so kam es ihnen höchst gelegen, daß der Thorschreiber einen so eben angekommenen, weisen und hochgelehrten Herrn auf dem Rathause anmeldete. Sie wurden daher bald eins, diesen in der erwähnten Sache um seine Meinung zu bitten. Der Fremde wies sie auf ihren See hin, in welchem sie die Glocke am besten bergen könnten, und da sie diese Ansicht für gut fanden, so wurde die Glocke abgenommen, in einen Nachen geladen, in Begleitung des Rates in See gestochen und dieselbe dort versenkt. Als jedoch darauf die Herren — so wird weiter erzählt — wieder festen Boden unter sich hatten und lange Gesichter machten, weil sie die Stelle im See, an der sie die Glocke versenkt, nicht bezeichnet hätten, da trat einer lächelnd hervor und bemerkte, daß er dies vorher wohl erwogen und deshalb an der Stelle des Kahnes, an der sie die Glocke in den See gesenkt, einen tiefen Einschnitt gemacht habe. Worauf denn die Herren, sich befriedigt die Hände schüttelnd, nach Hause gingen. Der Fremde wurde jedoch auf Kosten der Stadt herrlich bewirtet und zog dann, sich in sein Fäustchen lachend, thalaufwärts nach der Stadt Wasungen, allwo kurz vorher der Bürgermeister gestorben und wegen eines neuen große Not war. Da der Fremde dieser Sache wegen auch hier um seinen

hochweisen Rat gebeten wurde, so schlug er ihnen den Ratsherrn von Salzungen, der den Einschnitt in den Rachen gemacht hatte, zu der erledigten Stelle vor, worauf dieser allda zum Bürgermeister erwählet und als solcher bald darauf auch eingeführt wurde. Jener Fremde, der nach diesem seine Reise weiter aufwärts fortsetzte, soll kein anderer gewesen sein als der Schalk Till Eulenspiegel.

C. L. Wucke.



Vom alten Schlosse Liebenstein.



Als das alte Schloß droben auf dem Burgberge, an dessen Fuß Bad Liebenstein gelegen, erbaut wurde, da herrschte noch jener schaurige Aberglaube, eine Feste durch ein lebendig eingemauertes Kind unüberwindlich machen zu können; und da auch der Ritter, der diese Burg gründete, noch in diesem Glauben befangen war, so kaufte er zu jenem Zwecke von einer Landstreicherin ihr kleines Töchterchen und befahl, es in die Burg lebendig einzumauern. Als jedoch der Meister die äußere Mauer des kleinen Grabes dem Kinde bis an die Schulter aufgeführt hatte und dieses, welches bis dahin ruhig an seiner Semmel gegessen, jetzt in bittendem Ton zu ihm sprach: „Ach! Mann, laß mir doch nur ein Gucklöchelchen,“ da erbebte dem Meister das Herz, er schleuderte den Hammer weit von sich und erklärte dem Bauherrn, keinen Schlag mehr an diesem Werke thun zu wollen. Zornig befahl jetzt der Ritter

dem Gesellen, das grausame Werk zu vollenden; doch auch diesem erging es nicht besser; auch er warf erschüttert das Werkzeug beiseite. Nun kam die Reihe an den Lehrjungen, einen müden, herzlosen Burschen. Der ließ sich durch die Bitte des Kindes: „Mann, laß mir doch nur ein Gucklöchelchen!" nicht rühren. Und wie nun das Werk höher stieg, da rief das Kind der dabei weilenden Mutter zu: „Mütterchen, jetzt seh' ich dich noch!" Dann aber trat es auf die Zehen und rief: „Mütterchen, jetzt seh' ich dich bald nicht mehr!" Und als der Junge den letzten Stein einsetzte, da hörte man noch dumpf die Stimme des Kindes: „Mütterchen, nun seh' ich dich gar nicht mehr!"

Das schauerliche Werk war vollendet. Der Lehrjunge erhielt reichen Lohn von dem Bauherrn; wenige Tage darauf jedoch spülte die Werra die Leiche des herzlosen Burschen ans Ufer. Die unnatürliche Mutter aber hatte von Stund an weder Ruhe noch Rast und soll heute noch als händeringendes Gespenst die Burg umirren.

C. L. Wucke.



Die weiße Frau vom alten Liebenstein.



Alle sieben Jahre steigt die weiße Frau von der alten Burg Liebenstein zu dem am Promenadenweg nach Glücksbrunn gelegenen Auborn herab, füllt hier einen mitgebrachten steinernen Krug und badet sich dann in dem Quell. — Hierauf begibt sie sich wieder zur

Burg hinauf, um das dort vor Zeiten eingemauerte und noch immer wimmernde Kind zu laben. — Andere wollen wissen, daß sich die weiße Frau zuweilen auch in dem Glücksbrunner Teiche bade. An ihrem Gürtel hat sie die Schlüssel zu den verwünschten Schätzen droben auf der alten Burg und dem Hohlenstein.

C. L. Wucke.



Von den Wichtelmännchen in und bei Brotterode.



Zur Zeit, als sich hier herum die Wichtelmännchen noch aufhielten, mochten sie wohl manchem, der es mit ihnen zu treffen wußte, gute Dienste geleistet haben. Sie waren aber sehr empfindlich, wurden sie verletzt, so verließen sie das Haus für immer.

Einmal hatten sich mehrere Wichtelmännchen in einer Bergmühle bei Brotterode, dort, wo man es noch heute „die Schleifkothen“ nennt, eingefunden, denen konnten die Besitzer der Mühle, zwei Brüder, jeden Abend noch so viel Klingen zum Schleifen und Polieren hinlegen, am andern Morgen waren sie fix und fertig. Und das hatte so eine lange Zeit gewährt, so daß die Schleifmüller durch die fleißigen Hände der Kleinen zu großem Wohlstande gelangt waren. Da gedachten sie sich dankbar zu erzeigen, und als sie die Kleinen einmal belauscht und bemerkt hatten, daß diese sehr schlecht gekleidet waren, so ließen sie den beiden Wichtelmännchen rote

Jäckchen und blaue Höschen anfertigen und legten sie eines Abends neben die Klingen in die Schleifkothe. Bald kamen die geschäftigen Hausgeister, um an die Arbeit zu gehen. Als sie jedoch die Kleider gewahrten, wurden sie ganz traurig und sagten: „Da liegt nun unser Lohn, jetzt müssen wir auf und davon!“ nahmen das Geschenk, zogen fort und sind nie wieder gesehen worden.

In einer andern Schleifkothe, die am Wege von Brotterode nach Ruhla auf einer Waldwiese, „der Münch“ genannt, stand, hatte sich auch ein Wichtelmännchen eingefunden und schliff und polierte drauf und drein die Klingen, die ihm vom Schleifmüller abends hingelegt wurden, so daß er selbst wenig mehr zu thun brauchte. Der Kleine sorgte schon dafür, daß seine Habe sich von Tag zu Tag vermehrte. Er ließ ihn deshalb ruhig fortarbeiten. Nur einmal versah es der Müller, und da war es auch gleich „schnapp all“ zwischen den beiden. Der Müller hatte nämlich bemerkt, daß der kleine Hausgeist einen seltsamen Ton ausstieß, und den äffte er ihm nur ein einziges Mal nach. Sofort stellte das Wichtelmännchen die Arbeit ein, fuhr ab und kam nie wieder. Der Müller hat's schwer gebüßt. Er kam immer mehr zurück und starb als armer Mann. Von der Schleifkothe ist jetzt keine Spur mehr zu entdecken.

In einem Haus in der Johannisgasse setzte sich abends oftmals ein Wichtelmännchen zu den Spinnerinnen und half ihnen, spann auch zum Öftern Nachts alle Spulen voll. Niemand aber sah das Männchen.

Da kam einst der Andreas Papst, der war ein Sonntagskind und gerade unter dem Vaterunserläuten geboren und sah deshalb mehr als andere Leute. Der sah das Männchen und fragte: „Ei, wer ist denn das alte „„hockruckige““ Männlein dort hinter dem Kachelofen, das der Jungfrau spinnen hilft?“ Da verschwand das Männchen mit bösem Gesicht und half nie wieder.

C. L. Wucke.



Der Hörselberg.



Hoch und schroff aus dem freundlichen Hörselthal aufsteigend, kahl und unbebaut, als ruhe ein Fluch darauf, erhebt sich zwischen Eisenach und Gotha der Hörselberg, von weitem anzusehen wie ein steinerner Sarg. In diesem Berge ruht im zauberhaften Schlummer begraben bis zum jüngsten Tag eine märchenhafte Wunderwelt. Mehr Sagen hat dieser eine Berg, als manches Land und viel ist von und über ihn in alten Büchern zu lesen. Hoch oben am Nordwestende des Berges an einer steilen Felswand und schwer zugänglich, geht eine Schlucht hinein, welche in der ganzen Umgegend das Hörseelloch genannt wird; oft hört man darin, und auch wenn man auf der Höhe darübersteht, ein dumpfes Brausen, wie unterirdischer Sturm, oder ein Rauschen, als stürze Wasser auf rasch umschwingende Mühlräder. Ich selbst, da ich einsam auf dem Bergesrücken stand, die Fesenspalte suchte und sie nicht finden

konnte, vernahm ein mächtiges Rauschen unter mir, wie fallende Wasser, stieg über schroffe Klippen hinab und stand vor der Berghöhle, ich wußte nicht wie. Vor alten Zeiten, so steht in den thüringischen Chronikbüchern, ward dort jammernde Wehklage vernommen, lautes, zeterndes Geheul, zumal des Nachts, daß den Umwohnern grauste, und es ging die Sage, daß solches Geschrei von gemarterten Seelen herrühre, die dort in Höllenqualen büßen müßten. Darum wurde der Berg Hör-Seelen-Berg genannt und später Hörseelberg oder Hörselberg, wie er noch heißt bis auf diese Stunde. Und wie die Alten glaubten, daß dort im Hörselberg der Sitz des Fegefeuers sei und seine Höhle eine Pforte der Hölle, daher auch jener Zauberschüler, den der Teufel von Wartburg führte, zu sehen, wie es um des eisernen Landgrafen Seele beschaffen sei, nicht weit zu fahren hatte, sondern bald zur Stelle war, so glaubten sie auch, daß in ihm das wilde Heer seinen Wohnsitz habe, das in den zwölf Nächten über Thüringens Wälder braust. Zugleich war und ist auch der Hörselberg, und kein anderer, jener Venusberg der alten Sagen, in dessen Schoß die Heidengöttin, Frau Venus, umgewandelt in eine Zauberfei, unterirdischen Hof hält, mit aller Lust und aller Pracht, wie es wenigstens denen vorkam, die sich hineinlocken ließen von süßen Liederstimmen und holdem Mädchenwinken. Was immer die Sinne erfreuen mochte, bot sich darin dar, weshalb auch aus weit entlegenen Landen mancher kam und dort hineinging. Heraus kam keiner wieder. Noch immer wird der Hörselberg von manchem Landbewohner seiner Umgegend Venus-

berg genannt, sind auch fast verklungen die alten Sagen von solchem zauberhaften Liebeshof. Ein sicheres Zeichen, daß dieser thüringische Berg zufolge der Traditionen als der echte und rechte Zauberberg bekannt und gemeint war. Auf lateinisch nannte man ihn Mons horrisonus, d. h. der schrecklich tönende, der schrecklich rauschende Berg.

Lieblich zum Teil und zum Teil recht düster und grausenhaft klingen die Hörselbergsagen; ihm, der von außen so öde, so unfruchtbar ist und so düster anzuschauen, verlieh die Poesie der Frühzeit ein reiches, inneres Leben, in seinen Schoß barg sie Wunder und Geheimnisse, in seine Zaubertiefen stieg sie selbst hinab, als die Oberwelt ihrer nicht mehr recht achten wollte. Immer pulst und glüht noch im tiefen Schacht ihr klang- und liedervolles Herz, sie selbst ist Frau Venus, die ihren allmächtigen Liebesruf an ihre Geweihten ertönen läßt, zu ihr hinabzusteigen, damit sie ihnen ihre Wunderreize, ihre Lust und ihren tiefen, ewigen Schmerz offenbare. Da kämen dann viele, die ihr mit glühender, liebedürstender Seele folgen, nicht mehr zurück.

Eine Wetterscheide ist der Hörselberg, und seinen hohen Scheitel küssen bisweilen die Meteore des Himmels. Im Jahre dreizehnhundert achtundneunzig erhoben sich bei Eisenach am hellen Tage drei große Feuer, brannten eine Zeitlang in den Lüften, thaten sich zusammen und wieder von einander, und endlich fuhren sie alle drei in den Hörselberg hinein. — Auch das ist zu beachten, daß von den Hörselbergsagen fast keine der Geschichte angehört, alle vielmehr sind die Kinder einer aus dem

Volk hervorgegangenen und im Volk fortlebenden tief=deutsamen Poesie, mythischen Zaubers voll.

L. Bechstein.



Das Jesusbrünnlein.



Hoch auf dem Hörselberge
Hielt unter treuer Hut
Ein Schäfer seine Herde
In heißer Sonnenglut.

Die armen Schäfchen lechzten
Nach einem Wasserstrahl,
Der Hirte selber schwankte
Matt von des Durstes Qual.

Wohin er ging und blickte,
Vertrocknet war der Quell,
Vertrocknet Fluß und Bächlein,
Ihn labend sonst so hell.

Da fällt er auf die Kniee
Und stammelt im Gebet,
Indes vor seinen Augen
Sich Erd' und Himmel dreht:

„Mein Jesus, lieber Heiland,
Hilf gnädig mir durch Gott,
O hilf mir durch Maria
Aus solcher großen Not!"

Und als er zu dem Himmel
Noch betend sah empor,
Sprang aus dem nahen Felsen
Ein frischer Quell hervor.

Dem Heiland freudig dankend,
Streckt er aus seine Hand,
Und schöpfte neues Leben
Sich an der Felsenwand.

Und nie seitdem versiegte
Der kühle Gnadenquell;
Das Jesusbrünnlein rieselt
Noch heute silberhell.

A. Bube.



Der treue Eckart und der wilde Jäger.



Der wilde Jäger fährt oft in sturmvollen Winternächten über den Wald, wenn Frau Holle ihr Bett ausschüttelt, daß die Schneeflocken wie Flaumfedern vom Himmel fallen, und die Frau Holle fährt auch mit ihm. Mit einer großen Zahl verdammter Geister wohnt er im Schoß des Hörselberges, aber zu seiner Zeit kommt das Gelichter der Hölle heraus mit lautem Halloh und tobendem Jagdlärm. Da sieht man Gestalten zu Fuß und Roß, teils hoch in den Lüften, teils auch niedrig, zwischen den Bäumen, teils auf der Erde hin, im schnellen Jagen ziehen. Zuweilen erkennt man darunter Leute, die noch leben, auch andere, die schon verstorben sind. Mancher reitet auf einem dreibeinigen Pferd, mancher hat seinen Kopf unter den Arm genommen, ein anderer ist an ein Rad gebunden, und das Rad läuft mit ihm um und um; der hat das Gesicht auf dem Rücken, ein anderer hat seine Beine auf die Achsel

gehakt und kommt doch mit fort. Solch Gespenst zeigte sich in vielen Landen, in Thüringen hat es aber seinen vornehmlichen Sitz im Hörselberg. Es ist immer nicht gut, wenn es einem begegnet, daß er es sieht oder hört, aber mancher Jäger und mancher Hirte oder Holzhauer wissen davon zu reden. Wenn nun der wilde Jäger mit seinem wütenden Heer herauszieht aus dem Zauberberg, so geht ihm jederzeit ein alter Mann voran, in der Richtung, in welcher das Höllengelichter ziehen will, ein alter Mann mit weißem Haar, der trägt einen weißen Stab in seiner Hand, und das ist der treue Eckart. Wer diesem nun begegnen mag, der wird von ihm gewarnt, daß er zur Seite gehe oder sich niederwerfe und den Spuk nicht sehe, wenn er ihn auch hören muß. Das ist schon manchem begegnet mit dem treuen Eckart, und daher ist ein Sprichwort im Volke entstanden, das lautet: Du bist der treue Eckart, du warnest jedermann.

Wenn der Tag graut und der Hahn kräht, fährt der tolle Spuk wieder zum Hörselberg hinein, den läßt der alte, treue Warner an sich vorüberziehen und setzt sich innen in die düstere Felsenspalte, wo er harrt und wacht, so Tag wie Nacht und jeden warnt, der hin will zu dem Venushof, um für irdische Freude die ewige Seligkeit zu opfern.

Man hat in früheren Zeiten oft den Boden vor der Höhle des Hörselberges glatt gekehrt und dann am andern Tag Fußstapfen von Menschen und Tieren in großer Menge davor gefunden.

L. Bechstein.



Die wilde Jagd.



Wenn Sturm die Waldung rüttelt,
Daß sie erbraust und kracht,
Wenn Holle Flocken schüttelt
In düstrer Winternacht,
Da zieht vom Hörselberge
Der wilde Jäger aus
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwanken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß
Durch Zweig' und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.
Hier grinsen Wutgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Horch! wie in allen Klüften
Das Jagdhorn wiederhallt,
Hallo! Hallo! in Lüften
Und in den Tiefen schallt;
Wie wild es tobt und brauset
Und furchtbar knallt und gellt,
Wie dumpf es heult und sauset
Und gräßlich brüllt und gellt!

Doch sieh! voran dem Zuge
Geht ruhig ernst ein Greis,
Sein Kleid von grauem Tuche,
Sein Scheitel silberweiß.

Von Kinn und Lippen fließet
Ein langer Bart herab,
Und seine Hand umschießet
Dürr einen weißen Stab.

Und wenn ein Hirt, ein Jäger
Dem Greis entgegensteht,
Heran des Holzes Schläger
Mit Axt und Säge geht,
Dann winkt er mit dem Stecken,
Daß jener schnell entflieht,
Eh' ihn ergreift der Schrecken,
Der wogend näher zieht.

Und Eckart, der Getreue,
Der alte Wundermann,
Warnt also stets aufs neue,
Wen flugs er warnen kann,
Bis, wenn der Hahn geschrieen
Beim ersten Morgenschein,
Die tollen Geister ziehen
Zum Hörselberg hinein.

Wenn so der Hölle Schrecken
In grauser Nacht euch naht,
Habt acht auf Eckarts Stecken,
Der zeiget sichern Pfad;
Doch wer sich nicht läßt warnen,
Dem ist es nimmer gut,
Den wird der Spuk umgarnen,
Daß ihm erstarrt das Blut.

A. Bube.



Der getreue Eckart.



O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam Geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kindelein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt, so gescheh'n, und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„„Wir kriegen nun Schelten und Streich bis aufs Blut."" —
„Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe! man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht,
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

J. W. v. Göthe.



Frau Holle und der treue Eckart.



In Thüringen liegt ein Dorf namens Schwarza, da zog Weihnachten Frau Holle vorüber, und vorn im Haufen ging der treue Eckart und warnte die Leute, aus dem Wege zu weichen, daß ihnen kein Leid widerfahre. Einige Bauernknaben hatten gerade Bier in der Schenke geholt, das sie nach Haus tragen wollten, als der Zug erschien, dem sie zusahen. Die Gespenster nahmen aber die ganze breite Straße ein, da wichen

die Dorfjungen mit ihren Kannen abseits in eine Ecke; bald nahten sich unterschiedene Weiber aus der Rotte, nahmen die Kannen und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht stille, wußten doch nicht, wie sie ihnen zu Haus thun sollten, wenn sie mit leeren Krügen kommen würden. Endlich trat der treue Eckart herbei und sagte: „Das riet euch Gott, daß ihr kein Wörtchen gesprochen habt, sonst wären euch eure Hälse umgedreht worden; gehet nun flugs heim und sagt keinem Menschen etwas von der Geschichte, so werden eure Kannen immer voll Bier sein und wird ihnen nie gebrechen.“ Dies thaten die Knaben und es war so, die Kannen wurden niemals leer, und drei Tage nahmen sie das Wort in acht. Endlich aber konnten sie's nicht länger bergen, sondern erzählten aus Vorwitz ihren Eltern den Verlauf der Sache; da war es aus, und die Krüglein versiegten.

Grimm.



Der Ritter Tannhäuser.



Es war einmal ein alter Rittersmann aus dem Frankenlande, zugleich ein Minnesänger von großen Gaben, der zu jener schönen Zeit lebte, als der edle Landgraf Hermann von Thüringen an seinen Hof auf der Wartburg so viele Dichter versammelte, die in stolzen Liederwettkämpfen um hohe Preise rangen. Er war trefflich bewandert in der Kunde der Geschichte der frühen Zeiten und hatte nach kühnen Abenteuern hin und her die Welt durchfahren, fast alle Lande durch-

reist. Da kam er am Hörselberg vorbei und hoffte noch vor abends die Wartburg zu erreichen, dahin er wohl auch von dem Landgrafen geladen war.

Als er nun recht in den Bereich des Zauberberges kam, sah er ein wunderliebliches Frauenbild in der Felsenpforte stehen, die hinab führte, von so unsäglichen Reizen, wie er noch nie gesehen, das war nach heidnischer Weise nur leicht und lockend gekleidet, winkte ihm, und zugleich drang ein Schall süßer Lieder aus der klingenden Bergestiefe herauf. Und dieses war die Frau Venus, deren holder Liebeslockung der Ritter folgte. Ein ganzes Jahr blieb er bei ihr im Genuß aller Freuden, die den Sinnen schmeicheln, aber endlich fühlte er sich nicht mehr angezogen von den Reizen der Zauberfei und der Gesellschaft in dem unterirdischen Minnenhof, und es wurde in ihm eine unbezwingliche Sehnsucht rege, diesen Ort der Sünde zu verlassen; dagegen sträubte sich Frau Venus gar sehr, als er ihr den Entschluß kund that, daß er sich wieder hinwegbegeben und versuchen wolle, ob er nicht Vergebung seiner großen Versündigung erlangen möge; endlich gelobte er ihr an, fest und unverbrüchlich, zu ihr zurückzukehren, wenn sein Wunsch nicht in Erfüllung gehe und er keine Gnade finde, und dann ewiglich bei ihr zu bleiben. So entließ sie ihn traurig und betrübt, und der Ritter trat wieder aus dem Berge. Damals lebte zu Rom ein Papst, der hieß Urban, ein strenger Mann, zu diesem zog der edle Tanhäuser, weil es so gebräuchlich war, daß große Sünder in das heilige Land oder doch wenigstens nach Rom wallfahren mußten, um den Himmel zu versöhnen

und von den Qualen ihrer Schuld freigesprochen zu werden. Zum Papst Urban trat Tannhäuser, fiel vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und beichtete die schwere Schuld, daß er ein Jahr lang in Frau Venus Berge gewesen sei. Darüber erzürnte sich Urban über die Maßen, ließ den aufrichtig Bereuenden sehr hart an und zeigte auf den weißen Kreuzesstab, den er hatte, indem er ausrief: „So wenig dieser dürre Stab grünet und jemals wieder grünen wird und kann, ebenso wenig hast du zu hoffen, daß dir jemals bei Gott und mir Verzeihung und Gnade werden kann und wird!“

Solches harte Wort bewegte den alten Tannhäuser tief. Er bat und flehte, ihm doch nur ein Jahr Zeit für Reue und Buße zu lassen, aber es war alles vergebens.

Traurig und tief bekümmert und verzweifelnd an seinem Gott und Heiland zog der arme Ritter wieder zurück den weiten Weg und kam zu seiner Frau Venus, die ihn freundlich und minniglich empfing. Er ging hinein in den Venusberg und ist nie wieder herausgekommen. Nach dreien Tagen aber hob der Stab des Papstes an zu grünen durch ein göttliches Wunder der ewigen verzeihenden Liebe, und der Papst sah erschüttert, daß bei Gott möglich sei, was ihm, dem Menschen, unmöglich geschienen. Da sandte er Boten hinaus in alle Lande, nach allen Richtungen hin, den Ritter zu suchen, ihn zurückzurufen und ihm die Gnade des Himmels zu verkünden, aber er war nicht zu finden und muß nun in dem Berge bleiben bis an der Welt Ende.

L. Bechstein.



Friedrich Rotbart.



Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er,

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Ruht ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht wie Feuersglut herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

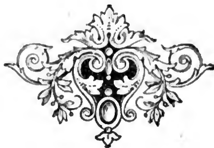
Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln dröhnend
Thut sich auf das eh'rne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's neu' zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

E. Geibel.



Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Date Due

